Berlin und Sanssouci

oder

Friedrich der Große und seine Freunde.

Historischer Roman

von

L. Mühlbach.

Vierter Band.

Berlin.
Verlag von M. Simion.

1854.

Viertes Buch.

Voltaire in Sanssouci.

I.

Das Versprechen.

Es war ein wundervoller Sommertag. Die ganze Natur schien wie in einem heitern Lächeln des Glückes und der Liebe aufzuthauen zu diesem klaren blauen geheimnißvollen und doch so verheißungsvollen Himmel, der sich über ihr wölbte, und sich in den rauschenden Flüssen und den murmelnden Bächen wiederspiegelte, und die im lauen Westwind sich schaukelnden Bäume und die mit ihren vollen geöffneten Kelchen träumerisch emporstarrenden Blumen mit seinem hellsten Liebesstrahl zu grüßen schien.

Oben auf der Terrasse von Sanssouci stand der König und blickte mit leuchtenden Augen auf dieses wundervolle Panorama hin, das sich da zu seinen Füßen entfaltete, und das nicht bloß Gott und der Natur, sondern auch dem Geschmack und dem Kunstsinn des Königs seine Entstehung verdankte. Der König war allein, er

befand sich auf seinem Schlosse Sanssouci, das heißt, er hatte für einige schöne Stunden die Last und den Glanz seines Königthums abgestreift, und war jetzt nur der Philosoph, der Sohn der Musen und des Epicur, der Gelehrte, der Weise, der Freund, mit einem Wort, wie er sich gern selber nannte — der Abt von Sanssouci.

Wenn der König sein Lieblingshaus, sein Sanssouci bezog, ließ er am Fuße dieses reizenden Hügels, das seinem Hause als Fundament diente, dieses ganze Gefolge von Ehre, Sorge, Herrlichkeit und Kümmernissen zurück, das die Könige auf allen Wegen zu begleiten pflegt; mit jedem Schritte aufwärts, den er auf den Terrassen that, erheiterte sich sein Antlitz mehr und mehr; er athmete freier und leichter auf, wie Einer, der seine Brust von einer schweren und erdrückenden Last befreit fühlt, und aus dem Thale der Sorgen und Mühe sich emporhebt zu den Bergen, wo die Luft reiner und heiterer, und der Mensch dem Gottesfrieden der Schöpfung näher ist.

Das war Friedrich wirklich, wenn er diese Terrassen emporstieg, und oben angelangt, begrüßt von der im Sonnenglanz leuchtenden Inschrift seines Hauses, begrüßt von diesen zwei so lakonischen und so inhaltsreichen

Worten „Sanssouci", fühlte der König, daß dieselben sich wie ein heiteres Lächeln auf sein Antlitz niedersenkten, die Falten und Sorgen, welche das Königthum auf seine Stirn gepreßt, glätteten, seinen Mund wie mit dem Kuß eines Freundes küßten, und sein Herz, welches zuweilen sich so matt und gelangweilt fühlte, wieder frischer und kräftiger schlagen machte. Dann war er wieder Er selber, das heißt der muthige Held, der weise, die Menschen liebende Herrscher, der gerechte König, der liebevolle Mensch, der edle, treue Freund, der geistvolle, heitere, sarkastische Gesellschafter, der sich am wohlsten fühlte im Kreise einer heitern angeregten, und anregsamen Tischgesellschaft, gleichviel, ob dieselbe aus Fürsten und hohen Herren, oder aus Gelehrten, Künstlern und Dichtern bestand. Das Genie war für Friedrich immer ein genügendes Diplom, um Demjenigen, welchem es inne wohnte, das Prädikat „hoffähig" zu verleihen, und wenn der König, um dieses Diplom für jedes noch so blöde Auge sichtbar zu machen, dem Genie noch außerdem gern ein Adelswappen und eine Grafenkrone umhing, so wollte er vielleicht dadurch nicht so sehr das Genie, als seine Edelleute ehren, denen er die Leute von geistigem Adel und geistiger Größe als Ihresgleichen zuführte. — So hatte er den geistreichen Algarotti zum Grafen, den

witzigen, feinbeobachtenden Herrn von Bielfeld zum Baron, den muthigen, geistvollen Chazot zum Grafen erhoben, so endlich hatte er Voltaire den Kammerherrnschlüssel gesandt, damit der Etiquette Genüge geschähe, und die Freunde Friedrichs, des Philosophen von Sanssouci, auch die Genossen und Gesellschafter des Königs von Preußen in seinen prachtvollen Schlössern, und inmitten der königlichen Prinzen und Prinzessinnen und seines hohen Adels sein dürften.

Von all diesen Vorurtheilen und Berechnungen wußte der König nichts mehr, sobald er sein Sanssouci betrat. Da wollte er vergessen, daß er der König sei, da gestattete er das sogar seinen Freunden, vorausgesetzt nur, daß sie sich immer der Achtung und Berücksichtigung erinnerten, welche man dem Manne von Genie und großer Begabung schuldig ist. Freilich hatten Manche seiner Freunde dieses Privilegium, und diese Freiheit, welche der Philosoph von Sanssouci seinen Gästen gestattete, gemißbraucht, und Friedrich hatte dann wider seinen Willen sich genöthigt gesehen, mit dem zornigen und gebieterischen Blick eines Königs die allzuvertrauliche Zudringlichkeit, und die gar zu rücksichtslose Ungenirtheit seiner Genossen in ihre Schranken zurückzudrängen, aber es gab da auch Einige, welche niemals eine solche Rüge

und einen solchen Königsblick verdient hatten, bei denen Friedrich immer gewiß sein konnte, niemals von der Vertraulichkeit die Achtung vor dem Königthum gefährdet zu sehen, und nicht nöthig zu haben in seinem Königschlosse zu Berlin ein Betragen desavouiren zu müssen, das er in Sanssouci gestattet hatte.

Einer von diesen stets rücksichtsvollen, stets ergebenen, sich immer gleichbleibenden, sich niemals verleugnenden Freunden war der Marquis d'Argens. Der König inmitten seines glänzenden Gefolges und seiner irdischen Herrlichkeit ließ den Marquis niemals den Philosophen von Sanssouci vergessen, den er liebte, nicht weil er ein König, sondern weil er für ihn der größte, der erhabenste, und liebenswertheste aller Menschen war; aber bei dem einfachen, heitern und anscheinend so sorglosen Philosophen von Sanssouci vergaß der Marquis ebensowenig, daß hinter demselben der machtvolle und gewaltige König verborgen sei.

Friedrich hatte daher zu diesem Genossen seiner „Confidenztafel" das größte Vertrauen, er gestattete ihm mehr Vorrechte, als irgend einem Andern seiner Freunde, und der Marquis war bis jetzt der Einzige, welcher, wenn der König in Sanssouci wohnte, nicht bloß als Gast nach Sanssouci geladen ward, sondern auch daselbst

seine Wohnung und sein Nachtquartier fand, während die übrigen Freunde entweder in dem Cavalierhause oder im Schlosse zu Potsdam logirt wurden.

So war es gewesen, seit diesen vier Jahren, daß Friedrich seinen „Weinberg" bewohnte, seit jenem Tage, mit welchem wir den dritten Band dieser Schilderungen geschlossen haben. Man verzeihe es, wenn wir von der Freiheit des Dichters Gebrauch machend, diese vier Jahre überspringen, und diesen vierten Band mit dem Jahre 1750 beginnen, mit demjenigen Jahre, welches die Geschichtschreiber gewohnt sind, als das glücklichste und sonnenhellste Jahr in dem Leben König Friedrichs des Zweiten zu bezeichnen. — Aber man weiß wohl, daß das Glück immer nur der schönen Purpurrose gleicht, welche, trotz ihrer Schönheit, mit der sie uns erfreut, doch immer auch ihre Dornen hat, mit denen sie uns verwundet, man weiß wohl, daß der sonnenhellste Tag nicht bloß in den Gärten und Lusthainen, sondern auch auf den Gräbern Blumen sprießen macht, und wenn wir diese Letzteren pflücken und damit unser Haupt bekränzen, wer will dann entscheiden, ob wir das thun aus Freude an der Gegenwart oder aus treuer Anhänglichkeit an die Vergangenheit.

Der König allerdings schien glücklich und heiter,

aber diese vier Jahre, in denen wir ihn nicht gesehen, waren doch nicht spurlos an seinem Haupte vorübergegangen, sie hatten einen leisen Schatten auf seiner hohen Stirn zurückgelassen und seinen sonst so lächelnden und jugendlichen Lippen einen mehr geschlossenen und strengen Ausdruck gegeben. Der jetzt achtunddreißigjährige König war noch immer der edle schöne Mann, aber von seinem Antlitz war der Sonnenschein gewichen, und sein Auge, welches sehr wohl noch die Blitze des Zeus zu schleudern wußte, hatte nicht mehr jenes sanfte bezaubernde Feuer, mit welchem die Götter selbst nur von der Venus begnadigt werden konnten. — Gleich dem Polykrates hatte der König, um sein Geschick zu versöhnen, das Liebste, was er hatte, in's Meer geschleudert, aber er war dadurch um sein schönstes Juwel, er war um die Liebe ärmer geworden, und wenn auch vielleicht die Krone auf seinem Haupte dadurch fester saß, so hatte doch sein Herz eine Wunde empfangen, welche wohl vernarbte, aber in ihrer Vernarbung gerade sein Herz zu verhärten begann.

Aber nicht an diese zurückgelegten vier Jahre, nicht an deren heimliche Schmerzen und von Niemanden gewahrte Enttäuschungen und Resignationen dachte der König, als er jetzt verklärt vom Glanz der Abendsonne auf

der Terrasse von Sanssouci stand, und das herrliche Panorama, das ihn umgab, mit strahlendem Auge überschaute.

Das ist schön, wirklich schön, sagte er zu sich selber, und ich denke, Voltaire wird finden, daß die Sonne in Sanssouci fast eben so warm, wie in Cirey scheint, und daß man hier auch heiter und zufrieden leben kann, wenn wir hier auch keine divine Emilie haben, welche abwechselnd mit Kindern und mit gelehrten Büchern in die Wochen kommt. *) Ach, ich wollte, er wäre erst hier, denn so lange ich ihn nicht sehe, glaube ich nicht an sein Kommen.

In diesem Augenblick bemerkte der König neben sich den Schatten einer menschlichen Gestalt, den die Abend-

*) Voltaire lebte seit zehn Jahren in Cirey bei seiner Freundin, der Marquise Emilie du Chatelet Lamont, einer sehr gelehrten Dame, welcher Voltaire so sehr ergeben war, daß er, um sich nicht von ihr trennen zu müssen, die Einladungen des Königs, nach Sanssouci zu kommen, immer ausschlug. Im Jahre 1749 gebar die Marquise nach zwanzigjähriger Ehe, in ihrem fünfundvierzigsten Jahre, ihr erstes Kind. Zwei Stunden nach der Geburt ihres Sohnes setzte sie sich an ihren Schreibtisch, um eine angefangene philosophische Abhandlung über das Newton'sche Natursystem zu vollenden. Die Folge davon war, daß sie erkrankte, und zwei Tage nachher am Kindbettfieber starb. — Erst nach ihrem Tode nahm Voltaire die Einladung des Königs, nach Sanssouci zu kommen, an.

sonne zu einer wahren Riesenlänge über die Terrassen hinzog. Der König wandte sich hastig um, und begrüßte mit einem freundlichen Kopfneigen den Marquis d'Argens, der eben aus dem Schlosse getreten war, und sich eilig dem König näherte.

Sie sind liebenswürdig, Marquis, sagte der König lächelnd. Sie sind so schnell von Ihrer Fahrt nach Berlin zurückgekehrt, daß man wahrhaftig meinen sollte, die Liebe habe Ihnen ein Paar Flügel verliehen, um schneller hier zu sein.

Der Marquis stutzte ein wenig, das glückliche Lächeln verschwand für einen Moment aus seinem Angesicht, und er warf einen fast erschreckenden Blick auf das Antlitz des Königs. Dies indessen trug nur den Ausdruck der Heiterkeit und des Wohlwollens, und nicht die kleinste Spur einer Drohung war in seinen Blicken.

Der Marquis nahm daher wieder seine heitere Miene an. Gewiß, sagte er, hat mir die Liebe Flügel verliehen, denn sie wußte wohl, daß ich zu dem Gegenstand meiner heißesten und aufrichtigsten Anbetung, daß ich zu Euerer Majestät zurückkehren wollte, und wär's auch nur, um zu Ihren Füßen ein Füllhorn von Neuigkeiten auszuschütten.

Ach, es giebt also etwas Neues, sagte der König

heiter. Sehen Sie also, wie Recht ich gethan habe, Sie als Gesandten an diese erhabene Göttin Fama abzusenden. Sie hat Ihnen einige Geschenke für mich mitgegeben. Lassen Sie also sehen, worin dieselben bestehen!

Zuerst dasjenige, von dem ich leider weiß, daß es Euerer Majestät als das köstlichste Kleinod erscheinen wird. — Voltaire ist in Berlin angekommen, und wird morgen in der Frühe hier sein.

Des Königs Antlitz strahlte vor Vergnügen, aber er war zartsinnig genug, jede Aeußerung seiner Freude zurückzuhalten. Sie fügen Ihrer Nachricht das Wort „leider" hinzu? fragte er. Sie bedauern es also, daß Voltaire zu mir kommt?

Der Marquis schwieg eine Weile, und senkte gedankenvoll sein Haupt. Als er es dann wieder emporhob, leuchtete es in seinen Augen wie eine Thräne.

Ja, sagte er, ich bedauere es, Sire, ich bedaure es, wie man am Abend eines wundervollen Tages den Untergang der Sonne, wie schön er immer sein mag, doch mit Wehmuth und Bedauern begrüßt, weil man nicht weiß, ob der Tag, welcher da kommen wird, dem schönen Tage, welcher eben zu Ende geht, gleichen wird. Sire, morgen geht über Sanssouci eine neue Sonne

auf, und sie bringt einen neuen Tag. Ich beklage den, welcher heute zu Ende geht!

Eifersüchtig! sagte der König kopfschüttelnd, indem er die Hände auf dem Rücken faltete, und langsam und schweigend am Rande der Terrasse auf und nieder ging. Der Marquis schaute ihm mit traurigen Blicken zu, und wagte es nicht, ungerufen an seine Seite zu treten.

Plötzlich blieb der König vor ihm stehen und legte seine Hand auf die Schulter des Marquis. Sie haben Recht, sagte er, es beginnt morgen für uns Alle hier ein neuer Tag, und eine neue Sonne wird über Sans-souci emporleuchten. Aber ich fürchte, daß diese Sonne sich sehr bald unter Wolken verbergen, und daß der neue Tag vielleicht sehr stürmisch endigen wird. Voltaire ist das letzte Ideal meiner Jugendjahre! Gebe Gott, daß ich es nicht auch als ein zerfetztes Zerrbild zu den andern werfen muß! Gebe Gott, daß der Mensch Voltaire nicht den Genius Voltaire von dem Altar hebt, den ich ihm mit bereitwilligen Händen in meinem Herzen errichtet habe, und daß der Cyniker und Geizhals Voltaire nicht diesen Altar zerstört, um in seinem Fundament nach einigen Goldstücken und Pretiosen zu wühlen. Ich habe eine schlimme Ahnung, als ob es so kommen müßte, und als ob die Trümmer des zerstörten Altars zer-

schmetternd auf mein eigenes Herz zurückfallen würden. Denn was Ihr auch immer sagen mögt, und wie sehr die Menschen daran genagt und gerüttelt haben, ich habe noch immer ein Herz!

Und welch ein edles, großes und schönes Herz! rief d'Argens tief bewegt. Welch eine Fülle von Liebe, von Poesie, von Großmuth und Erbarmen ist in dem Herzen meines Königs.

Davon, Marquis, dürfen Sie Voltaire nichts verrathen, sagte der König lächelnd, denn ich fürchte, er würde mich um Deswillen verspotten, und seine giftige Satyre, wie er es schon ein Mal gethan, über mich ergießen. Voltaire ist geizig! Das gefällt mir nicht! Denn der Geiz ist ein unedler Rost, welcher das edelste Metall zuletzt verdunkelt und unkenntlich macht. Die Geizigen zudem lieben nichts als Sich Selber, und so fürchte ich, kommt Voltaire nicht zu mir, weil er mich liebt, sondern weil ich ihm ein bedeutendes Jahrgeld zugesichert, und ihm auf sein Verlangen viertausend Thaler Reisegeld gesandt habe.

Jetzt, Sire, thun Sie ihm Unrecht, rief der Marquis, mehr noch, Sie thun Sich selber Unrecht. Voltaire ist groß und genial genug, um nicht auf Ihre Krone, sondern auf die Stirn, welche sie trägt, zu blicken, und

er betet Sie an, nicht weil Sie der König, sondern weil Sie der große, erhabene Mann, weil Sie der Held, der Dichter, der Gelehrte und Philosoph und endlich auch der edle Mensch sind!

Ah, was für ein Kind Sie noch immer sind, Marquis, sagte Friedrich mit einem wehmüthigen Lächeln. Sie glauben noch an die uneigennützige Zuneigung der Menschen untereinander? Aber freilich, Sie haben wohl ein Recht dazu, denn Sie zum Mindesten sind einer solchen Zuneigung fähig, und ich bin wahrhaftig eitel genug zu glauben, daß Sie mir dieselbe zugewandt haben.

Gott sei gelobt für dieses Wort, rief d'Argens freudestrahlend. Jetzt mögen Voltaire und die sieben Weisen, jetzt möge meinetwegen Vater Abraham selber kommen, Ihr Isaak fürchtet Niemand mehr, denn mein König glaubt an mich und meine anbetungsvolle Zärtlichkeit.

Ja, sagte der König, noch glaube ich an Sie, und schlimm wär's, wenn auch Sie mich eines Tages enttäuschen wollten, denn ich würde dann keinem Menschen mehr glauben. Ihr gutes Gesicht, und — daß ich's Ihnen sage — auch Ihre Liebe ist mir nothwendig, und ich denke, ich werde dieselbe zuweilen als das Perseusschild benutzen, um es dem Medusenantlitz entgegen zu halten, zu welchem die ganze Menschheit und die ganze

Welt sich mir immer mehr und mehr verzerrt. Sie dürfen mich daher niemals verlassen, Sie müssen immer bei mir bleiben. Ich bedarf Ihrer guten Augen, Ihres heitern Lächelns, Ihrer kindischen Thorheiten und Ihrer weisen Erfahrungen. Ich bedarf eines Pylades, denn ich glaube wohl, daß ein Stückchen Orestes in mir verborgen ist. Nun also, Pylades, schwören Sie mir, daß Sie mich niemals verlassen, daß Sie von heute an kein anderes Vaterland mehr haben wollen, als Preußen, keine andere Heimath, als Potsdam und Sanssouci!

Ah, Euere Majestät fordern zu viel, rief d'Argens mit Thränen in den Augen. Ich kann mein Vaterland nicht abschwören, ich kann meine Provence nicht verleugnen. Sie wissen es wohl, Sire, daß es mir damit geht, wie dem Schweizer mit seinem Kuhreigen. Wenn er ihn in seiner Heimath hört, so hüpft ihm das Herz vor Freuden, und wenn er ihn in der Fremde vernimmt, so füllen sich seine Augen mit Thränen. So geht es mir mit der beau soleil de ma Provence. Schon die Erinnerung an sie erwärmt mir das Herz, und ich meine, wenn ich dereinst als ein alter, erkalteter Greis meine schöne Heimathssonne wiedersehe, so werde ich wieder jung und wieder warm werden. Wollen Euere

Majestät daher nicht verlangen, daß ich auf immer meiner Heimath entsage.

Sie lieben Ihre Sonne der Provence also doch mehr als mich? sagte Friedrich mit einem leichten Stirnrunzeln.

Oh, Euere Majestät sagen das, und doch habe ich ihr den Rücken gewandt und jauchze vor Glück, wenn die Sonne des Nordens einen Strahl ihres Auges auf mich fallen läßt! Sire, lassen Sie mein Leben mich im Glanze der Sonne des Nordens hinbringen, aber gestatten Sie mir die Gnade, unter der Sonne meiner Heimath sterben zu dürfen!

Sie sind ein wunderlicher Mann, sagte Friedrich lächelnd. Wie wollen Sie denn wissen, wann Sie sterben werden, und wann es also Zeit für Sie ist, nach der Provence zurückzukehren?

Man hat mir einst prophezeit, ich würde sehr alt werden, und Euere Majestät wissen wohl, daß ich an Prophezeihungen glaube.

Was nennen Sie alt, Marquis? Zacharias war bekanntlich achtzig Jahre, als ihm sein jungfräuliches siebenzigjähriges Weib ihr erstes Kind gebar.

Gott behüte mich vor solcher überreifen Jugend und solchem jungfräulichen Weibe, Sire. Ich bin's zufrieden,

wenn mein Herz noch jung bleibt bis zu meinem siebenzigsten Jahr, und noch Kraft bis dahin hat, Euere Majestät zu lieben und sich Ihrer Größe zu freuen. Dann aber, Sire, dann werde ich alt werden und kalt, und dann ist's Zeit, daß meine Heimathssonne mich und mein Grab erwärmt. Sire, wenn ich siebenzig Jahre alt bin, dann erlauben Sie Ihrem treuesten und ergebensten Unterthan, sich wieder zu erinnern, daß Frankreich sein Vaterland ist, und dort sein Grab zu suchen, wo seine Wiege gestanden hat.

Siebenzig Jahre! Und wie alt sind Sie jetzt?

Ah, Sire, ich bin noch jung, erst sechsundvierzig Jahre. Sie sehen also wohl, daß ich nur einen Vorwand suchte, um mir von Euerer Majestät zu erbitten, eine halbe Ewigkeit zu Ihren Füßen sitzen und Sie anbeten zu dürfen!

Sechsundvierzig Jahre! Das macht also vierundzwanzig Jahre, die Sie bei mir ausharren wollen. Vierundzwanzig! Ich werde dann zweiundsechszig Jahre alt sein, das heißt, ich werde ein verknöchertes Herz, eine unerschütterliche Menschenverachtung und gar keine Illusionen mehr haben. Marquis, ich glaube, daß ich Sie alsdann entbehren kann! Sei's also drum, Sie bleiben

bei mir, bis Sie siebenzig Jahre alt sind. Ihr Wort darauf, Marquis?

Ah, haben Euere Majestät vielmehr die Gnade, mir zu versprechen, daß Sie mich nicht früher gehen heißen wollen!

Ich verspreche es Ihnen, und ich habe also Ihren Schwur dagegen?

Sire, Sie haben ihn! An dem Tage also, wo ich mein siebenzigstes Jahr antrete, werde ich Euerer Majestät meinen Taufschein schicken, welcher dann zugleich mein Todtenschein sein wird. Sie werden dann sagen: „der Marquis d'Argens ist todt", und ich werde hingehen, mich in der Provence begraben zu lassen. *)

Und vorher, nicht wahr, werden Sie devot und religiös werden?

Ja, Sire, ich werde auf das Devoteste alle Ihre Güte für mich anerkennen, ich werde der religiöseste Anbeter alles Dessen sein, was Euere Majestät zum Wohl der Menschheit, der Wissenschaft und des Ruhms gethan haben und thun werden!

Gut! Aber es giebt in dieser Welt noch eine andere Religion, der Sie bis jetzt nicht mit großem Eifer an-

---

Thiébault: Vol. V. p. 360.

hangen. Werden Sie damit endigen, die Maske derselben vorzunehmen, und sich ihren Satzungen, die Sie indessen Ihr ganzes Leben hindurch bekämpft haben, zu unterwerfen? Werden Sie sogar, wenn Sie dem Tode nahe sind, diese Ceremonien beobachten, welche Ihre Religion Ihnen vorschreibt?

Der Marquis antwortete nicht sogleich. Er ließ seine Blicke über das schöne herrliche Panorama zu ihren Füßen hinschweifen, auf welches eben die Sonne ihre letzten glühenden Purpurstrahlen ergoß. Da ist Gott, Sire, rief er begeisterungsvoll, da ist er gewiß und sicherlich! Warum sind die Menschen es nicht zufrieden, ihn anzubeten, wo sie gewiß sind, ihn zu finden! Warum suchen sie ihn in einem Hause von Stein und —

Und in einer Oblate von Mehl und Wasser, unterbrach ihn der König. Sagen Sie, werden Sie ihn da auch eines Tages suchen, Marquis?

Ja, Sire, sagte d'Argens nach kurzem Besinnen. Ich werde mich dazu entschließen, aus Freundschaft für meinen Bruder und aus Interesse für meine Familie.

Das heißt also, daß Sie die Interessen der Philosophie verrathen, daß Sie ihr ungetreu werden wollen?

Es wird so scheinen, Sire, aber kein Mann von Geist und Ueberlegung wird sich von dieser anscheinenden

Untreue dupiren lassen; wenn die Rolle, die ich spielen werde, Anfangs auch nicht noble und würdig erscheinen mag, so wird man sie doch um der Motive willen, die mich dazu veranlaßten, entschuldigen müssen, und jedenfalls wird es nicht mein Unrecht sein, wenn die thörichten Menschen mir nur die Alternative gelassen haben, zu heucheln, oder meinen Verwandten, die ich liebe und von denen ich geliebt werde, sehr viel Ungemach zu bereiten. Ich werde also aus Liebe zu meiner Familie als ein Heuchler sterben.*) Aber, Sire, weshalb wollen wir vom Sterben reden? Weshalb die heiligen und lächelnden Geister der Griechen und Römer, welche ihren neuesten Tempel, welche Sanssouci umschweben, beunruhigen, indem wir ihnen das Knochengeripppe mit der Hippe entgegenstellen?

*) Der Marquis, welcher sich nach seinem siebenzigsten Jahre wirklich mit seiner Frau nach der Provence zurückzog, starb dort, und die Zeitungen beeiferten sich zu verkünden, der Marquis sei als ein guter Christ, und seinen Unglauben und seine Philosophie abschwörend, gestorben. Der König verlangte darüber in einem eigenhändigen Briefe an die Wittwe des Marquis nähere Auskunft. Die Marquise gesteht in ihrem Anwortschreiben allerdings zu, daß ihr Mann die letzte Oelung empfangen habe; aber sie fügt hinzu, daß dies geschehen sei, als ihr Gemahl schon mit dem Tode rang, nicht mehr hören und sehen konnte, und sie, überwältigt von Schmerz, das Sterbezimmer verlassen hätte. Da

Sie haben Recht, Marquis! Fort mit dem eklen Gespenst; noch gehört uns das Leben! Ah, und ein schönes Leben soll das werden! Als gelehrige Schüler wollen wir zu den Füßen Voltaire's sitzen, und von ihm lernen, wie man mit einem Satyrslächeln sich den Schmerz verscheuchen und mit ächter Dichterbegeisterung sich das Leben zum Paradiese lügen kann! Erzählen Sie mir jetzt weiter von den großen Neuigkeiten, die Sie mir aus Berlin mitgebracht haben.

Nun, Sire, Voltaire ist nicht der einzige Stern, welcher über Berlin aufgegangen ist. Es giebt da auch noch Kometen, welche zuweilen am Himmel leuchten, dann eine Zeitlang verschwinden, dann aber am Himmel wieder emporleuchten, um auf's Neue Unfug, Zwist und Krieg auf Erden zu verbreiten. Ich fürchte, daß der

---

habe der Abbé, der Freund ihres Bruders, der diesen Moment förmlich belauert hätte, sich an das Bett des Sterbenden begeben und ihm die letzte Oelung gegeben. „Ach, Sire, fügt sie hinzu, welch ein Land ist dies! Man geht so weit, mir zu sagen, daß der größte Dienst, den ich meinem Gatten erzeigen könnte, der wäre, Alles zu verbrennen, was von seinen Schriften noch übrig sei, und auch die Gemälde, welche er mitgebracht, den Flammen zu übergeben. Denn je mehr man Sündhaftes hier auf Erden verbrenne, desto weniger müsse man selber in der Hölle brennen ꝛc.“ Oeuvres posthumes. Vol. XII. p. 316.

Komet, welcher jetzt in Berlin wieder aufgegangen, sehr viel Zank und Ärger bringen wird.

Der König heftete seine großen feurigen Augen mit einem durchbohrenden Ausdruck auf das Antlitz des Marquis. Sie sprechen in Räthseln, sagte er. Wer ist der Komet, der wiedergekehrt ist?

Sire, ich weiß nicht, welchen Namen ich ihr geben soll. Denn sie selber nennt sich mit einem Namen, den die ganze Welt ihr bestreitet, und von dem sie dennoch schwört, daß er ächt sei.

Sie! Es ist also eine Frau, von welcher die Rede ist?

Sire, und eine Frau, welche wir lange Jahre für eine Göttin oder zum Mindesten für eine Fee gehalten haben. Barbarina ist aus England zurückgekehrt!

Ist sie das! sagte der König gleichgültig, aber er wandte sich um und ging langsam, mit zurückgelehntem Haupt, emporschauend zum Himmel, am Rande der Terrasse entlang. Am Ende derselben blieb er stehen, und die Arme ineinanderfaltend, blickte er lange hinaus auf die Gegend, die in ihrer ruhigen, stillen Schönheit sein Auge erquickte und die Stürme seines Innern sänftigte. Der Marquis stand in der Ferne und schaute mit liebevollen Blicken hinüber zu dem König, dessen edles Antlitz eben, vom letzten Strahl der Abendsonne getroffen, wie

in einer Verklärung leuchtete. In den Bäumen erhob sich eben jener schnelle, wirbelnde Wind, welcher das Untergehen der Sonne zu begleiten pflegt, und gleichsam der letzte krampfhafte Todesseufzer des sterbenden Tages ist. Dieser Wind durchzitterte wie ein Wehelaut die friedliche Stille ringsum, er unterbrach das tactmäßige Plätschern der Cascaden und Springbrunnen, und wie er durch die Bäume rauschte, nahm er aus ihren grünen Kronen die ersten gelben Blätter, die darin wie die ersten weißen Haare im Scheitel einer schönen Frau sich verborgen gehalten, hervor und trieb sie in muthwilligem Spiel vor sich her. Ein solches welkes Blatt fiel zu den Füßen des Königs nieder. Er hob es auf, und es mit sinnenden Blicken betrachtend, schritt er langsam wieder die Terrasse entlang und näherte sich dem Marquis.

Sehen Sie da, Freund, sagte er, das schön geformte, von der Verwesung mit gelben Tinten abschattirte Blatt dem Marquis entgegenhaltend, sehen Sie da, Freund, das ist mir Barbarina. Ein welkes Blatt meiner Vergangenheit, weiter nichts. Homer hat wohl Recht, wenn er die Herzen der Menschen den welken Blättern im Winde vergleicht. Auch Barbarina ist ein solches welkes Blatt, ich hebe es auf und lege es in das Herbarium meiner Erinnerungen, und freue mich, wenn der Staub

des Lebens von ihm abgefallen, an seinem kunstvollen Geäder und seiner herrlichen Formation. — Und jetzt, nachdem Sie das wissen, Freund, jetzt erzählen Sie mir! Warum ist die Signora zurückgekehrt? Kommt sie allein oder mit ihrem Gemahl, dem Lord Stuart Mackenzie?

Sie ist mit ihrer Schwester zurückgekehrt und Lord Stuart ist nicht ihr Gemahl. Man sagt, er sei bereits mit einer reichen Schottländerin vermählt gewesen, als Barbarina in England ankam.

Der König lachte. Und die Menschen verlangen noch, daß man ernsthaft bleibe, wenn sie von der Ewigkeit ihrer Liebe reden, sagte er. Hat dieser kleine schwärmerische Lord nicht Himmel und Erde verschworen, um die Signora an die Unsterblichkeit seiner Liebe glauben zu machen, war er nicht fast dem Wahnsinn nahe, als ich ihm seine Schöne aus Venedig entführen ließ, machte er mich nicht deshalb für sein Leben und seinen Verstand verantwortlich, wenn ich ihm meine Tänzerin nicht auslieferte, damit er sie mit einer kunstvollen Pirouette unter die ehrwürdigen und tugendreichen Ahnfrauen im großen Ahnensaal seines Schlosses als Lady Stuart aufhängen könnte, und jetzt! — Jetzt kann Barbarina Gevatter stehen bei Lord Stuart's Erstgebornem!

Oder er bei Barbarina's Erstgebornem! Denn, wie man sagt, ist die Signora verheirathet.

Mit wem?

Mit dem Regierungsrath von Cocceji!

Unsinn! Wo hätte er sich mit ihr verheirathen sollen! Er hat Berlin nicht verlassen und sie war in England! Aber Sie haben Recht, ihre Rückkehr wird uns viel Zank und Unfrieden bringen, und ich sehe da schon das ganze Ahnengeschlecht der Cocceji ihre Hände aus dem Grabe emporstrecken, um diese Tänzerin zu bedrohen, welche es wagen will ihre Tochter zu werden. Nun, der Cocceji wird so gut vernünftig und abgekühlt werden, wie es der Lord Stuart geworden ist. Es kommt Alles darauf an, daß man seinem Feuer Zeit gönne, sich abzukühlen und auszubrennen. Diese Gunst wird seine Familie wohl von mir begehren, und ich denke, ich werde sie ihr gewähren müssen. Aber lassen Sie uns jetzt in's Haus gehen, Marquis. Die Sonne ist untergegangen und mich friert. Ich weiß nicht, ob von der Abendkühle oder von Ihren Nachrichten. Kommen Sie, lassen Sie uns vorher schnell noch einige Male auf- und niedergehen, und dann sollen Sie mir in der Bibliothek nachhelfen an der letzten Strophe eines Gedichts, das ich zur Begrüßung Voltaire's entworfen habe. Runzeln Sie nicht

die Stirn, Marquis! Lassen Sie mich immerhin seine Ankunft besingen, wer weiß, ob ich es mit seiner Abreise ebenso machen werde. Ich freue mich auf sein Hiersein und doch fürchte ich es. Muß man ja doch die Sonne nicht zu nah' und zu scharf betrachten, wenn man keine Flecken an ihr finden will. Vielleicht auch sind wir zu gleich geartet, um in Harmonie und Frieden miteinander leben zu können. Nur das Verschiedene zieht sich an und das Gleiche stößt sich ab. Glauben Sie mir nur, ich werde mit Voltaire nicht, wie mit Ihnen, noch vierundzwanzig Jahre friedlichen Zusammenlebens haben. Vierundzwanzig Jahre, vergessen Sie das nicht, vierundzwanzig Jahre gehören Sie mir!

Nein, Sire, so lange ich lebe, gehöre ich Ihnen, bin ich Ihr Sclave, den Sie nicht mit Gold, sondern mit Ihrem großen, edlen Selbst erkauft haben. So lang ich lebe, ist mein Herz bei Ihnen, wenn auch der siebenzigjährige Greis nach der Provence zu seinem Grab geflüchtet ist. Aber, Sire, ich möchte Euere Majestät in dieser Stunde noch um eine andere Gnade anflehen!

Sprechen Sie, Marquis, nur sein Sie nicht so grausam, etwas zu fordern, was ich Ihnen nicht gewähren kann!

Sire, wenn es der Natur gefallen sollte, mich abzu-

rufen und zu vernichten, noch ehe ich mein siebenzigstes Jahr erreicht habe, wenn ich hier sterben sollte, so gewähren mir Euere Majestät die Gnade, mich nicht auf einem dieser ernsthaften, düstern, schweigenden und todten Kirchhöfe begraben zu lassen, wo Schädel neben Schädel liegt, und bei der berühmten Auferstehung Jeder Gefahr läuft, sich fremde Knochen anzueignen und den jüngsten Tag gleich als Dieb anzutreten. Nein, Sire, lassen Sie mich auch im Tode noch Individuum bleiben und nicht in der Masse verloren gehen. Sterbe ich hier, nun so gönnen Sie mir die Gnade, dort begraben zu werden, wo ich lebend die seligsten Stunden genoß. Lassen Sie mich nach einem langen, vielbewegten Tage die Nacht der Unsterblichkeit im Garten von Sanssouci durchträumen!

So sei es, mein Freund, sagte der König bewegt. Dort, wissen Sie wohl, unter der Statue der Flora ist mein Grab. Wo soll das Ihre sein? Wählen Sie sich eine Stelle!

Wenn ich wählen darf, Sire, so möchte ich dort drüben unter jener schönen Vase von Ebenhecht begraben werden.

Der König nickte ihm lächelnd Gewährung zu. Kommen Sie, sagte er, indem er den Arm des Marquis in

den seinen legte, kommen Sie! Wir wollen zu jener Vase gehen, und ich will die Hand auf dieselbe legen und sie zu Ihrem Grabmal weihen.

Schweigend gingen sie die Plattform entlang, an der Statue der Flora vorüber, welche d'Argens mit einem ehrerbietigen Neigen des Kopfes, der König mit einem Lächeln begrüßte. Wie sie aber jetzt diese zwei kleinen Stufen hinabschritten und dieses von grünem Rasen umhegte Rondel betraten, blieb der König stehen und schaute sinnend nieder auf diese Steinplatte, welche er eben mit seinem Fuße berührte.

Sein Sie andächtig und fromm an dieser Stelle, sagte er. Wir stehen hier am Grabe meiner treuesten Freundin, die uns Beiden vorangegangen ist in die Seligkeit des ewigen Schlafes. Hier liegt Biche begraben! Den Hut ab, Marquis! Sie liebte mich und war mir treu bis zum Tode. Wer weiß, ob ich unter meiner Flora und Sie unter Ihrer Vase das Lob verdienen, was ich aus ganzer Seele meiner Biche nachrufe: Sie war ein treues und ein edles Herz! *)

---

*) Nicolai: Anecdoten Heft II. Seite 202.

II.

Voltaire und sein königlicher Freund.

Der König hatte sich heute früher wie sonst in seine Bibliothek zurückgezogen. Er hatte seine Cabinetsräthe in der Frühe des Morgens, eine Stunde vor der gewöhnlichen Zeit, zu sich beschieden, dann hatte er seine Minister empfangen und mit ihnen gearbeitet, und froh endlich, diese Pflichten seines königlichen Amts beendet zu haben, war er in seine Bibliothek gegangen, um die Zeit, welche ihm heute mit Schneckenlangsamkeit vorwärts zu kriechen schien, mit Lectüre und Schreiben zu tödten.

Der König erwartete Voltaire. Er wußte, daß derselbe bereits in Potsdam angelangt sei, und dort in den für ihn im königlichen Schlosse eingerichteten Zimmern nur ein wenig ausruhe, um dann nach Sanssouci zu kommen und seinen königlichen Freund zu begrüßen.

Der König sah diesem ersten Begegnen Voltaire's nach jahrelanger Trennung indessen mehr mit schmerzlicher,

angstvoller Beklommenheit, als mit freudiger Ungeduld entgegen. Voltaire's Ankunft zu längerem Aufenthalt war ein seit Jahren von Friedrich begehrtes und glühend erstrebtes Ereigniß, und jetzt, da es sich seiner Erfüllung nahte, zitterte der König fast davor, wie vor einem Schreckniß, fühlte er sein Herz beklemmt und fast kummervoll. Was bedeutete das? Wie kam es, daß diese Freundschaft, die man sich seit sechszehn Jahren so vielfach betheuert, so excentrisch und begeisterungsvoll einander gelobt hatte, jetzt an dem Ziele ihrer Wünsche angelangt, dennoch den König nicht befriedigte, sondern ihn mit einem eisigen Hauche des Todes und der Vernichtung anwehte?

Der König, wie sehr er immer auch von Bewunderung und Anbetung für das Genie des großen französischen Dichters Voltaire durchdrungen war, der König fühlte doch, daß diese Bewunderung dem Menschen Voltaire vielleicht schaden könnte, weil dieser derselben nicht genügen möchte. Er ahnte, daß die Wirklichkeit und das tägliche Zusammensein sich wie ein erkältender Mehlthau auf diese seltene Wunderblume einer Freundschaft zwischen dem König und dem Dichter legen könnte, einer Wunderblume, welche man so viele Jahre der Trennung mit glühenden Betheuerungen und feurigen Erklärungen genährt und erwärmt hatte, und die man jetzt aus diesem

Treibhause des imaginairen und brieflichen Lebens an die Wirklichkeit und zur Wahrheit verpflanzen wollte. Und doch fehlte dieser Freundschaft schon das Fundament der Wahrheit und Wirklichkeit, doch hatte sie keinen Boden mehr unter sich, sondern schwebte wie ein schillerndes Phantom in der Luft, wie eine köstliche Fata Morgana, deren glänzende Tempelhallen und Säulen bald wieder in Nebel und Duft zerfließen sollten!

Und in diesen Tempelhallen der Fata Morgana wollten die beiden größten Geister, die beiden vorurtheilslosesten Freidenker, die beiden genialsten Philosophen ihres Jahrhunderts den Cultus der Freundschaft begehen? In diesem Tempel von Nebelduft wollten sie einander umarmen, während doch das zweischneidige Schwert des gegenseitigen Mißtrauens und Argwohns schon zwischen ihnen hing und mit seinem unheimlichen Blitzen und Funkeln sie Beide hätte zurückschrecken sollen. Beide glaubten sie nicht mehr an die Tiefe ihrer Freundschaft, und dennoch, je weniger sie daran glaubten, mit desto beredteren Worten sprachen ihre Lippen von der Ewigkeit und Unvergänglichkeit derselben. Jeder von ihnen sagte zu sich: „ich allein will die Früchte dieser Freundschaft genießen und dem Andern nur die Blüthen derselben geben.“ Beide bedachten sie nicht, daß solche

Blüthen immer nur künstlich, geruchlos und bald verblüht sein müßten, wie glänzend sie beim ersten Anblick auch erscheinen möchten.

Der König konnte Voltaire nie verzeihen, daß er einst, im jugendlichen Ungestüm seiner Begeisterung, sich so weit herabgelassen hatte, Voltaire die Hand zu küssen,*) und daß der stolze, ehrgeizige Dichter diese Huldigung laut ausgeprahlt hatte in die Welt, während er sie als ein zugleich heiliges und gefährliches Geheimniß in dem tiefsten Schrein seines Herzes hätte verbergen sollen.

Voltaire zürnte dem König, weil er jüngst erst an den jungen Dichter d'Arnaud ein Gedicht gemacht, in welchem er Voltaire „die untergehende", d'Arnaud „die aufgehende Sonne" nennt.**)

Und doch liebten sie Beide einander, und doch wollten sie jetzt diese Liebe langer Jahre bethätigen, indem sie dieselbe auf den Prüfstein steten Beisammenseins und ununterbrochener Gemeinschaft legten.

Der König also erwartete Voltaire, und wie er jetzt das Heranrollen eines Wagens, dann das Öffnen der Thüren, das Geräusch sprechender Stimmen vernahm, sprang er mit Heftigkeit von seinem Sitz empor und

*) Thiébault V. S. 245. — Preuß I. S. 254.

**) Oeuvres posthumes.

näherte sich, dem ersten Impuls seiner Freude nachgebend, der Thür, um Voltaire entgegenzueilen. Aber schon auf der Schwelle der Thür angelangt, blieb er stehen und überlegte.

Nein, sagte er dann, ich werde ihm nicht entgegengehen. Vielleicht würde er mich damit nur verspotten, vielleicht würde er sich dessen rühmen.

Und mit traurigen Mienen kehrte der König zu seinem Lehnsessel zurück und nahm wieder das Buch zur Hand, in welchem er zuvor gelesen.

Jetzt klopfte es an die Thür, jetzt erschien der Lakay und meldete den Herrn von Voltaire, — und nun, diese Gestalt, die da auf der Schwelle erscheint, dieser Mann mit der etwas zusammengedrückten schmalen Brust, dem von Alter oder Krankheit gebeugten Nacken, dieser Mann mit dem wunderbaren Antlitz, von dem man nicht weiß, ob es das Antlitz eines Satyrs oder eines Halbgottes ist, dessen Augen bald von einem göttlichen, bald von einem dämonischen Feuer leuchten, dessen Mund sich bald zu einer erschreckenden Grimasse, bald zu einem bezaubernden Lächeln öffnet, dieser Mann ist Voltaire.

Wie der König diesen wunderbaren sprühenden Augen mit seinen Blicken begegnete, vergaß er Alles, sein Königthum und seine Würde und Voltaire's Eitelkeit und

Bosheit. Er war für ihn nur noch der große Dichter, das staunenswürdige Genie, und mit diesem Gefühl eilte er Voltaire entgegen, öffnete er ihm die Arme und drückte ihn zärtlich an seine Brust.

Willkommen, willkommen, mein Herr und mein Meister! rief der König. Ich empfange Sie, wie es dem Schüler geziemt, in meiner Schulstube, umgeben von den Büchern, dessen verschlossene und räthselhafte Weisheit Sie, mein Lehrer, mir ausdeuten und erklären sollen.

Im Gegentheil, Sire, sagte Voltaire mit seinem einnehmendsten Lächeln und seiner sanftesten Stimme, im Gegentheil, Sire, Sie empfangen mich mit allem Prunk Ihres Königthums, sitzend auf dem Thron, den Euere Majestät nicht ererbt, sondern erobert haben. Auf dem Thron der Wissenschaft und Gelehrsamkeit, bekränzt mit dem Lorbeer, den die Götter nur den Helden und den Dichtern aufbewahren. Ah, mein Auge wird geblendet von dem Glanz, der mich hier umgiebt, ich beuge mich in Demuth vor diesem schönen Haupt, das zu gleicher Zeit zwei Kronen trägt und in zweien Reichen herrscht. Sire, empfangen Sie mich als den Abgeordneten aus diesem Reich der Dichter, dessen Krone Sie mit so viel Erhabenheit und Anmuth tragen!

Der König lächelte. Lassen Sie mich Ihren Mitbürger und Kampfgenossen in der Republik der Geister sein, sagte er. Wenn ich sonst die Republiken für ein Unding und eine Unmöglichkeit halte, so glaube ich doch an diese Republik und trage ihr ein ächt republikanisches, nach Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit strebendes Herz entgegen. Erinnern Sie Sich dessen immer, mein Freund, und lassen Sie uns in Sanssouci vergessen, daß Ihr Republikaner anderswo noch der erste Beamte eines Königreiches ist. Und jetzt lassen Sie mich zuerst erfahren, wie Ihnen die Reise bekommen ist, und ob Sie überall denjenigen aufmerksamen Empfang gefunden haben, den ich auf allen Stationen für Sie anbefohlen hatte?

Ah, Sire, bei jeder Station, die ich in Ihrem Lande erreichte, habe ich mich mehr zerknirscht und demüthig Ihrer Größe gegenüber gefühlt. Wie erhaben, mächtig und allgewaltig, sagte ich mir, muß doch dieser König sein, da man mich so ehrt und feiert, bloß weil ich die Gnade genieße, mich seiner Gunst erfreuen zu können. Diese Freude, Sire, ist es auch allein gewesen, welche mir die Kraft verliehen hat, hierher zu kommen. Meine Freunde in Paris nannten es eine Lächerlichkeit, daß ich in diesem jammervollen und elenden Zustande eine Reise

unternehmen wollte. Aber ich, Sire, ich fühlte, daß ich nicht sterben würde, bevor ich nicht noch einmal zu den Füßen dieses großen, und doch so einfachen Mannes, dieses erhabenen und doch so liebenswürdigen Philosophenkönigs gesessen, und an seiner Weisheit und seinen Scherzen mein krankes Herz erquickt hätte. Ich bin also gekommen, Sire, nicht als Voltaire, sondern als der tragische Scarron Ihres Jahrhunderts, und habe mich auf dem ganzen Wege auch immer nur den „Kranken des Königs von Preußen“ genannt. *)

Ah, rief der König lächelnd, Sie und der Marschall von Sachsen sind mit Ihrer Krankheit in derselben Lage. Sie Beide haben in Ihrer größten Hinfälligkeit mehr Energie und Kraft, als alle andern Menschen in ihrer schönsten Gesundheit. **) Wären Sie also jetzt nicht gekommen, so würde ich Sie für einen Falschmünzer gehalten haben, der mir statt der ächten Münze seiner Freundschaft nur versilbertes Blei giebt, und mich betrügt, indem er mich zu beschenken scheint. Ihr Glück also, daß Sie da sind! Wahrlich, Sie gleichen dem weißen Elephanten, um dessenwillen sich der Schach von

---

*) Oeuvres complètes de Voltaire. Gotha 1788. Vol. 58. pag. 313.

**) Oeuvres posthumes. Vol. II. p. 353.

Persien und der Groß-Mogul bekriegen, und mit dem sie ihre Titel vermehren, wenn sie glücklich genug gewesen, ihn erobert zu haben. So werde ich von heute an meine Titel so beginnen: Friedrich von Gottes Gnaden, König von Preußen, Kurfürst von Brandenburg, Besitzer von Voltaire, et cetera. *)

Euere Majestät mögen sagen: „Besitzer vom unveräußerlichen Voltaire", denn darin bin ich wenigstens klüger, wie der weiße Elephant, daß ich es um meinen Besitz nicht zu einem Kriege kommen lasse, sondern mich ganz freudig und bereitwillig zum Eigenthum Euerer Majestät erkläre. Lassen Sie mich also der weiße Elephant Euerer Majestät sein, und wenn der Groß-Mogul mich zurückbegehrte, so verleugnen mich Euere Majestät!

Während Voltaire so sprach, warf er einen lauernden, raschen Blick auf das Antlitz des Königs, und seine Züge verloren für einen Moment den Ausdruck der Zärtlichkeit und des Lächelns. Friedrich sah das nicht oder wollte es nicht sehen.

Nicht doch, sagte er heiter, ich werde Sie nicht verleugnen, sondern sagen, daß Sie Mein sind.

Ich bin immerhin doch noch Unterthan des Königs

---

*) Des Königs eigene Worte. Oeuvres posth. II. p. 357.

von Frankreich, rief Voltaire achselzuckend, man hat mir, als ich Paris verließ, nicht den Titel eines Historiographen des Königs von Frankreich, sondern nur meine Pension abnehmen wollen. Man wußte vielleicht, daß ich mit der Post reise, und daß ein Titel weniger schwer für meine Pferde fortzuschleppen sei, als eine Pension von sechstausend Livres. Man hat mich also von derselben erleichtert, und ich komme ohne Pension zu Euerer Majestät.

Diese Anspielung war zu deutlich, als daß der König sie nicht hätte verstehen müssen; aber er wollte sie nicht verstehen. Nur flog es wie ein Schatten über seine Stirn und der leuchtende Ausdruck seines Angesichts trübte sich ein wenig. Er, welcher Voltaire so gern als erhabenes Genie anbeten mochte, fühlte sich schmerzlich davon getroffen, ihm als kleinlichen, berechnenden Menschen zu begegnen.

Sie sind also in Ungnade bei meinem Bruder Ludwig von Frankreich? fragte er.

Im Gegentheil, Sire, man versicherte mich der höchsten Gnade, man ging sogar so weit, mich mit einem ebenso schmeichelhaften als erfreulichen Auftrag zu beehren, und wenn es mir Euere Majestät erlaubt, möchte ich mich sogleich desselben entledigen.

Thun Sie das, sagte Friedrich lächelnd, machen Sie es sich bei mir immer leichter, damit Ihre Schwingen Sie desto höher emportragen. Man hat Sie um Ihre Pension erleichtert, werfen Sie nun noch Ihren Auftrag zu dem andern Ballast hin.

Sire, die Marquise von Pompadour hat mir aufgetragen, Euerer Majestät die allergehorsamsten und unterthänigsten Grüße zu sagen, und Euere Majestät ihrer größten Ehrerbietung und Devotion zu versichern.

Der König zog ruhig seine goldene, mit Brillanten besetzte Tabatière aus seiner Westentasche hervor, und während er langsam eine Prise nahm und seine großen brennenden Augen auf Voltaire's lächelndes, erwartungsvolles Antlitz heftete, sagte er vollkommen gleichgültig: die Marquise von Pompadour? — Ich kenne sie nicht.*)

Voltaire zuckte zusammen und blickte den König erstaunt und fragend an.

Aber Friedrich schien das gar nicht zu bemerken, sondern fuhr ruhig fort: Aber haben Sie mir sonst keine Grüße zu bringen? Hat Keiner der großen Geister, an denen Paris so reich ist, sich meiner erinnert?

Sire, ich werde mich wohl hüten, weitere Grüße zu

---

*) Voltaire: Oeuvres complêtes. Vol. 58. p. 325.

bestellen, denn Euerer Majestät gegenüber werden alle sogenannten großen Geister klein erscheinen und Euere Majestät werden sie nicht anerkennen.

Der König lächelte. Oh nicht doch, ich erkenne gern an, was wirklich groß und anerkennenswerth ist. Voltaire wird niemals einen größeren Bewunderer haben, als ich es bin!

Ah, diese Worte sind ein Balsam, Sire, den ich auf meine Brust legen will, welche noch ganz zerfleischt ist von der wilden Meute meiner Kritiker!

Ah, die Kritiker machen Ihnen also noch immer Sorgen und Kümmernisse? rief Friedrich kopfschüttelnd.

Sie haben mich wund gehetzt und in mein innerstes Fleisch ihre unersättlichen Giftzähne gebohrt, sagte Voltaire mit dem ihm eigenen, schnell aufflammenden Zorn. So miserable und jammervoll sind sie, daß ich mir selber schon ganz miserable und jammervoll erschien, und ganz zerknirscht und demüthig Euere Majestät fragen will: ob, wenn solche Meute ihre Stimme erheben und ungestraft bellen kann, es nicht besser ist, daß Voltaire sich in eine Höhle verkriecht und die Thiere der Wüste, welche vielleicht seine Verse als melodisches Gebrüll anerkennen möchten, seine Brüder nennt?

Also immer noch der Brausekopf, der Orlando Fu-

rioso? rief der König lächelnd. Immer noch ist Ihre Haut so weich, daß diese Nadelspitzen der kleinen Kritiker Sie verletzen? Und ihnen zu Gefallen wollten Sie verstummen? Wenn Sie Sich von den Musen scheiden lassen wollten, Freund, wer sollte dann noch Muth haben, mit ihnen anzubinden! Nein, nein, ahmen Sie nicht dem Gott Abraham's, Isaak's und Jakob's nach, und strafen Sie die Verbrechen der Väter nicht bis in's dritte und vierte Glied, lassen Sie das Publikum von heute und von den nächsten Jahrhunderten nicht entgelten, was einige Kritiker verschuldet haben! Die Verfolgungen des Neides sind ein Tribut, den das Verdienst an die Gewöhnlichkeit zahlt. Wenn einige elende Kritiker gegen Sie belfern, so denken Sie nur nicht, daß die Nationen und die Zukunft von denselben sich dupiren lassen. Ungeachtet der Kritteleien der sogenannten Kunstkenner bewundern wir noch heute die Meisterwerke Griechenlands und Roms; das Geschrei des Aeschines hat den Ruhm des Demosthenes nicht verdunkelt, und was Lucian auch immer sagen mochte, Cäsar ist und bleibt einer der größten Männer, den die Menschheit jemals erzeugt hat. Ich garantire Ihnen dafür, daß Sie nach Ihrem Tode vergöttert werden. Aber ich bitte Sie, beeilen Sie Sich nicht, Gott zu werden, sondern begnügen Sie Sich vor-

läufig damit, Ihre Apotheose in der Tasche zu haben, und von allen Denen verehrt zu werden, die über Neid und Vorurtheile erhaben sind und in deren erster Reihe ich selber stehe! *)

Ah, warum ist die ganze Welt nicht da, diese erhabenen Worte eines Königs zu hören, den ich von heute an so stolz bin, meinen König nennen zu wollen, rief Voltaire leidenschaftlich. Sire, ich liebe Sie leidenschaftlich, ich bilde mir ein, daß die Götter uns für einander geschaffen haben, ich habe Sie lange zärtlich geliebt, ich bin erzürnt auf Sie gewesen, aber ich habe Ihnen Alles verziehen und liebe Sie wirklich jetzt bis zur Raserei. Es hat nie einen schwächeren Körper als den meinen, nie aber eine gefühlvollere Seele gegeben. Ich wage es, Sie ebenso sehr zu lieben, als ich Sie bewundere. **) Und wahrlich, ich halte das für einen ebenso großen Sieg, als die fünf andern Siege, die Euere Majestät erkämpft hat, und um deretwillen die Welt Sie bewundert. Ich, Sire, ich will Sie nicht bloß bewundern, sondern auch lieben, und von heute an werde ich als Ihr treuer Hund immer zu Ihren Füßen liegen und

---

*) Des Königs eigene Worte. Oeuvres posthumes Vol. II. pag. 337.

**) Voltaire's eigene Worte.

Sie anschauen, gleichviel, ob Sie mich von da fortjagen und sagen, daß Sie nicht mein Herr sein wollen. Ich werde dennoch wiederkehren, auf Ihrer Thürschwelle soll meine Heimath sein, und da werde ich zufrieden sein mit den Brosamen, die von Ihrer Tafel fallen. Mein Reichthum und mein Glück soll darin bestehen, Sie zu lieben!

Nun, und ich werde Ihre Liebe nicht auf eine so harte Probe stellen, sagte der König lächelnd. Es wird sich hoffentlich noch eine andere dauernde Wohnung für Sie finden, und wir werden schon dafür sorgen, daß Sie nicht dem Lazarus gleichen, der die Brosamen empfängt, sondern dem reichen Mann, von dessen Tisch sie fielen.

Das war endlich eine Art Zusicherung und Verheißung, welche die bange Sorge und Unruhe Voltaire's ein wenig zu beschwichtigen vermochte und sein Antlitz strahlen machte vor Freude. Aber er unterdrückte schnell genug wieder diese Freude, welche dem aufmerksamen Auge des Königs seine egoistischen und habsüchtigen Wünsche hätte verrathen können, und nahm eine traurige Miene an.

Ach, Sire, sagte er wehmuthsvoll, ich gleiche dennoch gar sehr dem Lazarus, und wenn Euere Majestät nicht die Wunderkraft des jungen jüdischen Rabbi Jesus Christus

besitzen, so werden Sie mich wohl bald begraben müssen. Aber ich bin so gläubig, wie nur irgend einer der Juden war; ich glaube an die wunderthätige Kraft Ihrer Hand. Hat doch die Berührung Ihrer Hand genügt, um in die Krone Preußens das schöne Schlesien als funkelnden Brillanten einzufügen, die schlummernden Geister zu wecken, und auf diesen nordischen Steppen die Blüthen der Cultur und Bildung hervorzurufen. Sire, ich glaube nicht an die Wunderkraft des sogenannten Messias, aber ich glaube an die Wunderkraft des Salomons des Nordens, und ich bin bereit, vor der ganzen Welt Zeugniß für ihn abzulegen!

Aber wenn der französische Hahn kräht, werden Sie mich doch drei Mal verrathen, sagte der König. Ich kenne Sie schon, und ich weiß, daß, wenn Sie zornig sind, Ihnen Nichts heilig ist, und ich fürchte, Sie werden hier wie überall noch oft Gelegenheit finden, zornig zu sein. Aber jetzt vor allen Dingen, was bringen Sie mir mit? Welches Geschenk hat Ihnen Ihre Muse für den armen Philosophen von Sanssouci gegeben? Denn ich will nicht fürchten, daß Sie mit leeren Händen kommen und daß Frankreichs Homer seine Leier zerbrochen hat.

Nein, Sire, ich komme nicht mit leeren Händen.

Ich bringe Ihnen Etwas mit, und ich denke, es ist das Beste und Schönste, was ich jemals meiner Muse abgerungen habe. Seit zwanzig Jahren war ich indignirt zu sehen, was mein guter Freund und Meister Crebillon aus dem besten und erhabensten Sujet des Alterthums gemacht hatte. Wie er aus der purpurnen Toga sich mit geschickten Schneiderhänden eine kleine Affenjacke zusammengeflickt und sie aufgeputzt hatte mit dem elenden Flittertand einer erbärmlichen Liebe und hochstelziger, ostgothischer Verse. Crebillon hat einen französischen Catilina geschrieben, ich, Sire, ich habe einen römischen Catilina geschrieben! Ah, Sie werden sehen und Sie werden staunen! In einer meiner jammervollen, schlaflosen Nächte bemächtigte sich meiner der Teufel und sagte zu mir: „Räche Cicero und Frankreich! Beiden hat Crebillon Schmach angethan, wasche die Schande von Deinem Lande ab.“ Dieser Teufel war ein guter Teufel, und selbst Sie, Majestät, hätten mich nicht mehr zur Arbeit antreiben können, als er es that. Tag und Nacht fesselte er mich an den Schreibtisch. Ich glaubte zu sterben vor Aufregung, aber der Teufel hielt mich fest und die Geister der großen Römer umstanden meinen Schreibtisch und rissen die lächerlichen Masken ab, welche Crebillon ihnen angeklebt; sie zeigten

mir ihr wahres, erhabenes, strahlendes Angesicht, und befahlen mir, sie abzukonterfeien, damit die Welt endlich ihrer Schönheit inne werde und nicht von Crebillon's Carricaturen mehr betrogen werde. Ich mußte wohl gehorchen, Sire, ich arbeitete unaufhaltsam und in acht Tagen war mein Werk vollendet, Catilina war geboren, aber ich war so erschöpft davon, wie nur jemals eine Frau nach ihrer Entbindung es gewesen.*)

Das heißt, Sie wollen nicht sagen, daß Sie in acht Tagen eine Tragödie geschrieben haben? fragte der König. Sie haben den Plan dazu entworfen, und den bringen Sie mir mit und wollen ihn hier ausarbeiten?

Nein, Sire, ich bringe Ihnen die fertige Tragödie, und es ist wahr, ich habe sie in acht Tagen geschrieben.**) Ah, Sire, das ist ein Werk, an dem Sie Freude erleben sollen! Sie werden da keine verliebte Tullia, keinen schwatzhaften, zahnlosen Cicero, aber Sie werden ein furchtbares Bild von Rom sehen, ein Bild, welches mich selber noch erschaudern macht. Aber, Sire, wenn Sie es lesen, muß ich Sie beschwören, es in dem Sinne zu lesen, in welchem ich es geschrieben habe. Ich habe meinem Collegen

---

*) Diese ganze Rede ist von Voltaire selbst. Siehe Oeuvres complêtes. Vol. 58. p. 277—78.

**) Voltaire: Oeuvres complêtes. Vol. 58. p. 273.

Crebillon allen diesen dramatischen Plunder gelassen, der auf der Bühne einmal hergebracht ist; sein Catilina ist eine reine Fiction, ich habe den meinen in meiner Eigenschaft als Historiograph geschrieben. Bei mir ist Rom die Hauptperson; sie ist die Liebhaberin, für welche ich will, daß sich das Publikum von ganz Europa interessire. Ich habe keine andere Intrigue als Rom's Gefahr; keine andere Verknüpfung als die rasenden Kunstgriffe Catilina's, die Vehemenz und handelnde Tugend Cicero's, die Eifersucht des Senats, die Entwickelung des Charakters von Cäsar. Keine andere Frau als eine Unglückliche, die um so natürlicher von Catilina verführt worden, als, wie die Geschichte uns lehrt, dies Ungeheuer liebenswürdig war. Ich weiß nicht, Sire, ob Sie beim vierten Akt schaudern werden, aber ich, der Dichter, ich habe dabei gebebt und geschaudert.*) Meine Tragödie ist nach keinem Modell gearbeitet, sie ist ganz neu, in nova fert animus. Freilich wird mich die Welt wieder damit verlästern und die kleinen Seelen werden mich zähnefletschend anbellen, aber mein Werk ist geschrieben mit einer großen Seele; die großen Seelen werden mich verstehen und die eklen kleinen und gemeinen werde ich doch endlich Alle

---

*) Voltaire's eigene Worte.

zerschmettert unter meine Füße niedertreten. Jupiter kämpfte mit den Titanen und bezwang sie! Nun bin ich kein Jupiter, aber wahrlich, meine Gegner sind auch keine Titanen!

Und während seine Worte so in einem unaufhaltsamen, mächtigen Strom über seine Lippen sprudelten, war Voltaire ein ganz Anderer geworden. Sein Antlitz war jetzt von einer leuchtenden, imponirenden Schönheit, seine Augen strahlten in einem erhabenen Feuer, ein wundervolles Lächeln umschwebte seine Lippen und seine vorher gebeugte und zusammengedrückte Gestalt war jetzt hochaufgerichtet, stolz und gebieterisch.

Der König hatte ihm mit freudigem Herzen zugeschaut, und als Voltaire jetzt hochaufathmend schwieg, legte Friedrich seine beiden Hände auf Voltaire's Schultern und sah ihm lange und mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Liebe und Zärtlichkeit in das leuchtende Angesicht.

Ah, sagte der König, jetzt habe ich endlich meinen Voltaire wieder, meinen stolzen, begeisterten Dichterkönig, meinen ruhmstrahlenden Homeros. Der Genius hat das Krokosmäntelchen des Hofcavaliers abgestreift, und statt der kleinlichen, geschmeidig demüthigen Worte finde ich endlich die zerschmetternde, melodische, juwelenfunkelnde,

stolze Sprache meines Dichters wieder. Willkommen, Voltaire, willkommen, mein Dichterkönig, in Sanssouci, dessen armer Philosoph nur über Menschen König ist, während Ihnen die Geister unterworfen sind. Ah, mein mächtiger König und Herr, sein Sie gnädig! Sie besitzen ein so großes Königreich, schenken Sie mir wenigstens eine kleine Provinz desselben!

Ah, Sire, Sie spotten meiner, rief Voltaire. Ich habe Cicero und Cäsar für das Theater geschrieben, Sie aber stellen diese beiden größten Männer des großen Alterthums Beide vereint in Ihrer Person auf dem Theater der Welt dar,*) und ich bin hierher gekommen, um dieses Wunder zu sehen, welches jedenfalls ein höheres Drama ist, als das meine, und jedenfalls würdiger ausgeführt wird. Denn Euere Majestät stellen dar, was Sie wirklich sind, wo aber werde ich Schauspieler finden können, welche meinen Cäsar, meinen Cicero und Catilina darstellen könnten? Wie soll man Coulissenreißer in große Männer verwandeln, und aus hundewedelnden, kleinen pappenen Modehelden freie Römer machen können? Ich habe keine Schauspieler für meine Tragödie in Paris

---

*) Voltaire's eigene Worte. Vol. 58. S. 316.

finden können, und ehe ich es schlecht darstellen lasse, werde ich es gar nicht geben.

Wir wollen es hier bei uns auf die Bühne bringen, sagte der König. Ja, wahrlich, mit diesem neuen großen Werk soll Voltaire's Ankunft über Berlin als ein flammender Komet aufleuchten! Indem man erfährt, daß Sie endlich da sind, soll man auf's Neue zugleich sehen, daß Sie würdig sind, angebetet und verehrt zu werden. In vier Wochen soll Ihr neues Werk in meinem Schlosse dargestellt werden!

Wie? Euere Majestät haben auch ein französisches Schauspiel, und zwar ein solches, welches es wagen darf, meinen Catilina zu geben?

Voltaire zu Liebe werden alle meine Hofherren, ja selbst meine Geschwister, sich in Schauspieler verwandeln, und wenn Ihnen in Paris ein Cicero fehlte, nun in Berlin wird er Ihnen nicht fehlen, denn haben wir nicht Voltaire, welcher ihn darstellen wird? Und wenn es Ihnen in Paris an einem guten Director und Regisseur mangelte, so wird das in Berlin nicht der Fall sein, denn Voltaire hat die Erlaubniß, sich an meinem Hofe Diejenigen auszuwählen, welche er für die geeignetesten Schauspieler hält, und er selber wird ihnen ihre Rollen einstudiren. Nur mich selber nehme ich aus. Vor zehn

Jahren wollte ich in Rheinsberg Ihren „Tod Cäsar's“ aufführen und darin eine Rolle übernehmen, da starb der Kaiser von Deutschland, und das Schicksal rief mich auf das große Theater der Welt, wo ich seitdem meine Rolle zu spielen versuche, wie es eben geht, und ihr alle meine Kraft und Thätigkeit weihen muß. Ich darf daher nicht noch andere Rollen übernehmen, denn die beiden Rollen könnten sich verwirren, und was könnte nicht Alles daraus entstehen, wenn der König von Preußen von heute Morgen sich mit dem Cicero von gestern Abend verwechselte, und gegen die Tyrannen eine fulminante Rede hielte und die freien Römer zur Vertheidigung ihrer Rechte aufriefe, während er doch selber ein Stückchen Tyrann sein muß und seine Unterthanen mehr Sclavenseelen als römische Freiheitshelden sind. Ich muß mich also darauf beschränken, den Zuschauer abzugeben und Ihnen auf der Bühne als Cicero zu applaudiren, wie ich es außer derselben Ihnen als Voltaire thue.

Und es ist also in der That Ihr Ernst, Sire, Sie wollen mein Drama, das bis jetzt noch wie ein Scheintodter in meiner Schreibmappe liegt, zum Leben erwecken?

In vier Wochen, spätestens in zwei Monaten muß

es zur Darstellung kommen, und Sie werden dieselbe leiten!

Voltaire's strahlendes Antlitz verfinsterte sich, das heitere Leuchten verschwand von der Stirn des Dichters und der eigennützige Mensch zog wieder seine Linien und Furchen über dieselbe.

In vier Wochen, Sire? sagte er kopfschüttelnd. Ich fürchte, daß ich alsdann nicht mehr hier sein werde. Ich bin gekommen, um mich einige glückliche Tage an Ihrem Anblick zu sonnen und zu erwärmen, —

Und dann? unterbrach ihn Friedrich mit schnell verfinsterten Mienen.

Dann will ich einen Lieblingstraum meines ganzen Lebens ausführen und nach Italien gehen, nach der heiligen Stadt Roma, um da auf den Gräbern Cäsar's und Cicero's zu knieen, Sanct Peter, die Mediceische Venus und den Pabst zu sehen.

Der König lächelte. Sie werden nicht nach Rom gehen, sagte er, und der heilige Vater wird nicht das Glück haben, den gottesläugnerischen Saulus in einen frommen und gläubigen Paulus verwandeln zu können. Sie werden in Berlin bleiben, und wenn Sie es nicht freiwillig thun wollen, so werde ich Sie mit Gewalt dazu zwingen. Ich werde Sie zu meinem Unterthan

machen, ich werde Sie mit Orden und Titeln binden, ich werde Sie nöthigen, ein Gehalt von mir anzunehmen, und dann, wenn Sie mir dann noch entfliehen wollen, dann werde ich das Recht haben, Sie mit Gewalt von jedem Potentaten der Erde zurückzurufen!

Jetzt ward Voltaire's Gesicht wieder strahlend und freudig. Ah, Sire, rief er lächelnd, es wird keiner Gewalt bedürfen, um mich hier zu fesseln. Ihr Befehl allein genügt.

Und Ihre Pflicht! Mein Kammerherr darf nicht auf einen Tag von meinem Hoflager sich entfernen, ohne meine Erlaubniß zu haben. Ich mache Sie also zu meinem Kammerherrn. Ich lege das Band meines Ordens pour le mérite um Ihren Hals, damit ich doch ein Band habe, an welchem ich Sie halten kann, und um Sie ganz zu meinem Gefangenen zu machen, gebe ich Ihnen in meinem Schloß zu Potsdam eine Wohnung. Damit Sie Sich dort nicht als Einsiedler fühlen, werden Sie jeden Tag sechs Couverts für Ihre Freunde bereit haben, und um Ihnen den Anschein der Freiheit zu geben, werden Sie Ihre eigene Equipage und Dienerschaft haben, die Ihnen in allen Dingen gehorchen müssen, nur dann nicht, wenn Sie Ihren Bedienten befehlen, Ihre

Sachen einzupacken, und Ihrem Kutscher, die Reiseroute nach Rom oder Paris einzuschlagen.

Voltaire hörte den Worten des Königs mit gespannter, athemloser Aufmerksamkeit zu. Etwas Lauerndes, Argwöhnisches und Unbefriedigtes war in seinem Gesicht, das dem König nicht entging und dessen Ursache er sehr wohl kannte. Dennoch schwieg er, und Voltaire erschöpfte sich in Worten der Dankbarkeit und Freude, aber diesen Worten fehlte der Elant der Wahrheit, und von der Freude, welche seine Lippen schilderten, war nichts in seinem Antlitz zu lesen.

Ich habe nur noch Eins hinzuzufügen, sagte der König endlich, und Eure Göttlichkeit und Größe möge es einem andern Erdenwurm verzeihen, wenn er es wagt, in Ihrer erhabenen Gegenwart von einem so schmutzigen und gemeinen Dinge zu reden, als da ist: das Geld!

Voltaire's Augen blitzten höher auf, und es schien durchaus nicht, als ob dieser Gegenstand der Unterhaltung ihn beleidigte.

Sie haben, fuhr der König fort, in Frankreich eine Pension von sechstausend Livres aufgegeben. Es ist billig, daß ich Sie dafür entschädige. Wie sehr auch Ihr großer Geist über alles Irdische erhaben sein mag, so hat doch auch die irdische Existenz ihre Rechte, und ich

will nicht, daß diese jemals, so lange Sie bei mir sind, durch den Schatten irgend einer Entbehrung getrübt sei. Sie werden also von mir ein Jahrgehalt von fünftausend Thalern annehmen müssen, und da Sie außerdem freie Wohnung und freie Tafel haben, so denke ich, werden Sie damit behaglich leben können.

Voltaire's Herz hüpfte hoch vor Freude, aber er zwang sich ruhig und gelassen zu erscheinen.

Euere Majestät vergessen das Wichtigste, sagte er, Sie geben mir Wohnung und Speise, aber es fehlt mir noch das Licht und das Feuer. Ich bin ein alter Mann und werde es nicht aus mir selber schöpfen können.

Der König lachte laut. Wahrlich, sagte er, ich finde es ganz in der Ordnung, daß der größte Freigeist und Dichter seines Jahrhunderts in Sorgen ist um das Licht, welches ihm leuchten soll. Rechnen wir also für jeden Monat zwölf Pfund Wachslicht, ich denke, das wird genügen, damit es bei Ihnen niemals dunkel werden soll. Und was die übrigen kleinen Bedürfnisse des Lebens anbelangt, so werden Sie die Güte haben, dem Castellan des Schlosses aufzuschreiben, was Sie bedürfen, und es wird Ihnen regelmäßig am ersten Tage jeden Monats eingeliefert werden. Wir sind also einverstanden? Sie bleiben bei mir?

Ich bleibe bei Ihnen, Sire, nicht um den Kammerherrntitel und den Orden, nicht um die Pension, ich bleibe bei Ihnen, Sire, weil ich Sie liebe. Mein Herz opfert Ihnen den Traum meines ganzen Lebens, die Reise nach Italien. Oh, ich wollte, ich könnte Ihnen noch größere und gefährlichere Opfer bringen, ich wollte, es gäbe ein Mittel, Ihnen meine Liebe, meine Anbetung, meine aufrichtige Bewunderung zu bezeigen!

Der König legte sanft seine Hand auf Voltaire's Schulter und sah ihm lange und tief in die Augen. Sein Sie ein so guter Mensch, als Sie ein großer Dichter sind, sagte er, das ist das schönste Opfer, was Sie mir darbringen können!

Ah, ich sehe schon, rief Voltaire erglühend, man hat mich bei Ihnen verläumdet. Euere Majestät haben meinen Feinden Ihr Ohr geöffnet und das höllische Gift ihrer Schmähsucht beginnt schon in Ihrem Herzen zu wirken. Da man dem Dichter Voltaire nichts anhaben konnte, will man den Menschen Voltaire angreifen und seinen Charakter verdunkeln, weil man seinen Ruhm nicht verdunkeln konnte. Aber ich kenne meine Feinde und ich fürchte sie nicht! Ich werde ihnen immer mit offenem Visir und ungeharnischter Brust entgegentreten. Mögen sie mit ihren vergifteten Pfeilen aus ihrem Hinterhalt

hervor mich tödten. Es ist besser zu sterben, als von dem größten und von mir angebeteten König beargwohnt zu werden!

Der König lachte. Ah, sagte er, welche seltsame Creaturen seid Ihr Dichter. Immer in Aufruhr und Agitation, entweder den Himmel stürmend oder die Hölle, entweder Kobolde bekämpfend oder mit Engeln schwärmend. Niemals in der ruhigen, gleichmäßigen Alltäglichkeit und Gewöhnlichkeit ausharrend. Wenn Ihr Jemanden begegnet, der Kartoffeln pflanzt, so glaubt Ihr's ihm nicht, sondern bildet Euch ein, es seien Drachenzähne, die er säet, um mit der aufgelaufenen Kriegerschaar gegen Euch zu kämpfen. Wenn Einer Euch mit ruhiger Miene ansieht, so meint Ihr schon die Verwünschung gegen Euch auf seinen Lippen zu lesen, und wenn man Euch bittet, gut zu sein, so seht Ihr darin die Anklage, daß Ihr schlecht seid! Nein, nein, mein Dichter, Niemand hat die Gifttropfen der Verleumdung in mein Ohr gegossen, Niemand hat Sie bei mir verleumdet! Auch bin ich gewohnt, mir selber mein Urtheil zu schaffen und die Meinung Anderer hat keinen Einfluß auf dasselbe.

Aber Euere Majestät lieben es, meinen Feinden Ihr Ohr zu öffnen, sagte Voltaire düster. Gerade Diejenigen, welche mich am heftigsten angreifen, werden von

Euerer Majestät mit der größten Huld und Gnade beehrt. Oh, Euere Majestät sind grausam gegen mich, wie eine coquette Schöne. Kaum haben Sie mich durch einen Liebesblick zu dem glückseligsten der Menschen erhoben, so wenden Sie Sich mit kalter Verachtung von mir und lächeln meinen Nebenbuhlern. Noch sitzen zwei Dolchstöße in meinem Herzen und verursachen mir Todesqual. Wenn Euere Majestät mich ganz glücklich machen wollen, müssen Sie mit eigenen hohen Händen mein Herz wieder heilen!

Ich will es, wenn ich es kann, sagte der König ernst. Lassen Sie hören, worüber Sie Sich zu beschweren haben?

Sire, Euere Majestät haben Fréron in Paris zu Ihrem Correspondenten ernannt. Fréron, meinen erbittersten Feind, meinen wüthendsten, gemeinsten Gegner. Aber es ist nicht deshalb, daß ich Euere Majestät beschwöre, ihn zu verabschieden. Sie werden mich nicht für so kleinlich und erbärmlich halten, Sire, zu glauben, daß ich deshalb Euere Majestät beschwören will, dieses Subject aus Ihren Diensten zu entlassen, oder daß die persönliche Feindschaft mich gegen die Verdienste des Schriftstellers Fréron blind machen könnte. Nein, Sire, es geschieht, weil Fréron Ihrer Gnade nicht werth ist,

weil Fréron ein öffentlich entehrter, gemeiner Fripon ist, der mehr als eine gemeine Betrügerei begangen hat. Sie können also denken, Sire, welch einen Scandal es in Paris erregte, als man vernahm, daß Euere Majestät diesen Menschen mit einer Stelle beehrten, welche nur einem Manne von Weisheit und Redlichkeit gebührt. Fréron ist nur deshalb mein Feind, weil ich ihm trotz aller Bitten mein Haus verschlossen habe, und ich that das aus Gründen, welche ihm die Aufnahme in jedem anständigen Hause unmöglich machen. *) Sire, ich beschwöre Sie also, lassen Sie keinen Tag länger die Welt glauben, daß Fréron Ihr Correspondent sei, ich beschwöre Euere Majestät, entlassen Sie ihn aus Ihren Diensten!

Der König antwortete nicht sogleich. Er ging gedankenvoll einige Male auf und ab, dann blieb er vor Voltaire stehen und sein Auge hatte jetzt einen fast strengen, zürnenden Ausdruck.

Ich opfere Ihnen Fréron, sagte er, weil ich nicht den ersten Tag Ihres Hierseins Ihnen etwas abschlagen will. Aber ich wiederhole Ihnen, was ich Ihnen vorher

---

*) Voltaire's eigene Worte. Oeuvres. Vol. 58. p. 312.

gesagt: seien Sie nicht bloß ein großer Dichter, sondern auch ein guter Mensch!

Voltaire schüttelte traurig das Haupt. Sire, sagte er, in Ihren Augen bin ich kein großer Dichter, sondern nur noch un soleil couchant. Denken Sie an d'Arnaud, meinen Schüler, den ich Ihnen gesandt!

Ah, rief der König lachend, Sie haben also mein kleines Gedicht an d'Arnaud schon gelesen?

Sire, ich habe es gelesen, und das ist der zweite Dolchstoß gewesen, den ich von Ihrer Hand auf dieser Reise empfing, zu welcher mein Herz meinen elenden, siechen Körper zwang, weil ich Sie sehen wollte, bevor ich sterbe. Ja, ich habe dieses fürchterliche Gedicht gelesen, ich habe diese Worte in mein Herz eingebrannt, diese grausamen Worte:

Déjà, sans être téméraire,
Prenant votre vol jusqu'aux cieux
Vous pouvez égaler Voltaire,
Et près de Virgile et d'Homère
Jouir de vos succès heureux.
Déjà l'Apollon de la France
S'achemine à sa décadence;
Venez briller à votre tour.
Élevez vous, s'il brille encore;

Ainsi le couchant d'un beau jour
Promet une plus belle aurore. *)

Ah, sagte der König, als Voltaire jetzt schwieg und in einer tragischen Stellung vor dem König stehen blieb, ah, ich gestehe zu, daß ein empfindliches Gemüth wie das Ihre in diesem unschuldigen Reimgeklingel einen Dorn finden kann, der Voltaire trifft, während ich nur beabsichtigte, dem kleinen d'Arnaud einige Rosen zum Kranz zusammenzuflechten. Ich habe meine Sache also schlecht gemacht, und es war die höchste Zeit, daß Voltaire kam, um mich zu lehren, bessere Gedichte zu machen. Sie sehen, ich gestehe mein Unrecht ein, und ich erlaube Ihnen, den Dichter dieser Verse für sein Unrecht zu strafen, indem Sie ein Gedicht gegen ihn machen, das wir ebenso gut veröffentlichen wollen, als meine Verse an d'Arnaud.

Versprechen mir Euere Majestät alles Ernstes diese kleine Genugthuung?

Ich verspreche sie Ihnen. Geben Sie mir Ihr Gedicht, sobald es fertig ist, und wir wollen es in Formey's Journal drucken lassen.

Sire, mein Gedicht ist fertig! Hören Sie nur:

---

*) Supplemens aux Oeuvres posthumes. Vol. IV. p. 378.

Quel diable de Marc Antonin!
Et quelle malice est la vôtre!
Vous égratignez d'une main,
Lorsque vous caressez de l'autre.*)

Der König lachte. Ah, sagte er, welch ein allerliebstes Quatrain der Sieur Arouet da gemacht hat!

Arouet? fragte Voltaire erstaunt.

Nun, Sie wollen mich doch wohl nicht glauben machen, daß dieses kleine stachlichte, widerhaarige Reimgeklingel von dem großen Dichter Voltaire sei? Nein, nein, es ist nicht vom großen Voltaire, sondern nur vom kleinen Arouet, und mit Arouet's Unterschrift wollen wir es drucken lassen!

Voltaire heftete einen Moment seine großen Augen mit einem stechenden Ausdruck auf das schöne, lächelnde Antlitz des Königs. Dann senkte er das Haupt und blickte gedankenvoll zur Erde nieder. Eine Pause trat ein. Als Voltaire dann sich wieder emporrichtete, hatte sein Angesicht wieder den edlen, schönen Ausdruck, war er wieder der Dichter Voltaire.

Sire, sagte er mit weichem, fast zärtlichem Ton, Sire, ich werde dieses Gedicht nicht drucken lassen, denn

---

*) Voltaire: Oeuvres complêtes. Vol. 58. p. 379.

Sie haben Recht, es ist nicht von Voltaire, sondern von dem alten Arouet oder Adam, der dem Dichter Voltaire immer noch zuweilen in den Nacken schlägt. Aber Sie, Sire, Sie, welcher schon fünf Schlachten gewonnen hat und dem einige Morgenstunden jedes Tages genügen, um ein großes Königreich mit Weisheit, Umsicht und Liebe zu regieren, Sie werden immer mit einem gütigen Blick Ihres Auges den alten Arouet bannen und himmlische Liebes- und Loblieder von Voltaire's Lippen rufen!

Mag es genug sein an den Liebesliedern, die Loblieder spare ich Ihnen, rief Friedrich, indem er Voltaire mit einem köstlichen Lächeln die Hand darreichte. —

Am Abend dieses ersten Tages, den Voltaire auf Sanssouci beim König zubrachte, kehrte der neue Kammerherr, mit dem Orden pour le mérite geschmückt, und die vom König eigenhändig geschriebene Zusicherung einer Pension von fünftausend Thalern in der Tasche, nach Potsdam zurück.

Zwei reichgallonirte Bediente empfingen ihn an dem Schloßportal, und während der eine mit dem silbernen Armleuchter, auf welchem fünf Wachskerzen brannten, ihm vorleuchtete, lehnte sich Voltaire erschöpft und ächzend auf den Arm des andern Bedienten, um sich von

ihm in die für ihn bereiteten Zimmer fast tragen zu lassen.

Dann befahl er dem Diener, den Armleuchter auf den Tisch zu stellen und im Vorzimmer seiner weitern Befehle zu harren. Kaum aber waren die Diener hinausgegangen, als Voltaire, welcher bis dahin erschöpft im Divan gelegen, sich erhob und eilig zu dem Tisch hintrat, auf welchem der Armleuchter stand. Mit gespitzten Lippen erhob er sich ein wenig auf den Zehen, und blies drei der Lichter aus, welche auf dem Armleuchter brannten.

Es ist genug an zwei Kerzen, sagte er mit seinem grinsenden Lachen. Ich bekomme monatlich zwölf Pfund Wachskerzen, und ich denke, wenn ich recht sparsam damit umgehe, wird dieses Licht, welches das barbarische Deutschland mir liefert, wohl soviel Procente abwerfen, um meiner guten Nichte Denis ein kleines Nadelgeld zu verschaffen.

Dann ging er mit dem Armleuchter, auf welchem nur noch zwei Kerzen brannten, durch dieses mit königlicher Pracht ausgestattete Empfangszimmer, um sich in das daneben befindliche Studirzimmer zu begeben. Es war ein seltsames, fast schauerliches Bild, diesen einsamen, gebückten Mann inmitten dieses glänzenden, halb-

dunklen Gemaches zu sehen, wie die Lichter mit grellem Schein sein boshaft lächelndes Antlitz beleuchteten, und hier und da, indem er weiter schritt, irgend eine Vergoldung aufblitzen machten, in irgend einem Spiegel sein Bild reflectirten, irgend ein Meuble in die Helle hervortreten ließen, während hinter ihm Dämmerung und Nacht Alles in ihre undurchsichtigen Schleier hüllte.

In seinem Studirzimmer angelangt, setzte sich Voltaire an seinen Schreibtisch und schrieb an seine Nichte, Madame Denis:

„Ich habe mich also jetzt in aller Form an den König von Preußen gefesselt. Meine Ehe mit ihm ist abgeschlossen. Wird sie glücklich sein? Ich weiß es nicht! Ich habe es nicht verhindern können, endlich das entscheidende Ja zu sprechen. Es mußte endlich, nach dem Coquettiren so vieler Jahre, doch zu einer Heirath kommen. Das Herz hat mir vor dem Altar geklopft. Ach, hätte ich ahnen können, als wir vor sieben Monaten zusammen mein Haus in Paris einrichteten, daß ich mich heute, dreihundert Lieus von der Heimath, im Hause eines Andern befinden würde? Und dieser Andere ist zugleich ein Gebieter!“ *)

---

*) Oeuvres complêtes. Vol. 58. p. 361.

Um dieselbe Zeit schrieb der König an Algarotti nach Berlin:

„Voltaire ist hier! Er hat, wie Sie wissen, kürzlich wieder einen Streich begangen, welcher seiner unwürdig ist. Er verdiente, auf dem Parnassus gebrandmarkt zu werden; es ist sehr schade, daß eine so böse Seele mit einem so erhabenen Genie vereint ist. Indeß werde ich mir nichts merken lassen, denn ich habe seiner zum Studium der französischen Sprache nöthig, man kann ja auch schöne Dinge von einem Übelthäter lernen. Ich will sein Französisch wissen, was kümmert mich seine Moral? Dieser Mann hat das Mittel gefunden, die Gegensätze in sich zu vereinigen. Man bewundert seinen Geist, während man in derselben Zeit seinen Charakter verachtet!" *)

*) Oeuvres de Fréderic le Grand. Vol. III. p. 66.

III.

Die Confidenztafel.

Jetzt, meine Freunde, laßt uns fröhlich sein, und aller Sorgen vergessen und aller Trübsal der Welt! rief der König mit einem heitern Lächeln. Hebt Eure Gläser und stoßt mit mir an: Es lebe die Heiterkeit! Es lebe der Scherz und die Freude!

Er hob sein Glas empor und die Freunde thaten es ihm nach, die Gläser stießen mit hellem Klang aneinander, dann setzten sie sie an die Lippen und leerten sie aus, und setzten sie schweigend wieder auf die Tafel nieder.

Friedrich blickte mit einem strahlenden, köstlichen Ausdruck umher auf den Kreis der Freunde, die mit ihm an der runden Tafel saßen. Sein Auge weilte auf jedem dieser lächelnden Gesichter und schien auf dem Grunde derselben lesen zu wollen, dann ließ er den Blick hinausschweifen in den Garten von Sanssouci, der durch die geöffneten Saalthüren seine lieblichen Düfte, seinen Vogel-

gesang, seine erquickende Abendkühle hereinsandte, während der Mond mit goldenem vollem Angesicht hereinschaute, als wolle sein Glanz wetteifern mit dem Glanz dieser Wachskerzen, die an dem über der Tafel hängenden kostbaren Kronleuchter von Bergcrystall brannten.

Das ist ein köstlicher Abend, sagte der König, und wir wollen ihn mit allen Sinnen genießen; und indem er den im Hintergrunde des Saales stehenden Lakayen einen Wink gab, fuhr er fort: schließt die Thüren und öffnet die Fenster, setzt das Dessert auf und den Champagner, und dann hinaus mit Euch!

Geräuschlos und eilig wurden seine Befehle vollzogen, und als dann die Lakayen sich entfernt und die Thüren hinter sich in's Schloß gedrückt hatten, blickte der König wieder umher im Kreise seiner Freunde und grüßte Jeden mit einem Lächeln und einem freundlichen Neigen des Kopfes.

Willkommen, Ihr Alle, Alle, sagte er, so lange hat mein Herz sich gesehnt, Euch Alle beisammen zu haben, und nun endlich seid Ihr hier. Da ist Voltaire, dessen Marquise erst von einem Buch, einem Kinde und dann vom Leben entbunden werden mußte, um ihn von seiner Liebe zu entbinden und nach Berlin frei zu geben. Da ist Algarotti, der Schwan von Italien, der immer seine

Flügel ausbreiten und uns entfliehen möchte nach dem Lande der Orangen und der Flöhe. Da ist La Mettrie, der nur deshalb bleibt, weil er endlich sich überzeugt hat, daß der Capwein bei mir ächt und die Gänseleber-Pasteten wirklich aus Straßburg sind. Da ist d'Argens, der sich hierher geflüchtet hat, weil es sonst kein Land in Europa giebt, wo nicht eine Geliebte auf ihn harrt, der er mit tausend Schwüren ewige Treue angelobt. Da ist Bastiani, den wir nur hier haben, weil die schlesischen Damen, nachdem sie ihm in langer und inbrünstiger Ohrenbeichte alle ihre schönen Sünden gebeichtet haben und er sie von allen absolvirt hat, doch jetzt wieder Zeit haben müssen, um einige neue schöne Sünden begehen zu können, und thäten sie's auch nur, um diese dem schönen Abbé Bastiani beichten zu können. Da ist endlich Mylord Marschall, der Edelste und Beste von uns Allen, dessen Gegenwart ich seiner politischen Treue und dem Unglück der Stuarts danke!

Und da ist vor allen Dingen noch der Salomon des Nordens, rief Voltaire, da ist Friedrich, der jüngste von uns Allen und doch der Weiseste, da ist der Philosoph von Sanssouci, da ist Apollo, der Göttersohn, welcher sich zu uns herabgelassen hat als unser König.

Ah, nichts vom König heute, sagte Friedrich. Nach

Sonnenuntergang giebt's in Sanssouci keinen König mehr. Der König verläßt alsdann dies Haus und begiebt sich in irgend eines seiner Schlösser, Gott weiß wohin, nur hier ist er nicht. Wir sind also ganz unter uns und ganz sans gêne. An dieser Tafel giebt es keinen König. Wir sind hier nur sieben Freunde, die miteinander plaudern, und wenn Ihr wollt, sieben Weise!

Das also ist die Confidenztafel, rief Voltaire, die Confidenztafel, von der mir d'Argens so viel erzählt und die vor meinen innern Augen glänzte, wie König Arthus Tafelrunde. Es lebe die Confidenztafel!

Sie lebe, und die erste Sitzung heute Abend wollen wir damit beginnen, daß wir uns Alle einige Confidencen machen, sagte der König. Jeder soll Etwas erzählen, irgend einen pikanten, seltsamen Zug aus seinem Leben, eine erlebte Anecdote oder ein kleines, süßes Geheimniß, das er den Freunden, aber nicht der Frau anvertrauen darf. Der Älteste von uns fängt an.

Ich fürchte, das bin ich, sagte Voltaire, obwohl ich Euerer Majestät bekennen muß, daß mein Herz noch gar keine Runzeln und keine weißen Haare hat. Das Alter, dieses alte schauerliche Weib, welches mit grinsendem Lächeln hinter jedem Menschen herschleicht und den Moment belauert, wo es ihm die durchlebten Jahre auf

seiner Stirn verzeichnen kann, das Alter hat nur mein Angesicht mit seiner widerlichen Maske überklebt. Mein Herz ist jung geblieben, und wenn die Weiber nicht so kurzsichtig wären, daß sie nur die Fratze da und nicht mein inwendiges Gesicht sehen können, so würden sie mich nicht den alten Voltaire nennen, sondern mich lieben und anbeten, wie sie es in meinen jungen Jahren so viel gethan.

Gebt Acht, er will uns heute von irgend einer Herzogin erzählen, die ihn auf einen Altar gestellt, um ihn anzubeten, sagte der König.

Nein, Sire, ich will Ihnen erzählen von einer Kränkung, die mir von allen Kränkungen, die ich je erfahren, die bitterste gewesen und die ich nie vergessen kann.

Als ob er jemals eine Kränkung vergessen könnte, es sei denn, daß er sich gerächt hätte, rief d'Argens.

Und seinen Feind als Hasenpastete mit köstlichem haut gout verspeist hätte, fügte La Mettrie hinzu.

Wahrhaftig, wenn ich alle meine Feinde verspeisen sollte, so würde ich ewig an Indigestionen leiden, und in meiner Verzweiflung zuletzt vielleicht sogar zu La Mettrie meine Zuflucht nehmen. Man weiß ja, daß, wer an unheilbaren Krankheiten leidet, zuletzt sogar die Kunst der Quacksalber nicht verschmäht.

Sie vergessen, daß La Mettrie wirklicher, studirter Arzt ist, sagte der König mit anscheinendem Ernst.

Im Gegentheil, er erinnert sich dessen, rief La Mettrie lachend. Der beste Arzt ist immer auch der größte Quacksalber oder der größte Todtengräber, wie Sie wollen!

Still, rief der König. Voltaire hat das Wort. Er will uns den Superlativ empfangener Kränkungen erzählen. Hören wir!

Ach, mein Herz wird traurig, Sire, denn von allen Schmerzen, die es giebt, ist mir der Schmerz des Rückwärtsschauens in die Vergangenheit der bitterste. Ich sehe mich da eben als jungen Mann, als diesen Arouet, dem Ninon de l'Enclos ihre Bibliothek und eine Pension vermachte, und der mit zwanzig Jahren in die Bastille wandern mußte, weil er Gott und den König zu wenig, die Marquise de Villars und einige andere Damen des Hofes zu viel geliebt hatte. Aber außer den vornehmen Damen gab es da noch ein schönes junges Kind, welches ich liebte, vielleicht weil sie eine Eigenschaft besaß, welche ich bei meinen vornehmen Gönnerinnen nie bemerkt hatte, weil sie unschuldig war. Ah, meine Freunde, Sie hätten Phyllis sehen sollen, und Sie würden gesagt haben, daß keine Rosenknospe schöner, keine Lilie reiner sei.

Und doch war sie nur die Tochter eines Zigeuners und einer Mausefallenhändlerin, und tanzte auf dem Drathseil in den Vorstadtgärten.

Ach, ach, die Göttin der Unschuld, scheint mir, tanzt in der Welt immer ein wenig auf dem Drathseil, sagte der König, ich werde mich daher nicht wundern, wenn auch Ihre kleine Göttin Phyllis herunterfiel.

Sire, sie fiel herunter, aber in meine Arme, und wir schwuren uns ewige Liebe und ewige Treue. Nun, Sie kennen ja Alle aus Erfahrung diese Schwüre, mit denen man jeden neuen Treubruch zu besiegeln pflegt, und welche die Holzscheite sind, mit denen man das Feuer der Liebe unterhält. Die Holzscheite verbrennen und dann hört die Liebe auf. Wer kann dafür? Unser Feuer brannte lange, und denken Sie nur, Phyllis, welche ich vom Drathseil der Unschuld heruntergezogen und zu einer Tänzerin auf der Bühne erhoben hatte, Phyllis war trotzdem noch so unschuldig und naiv, daß sie glaubte, unsere Liebe müsse endlich durch die Ehe gekrönt werden. Ich aber war damals schon ein guter Republikaner und fürchtete alle Kronen, am meisten die, mit welcher die Ehe mich schmücken konnte. Ich sagte also, daß Ninon de l'Enclos mir in ihrer Weisheit den Schwur abgenommen, mich niemals zu vermählen, damit nicht meine

Enkelin sich in mich verlieben könnte, wie's ihr Enkel doch mit ihr gethan!

Aussicht ist vorhanden, sagte La Mettrie, denn sicher hat des Teufels Großmutter auch einen Mann gehabt, und warum sollte sich Ihre Enkelin also nicht in Sie verlieben?

Phyllis hielt mich aber nicht für des Teufels Großvater, sondern für den Teufel selber. Sie weinte und schrie, und warf mir alle unsere Liebesschwüre wie zerfetzte Königskronen in's Angesicht. Ich starb indessen so wenig davon, wie sie an ihrem Liebesgram; um mir zu zeigen, wie treu sie mich geliebt, vermählte sie sich mit einem reichen Grafen von Ventadour.

Und Sie, nicht wahr, Sie waren der Brautführer? fragte der König. Sie übergaben dem Grafen die holde Jungfrau, und schwuren, daß Sie nie ein keuscheres Weib gesehen?

Nein, Sire, ich befand mich wieder in der Bastille und verließ sie nur als ein Verbannter aus Frankreich. Als man mir endlich erlaubte heimzukehren nach Paris, ging ich auch zu meiner Gräfin Ventadour, zu meiner Phyllis früherer Zeit. Ah, jetzt war sie eine vornehme Dame, welche nichts mehr von den süßen Tollheiten ihrer Jugend wußte, nichts mehr von ihrem Vater, dem

Seiltänzer, und ihrer Mutter, der Mausefallenhändlerin, nichts mehr von dem jungen Arouet, dem sie einst unter einem Fliedergebüsch geschworen, zu ihm, wie zu Gott, immer nur „Du“ zu sagen. Jetzt nannte sie mich „Sie“ und war, Dank der Geschicklichkeit eines großen Heraldikers, die Tochter eines vornehmen Spaniers, gesegnet wenigstens mit sieben Ahnen. Da sie sehr gute Diners gab und man an ihrer Tafel sehr guten Wein trank, vergaß man ihre etwas dunkle Vergangenheit und Phyllis war anerkannte Gräfin Ventadour, was beweist, daß eine Gräfin und eine Phyllis doch immer nur aus einem Teig geknetet sind. Frau Gräfin Ventadour war noch immer leidlich schön, nur etwas taub, und daher kam es, daß sie sehr laut sprach, wenn sie nur zu flüstern glaubte. Sie lud mich ein, in ihrem Salon eins meiner neuen Werke vorzulesen, und ich war schwach genug, die Einladung anzunehmen. Ich hatte meinen Brutus vollendet aus England mitgebracht, und brannte vor Begierde, den Beifall der Pariser zu empfangen. Ich begann also im Salon der Gräfin von Ventadour, im Kreise der Vornehmsten des Adels, der Wissenschaft und Künste, meine Tragödie vorzulesen. Man lauschte mir in athemloser Spannung, und an der tiefen Stille, die mich umgab, an den glänzenden Augen meiner Zuhörer,

an dem leisen Gemurmel des Beifalls sah ich, daß ich noch immer Voltaire sei, und daß die Henkershände, welche meine Lettres philosophiques in's Feuer geworfen, nicht auch meinen Ruhm und mein Genie hatten verbrennen können. Während ich las, schlich ein Lakay leise auf den Zehen zum Kamin, um dort das erlöschende Feuer ein wenig aufzustoßen. Neben dem Kamin saß seine Herrin, die Gräfin Ventadour. Sie flüsterte mit ihm; ich las ein wenig lauter, um ihr Geflüster unhörbar zu machen. Es war gerade die erhabenste, die größte Scene meiner Tragödie. Mein eigenes Herz bebte, als ich sie las, und hier und dort sah ich Augen sich mit Thränen füllen, welche nie geweint, und Seufzer von Lippen zittern, welche immer nur zu lächeln pflegten. Jetzt kam im Monolog des Brutus, der überlegte, ob er dem Vaterlande die Köpfe seiner Söhne opfern sollte, eine Pause, und just, als ich schwieg, rief die Gräfin Ventadour mit lauter Stimme, während sie zu flüstern glaubte: „vergeßt nur nicht, Mostrich zu den Schweinsköpfen zu geben.“*)

Ein lautes Gelächter unterbrach hier den Erzähler,

---

*) Mémoires de la Marquise de Créqui. Vol. IV. p. 201.

und selbst Voltaire, hingerissen von der allgemeinen Lustigkeit, mußte einstimmen in ihr Lachen.

In der That, das war ein sehr pikanter Mostrich, sagte der König lachend, und ich meine, diese Schweinsköpfe müßten Ihnen wundervoll gemundet haben. Aßen Sie sie auf oder waren Ihre Zähne stumpf vom Mostrich?

Nein, sie waren scharf genug um zu beißen, und ich biß. Ich hatte in der ersten Wuth mein Buch zugeschlagen und schrie: „Mostrich, Madame! Nun, da Sie einen Schweinskopf haben, so braucht Ihnen Brutus nicht die Köpfe seiner Söhne zu liefern!“ Und damit wollte ich gehen. Aber die arme Gräfin, die jetzt erst ihr unglückliches Quiproquo erfahren, eilte mir nach, und beschwor mich so lange mit Bitten und mit Flehen, zu bleiben und weiter zu lesen, bis ich mich erweichen ließ. Ich blieb also und las, aber nicht den Brutus. Die innere Wuth machte mich zum Improvisator, und dicht neben der Gräfin Ventadour sitzend, umgeben von diesem stolzen, heuchlerischen Adel, der Phyllis als Gräfin anerkannte, weil sie ein gutes Haus machte, umgeben von diesen vornehmen Schmarotzerpflanzen, die sich überall anranken, wo sie die Mauer einer guten Küche oder eines gefüllten Weinkellers finden, improvisirte ich ein Gedicht, das meine stolze Gräfin und ihre Satelliten an ihre

Phyllis-Zeit erinnerte und die Lacher auf meine Seite brachte. So entstand das Gedicht: „le Tu et le Vous“, und das ist die Geschichte von meinem Brutus und den Schweinsköpfen mit Mostrich! *)

Und man muß gestehen, daß diese Geschichte gut ist, sagte der König. Sie werden Mühe haben, d'Argens, uns eine ebenso pikante zu erzählen.

Auch wage ich das gar nicht zu versuchen, Sire, sagte der Marquis sich tief verneigend. Voltaire ist von jeher ein Kind des Glücks gewesen, und ihm ist immer das Außerordentliche begegnet, während ich beinahe in Gefahr war, das recht gewöhnliche, alltägliche Schicksal eines jüngern Sohnes zu haben und ein Geistlicher zu werden!

Ach, die Idee ist drollig, d'Argens, der an nichts glaubt, als an Aberglauben, d'Argens ein Geistlicher! rief der König lachend. Wie entgingen Sie der Gefahr?

Nur durch das Beispiel meines um ein Jahr ältern Bruders, der von einer leidenschaftlichen Frömmigkeit in der Jesuitenschule so fanatisch und bigott geworden war, daß er die Welt und die Menschen verachtete, und überall seine haarsträubenden Tiraden gegen die sinnlichen Freuden, wie unschuldig sie immer sein mochten, losdonnerte.

*) Mémoires de Mad. la Marquise de Créqui Vol. IV. p. 201.

Dem heiligen Xaver als Bekehrer zu gleichen, und keusch und züchtig zu sein wie der kindische Heilige Alois Gonzago, das war sein höchstes Ideal, und in seiner unzüchtigen und leicht getrübten Keuschheitswuth schlich er sich einst in die Kunstkammer unsers ältesten Bruders, um die schönsten Gemälde Titians zu vernichten, die herrlichsten nackten Statuen des Alterthums zu verstümmeln. Dann rühmte er sich frohlockend seiner That, die er ein heiliges Tugendopfer nannte, und gar nicht begreifen konnte, daß Andere sie als einen Vandalismus bezeichneten. Unsere Familie fürchtete alles Ernstes für den Verstand des armen jungen Heiligen, den die Jesuiten mit ihrem gottseligen heuchlerischen Fanatismus so bis auf's Äußerste getrieben. Man wandte sich endlich an den Ältesten und Weisesten unserer Familie, an den Bischof von Vannes, und fragte ihn um Rath. Er sann eine Weile nach und sagte dann: „Ich werde den armen Jüngling bald von seiner fanatischen Thorheit auf's Sicherste curiren. Ich werde ihn zum Priester weihen."

Wahrlich, Ihr Oheim der Bischof war ein weiser Mann, sagte der König. Er wollte das Übel durch das Übel vertreiben, und wußte sehr wohl, daß Niemand weniger Ehrfurcht hat vor der Kirche, als diejenigen, welche sie gebaut haben und sich ihre Priester nennen.

Das war allerdings die Meinung des hochwürdigen Herrn, und mit einem geheimnißvollen Lächeln sagte er: „Wenn er oft Beichte hört, wird er schon den Lauf der Welt kennen lernen.“ Und er hatte Recht. Mein fanatischer Bruder erhielt die Priesterweihe und nach kurzer Zeit ward er ein sehr toleranter, wohlwollender und nachsichtiger Mann und Beichtvater. Unsere Weiber in der Provence beichten lebhaft und umständlich, und das fruchtete soviel, daß mein frommer Bruder aufhörte, ein frommer Büßer zu sein. *)

Gesegnet also sei das Land, wo die Weiber noch umständlich beichten, sagte der König, es wird alsdann nicht von fanatischen Priestern verdüstert werden. Aber Sie sagten uns nicht, Marquis, inwiefern der keusche Fanatismus Ihres Bruders Sie selber von der Tonsur befreite?

Sire, mein Vater fürchtete, ich könnte meine Priesterlaufbahn mit eben solchem bigotten Wahnsinn beginnen, und mein Bruder möchte keine Weiber übrig lassen, welche mich durch die Beichte heilen könnten. Er schlug mir also vor, statt ein Priester der Kirche ein Priester der Welt zu werden, und statt in der Kirche zu beten,

*) Nicolai: Heft I. Seite 44.

lieber für das Kreuz zu fechten. Sein Vorschlag gefiel mir; ich ging nach Malta und ward dort Malteserritter.

Und Ihre erste Waffenthat als begeisterter Kreuzritter war ohne Zweifel die, daß Sie Sich hinsetzten und Ihre lettres juives schrieben? fragte der König. Diese anmuthigen lettres, in welchen der Kreuzritter das Christenthum verspottet und der geoffenbarten Religion seinen Fehdehandschuh hinwirft?

Nein, Sire, ich begann mein Kreuzritterthum damit, daß ich mich in das Land der Ungläubigen begab, um zu sehen und zu erprüfen, ob man wirklich auch glücklich und zufrieden leben könne in einem Lande, wo es keinen Messias und keine Cruzifixe gab. Ich ging also nach der Türkei.

Aber Sie trugen Ihren schützenden Talisman bei sich, bemerkte der Abbé Bastiani, das Kreuz auf Ihrem Mantel!

Ah, eine Bemerkung, welche ganz unsers frommen Abbé's würdig ist, sagte der König. Niemand kennt besser die schützende Wirkung eines Kreuzes, als der Priester, welcher es erfunden, und der Schneider oder Tischler, welcher es gemacht hat. Sagen Sie also, Marquis, bewährte sich Ihr Talisman? Gingen Sie nicht zu den Ungläubigen über?

Sire, ich wollte mir wenigstens zuerst ihren Tempel betrachten und ihrem Gottesdienst zuschauen, bevor ich mich entschiede, ob ich ein ungläubiger Gläubiger oder ein gläubiger Ungläubiger sein wollte!

Ich glaubte, Sie wären niemals ein Gläubiger, sondern immer nur ein Schuldner gewesen, rief Voltaire mit seinem boshaften Lachen.

Vielleicht kommt das daher, bemerkte d'Argens ruhig, daß ich nicht das Talent eines großen Dichters besaß, und nicht auf Wucherzinsen auszuleihen und keine klugen Handelsspeculationen zu machen verstand. Auch hat mich keine Courtisane zu ihrem Erben eingesetzt und keine Maitresse mir eine Pension verschafft.

Sehen Sie da, rief der König lachend, unser guter Marquis hat schon von Ihnen gelernt, Voltaire, und macht es Ihnen nach. Er versteht auch schon zu kratzen und zu beißen.

Ja wohl, sagte Voltaire mit einer tiefen Verbeugung, es giebt Geschöpfe, welche den Menschen Alles nachmachen, selbst ihre bösen Angewohnheiten, vielleicht weil sie sie für Tugenden halten.

Das Antlitz des Marquis erglühte, und heftig auffahrend, war er im Begriff, eine Antwort zu geben, als

der König die Hand über den Tisch ausstreckte und sie auf seinen Arm legte. Antworten Sie ihm nicht, sagte er, Sie wissen wohl, der große Dichter verwandelt sich zuweilen in eine boshafte Tigerkatze, die dann die höfliche Sprache der Menschen nicht versteht. Achten Sie also nicht auf ihn und erzählen Sie weiter!

Nachdem der König so gesprochen, zog er seine Hand zurück und berührte dabei, anscheinend aus Versehen, das silberne Salzfaß, das auf der Tafel stand. Es fiel um und schüttete seinen Inhalt über das Tischtuch aus.

Der Marquis stieß einen leisen Schrei aus und erblaßte.

Ach, mein Gott, rief der König mit gut gespieltem Schrecken, welch' ein Unglück ich da angerichtet habe. Schnell, schnell, meine Freunde, laßt uns ein Gegenmittel gebrauchen gegen die Tücke der Dämonen, die, wie unser guter Marquis behauptet, aus einem umgestoßenen Salzfaß hervorschlüpfen. Schnell, schnell! Nehmt Jeder eine Fingerspitze Salz und werft es empor in die Lichter des Kronleuchters. Ah, wie das knistert und knackt. Nicht wahr, Marquis, das sind die höllischen Geister im Fegefeuer? Jetzt noch eine Prise Salz für Jeden von uns; die werfen wir hinter uns über die linke Schulter, indem

wir fröhlich dabei lachen.*) Voltaire, Sie müssen die doppelte Portion verschütten, denn Sie, mein Freund, haben zuviel Salz und machen dadurch oft Ihre schönsten Gerichte ungenießbar.

Ah, Sire, Sie reden nur von dem Salz meiner Scherze, sagte Voltaire, aber Niemand gedenkt daran, daß das eigentlich nur das salzige Naß meiner Thränen ist, welche über meine Wangen gelaufen und sich auf meinen Lippen zu beißendem Spott crystallisirt haben. Nur die Unglücklichen und viel Geprüften machen scharfe Witze und besitzen einen schneidenden Humor.

Nicht doch, das ist immer nur eine Folge schlechter Verdauung, unterbrach ihn La Mettrie. Die Maschine unsers Körpers läßt sich von dem Stäubchen Phosphor, Eiweiß und Fett, das die Poeten Geist, ich aber Gehirn nenne, nicht bestimmen, sondern sie wirkt bestimmend auf dasselbe ein. Wenn man daher traurig ist, so kommt das aus dem Unterleib, und um heiter und guter Dinge zu sein und seinen Geist scharf, klar und frisch zu erhalten, hat man also weiter nichts zu thun, als gut zu essen und gut zu verdauen. Molière würde wahrlich nicht so gute Lustspiele geschrieben haben, wenn er, statt

---

*) Thiébault: Vol. V. p. 344.

der Rebhühner und Trüffeln, die für ihn von König Ludwig's Tafel abfielen, sich mit Sauerkohl und dicken Erbsen hätte nähren müssen. Der Mensch ist eine Maschine, weiter nichts!

La Mettrie, ich werde Ihnen morgen nichts als Rebhühner und Trüffeln zu speisen geben, sagte der König lachend, wehe Ihnen aber, wenn Sie mir übermorgen kein Lustspiel à la Molière schreiben. Das wäre in der That die beste Art, die Welt Ihr Werk l'homme machine vergessen zu machen. Aber wir vergessen ganz, daß Marquis d'Argens uns noch den Schluß seiner Erzählung schuldig ist. Wir haben ihn als Malteserritter verlassen, und Sie begreifen, daß wir ihn in dieser Klemme nicht länger lassen dürfen. Das hieße ja wahrhaftig ihn zur Frömmigkeit und Tugend verdammen wollen! Erzählen Sie weiter, lieber Marquis. Sie sehen, wir haben unser Salz geworfen und die Dämonen gebannt. Sie dürfen also ohne Gefahr Ihre Geschichte fortsetzen.

Ja, sagte der Marquis, sie zu erzählen ist allerdings weniger gefahrvoll, als sie zu erleben, obwohl ich gestehen muß, daß auch die Gefahr des Erlebens seine Reize hat. Ich wollte, wie ich die Ehre hatte zu erzählen, gern einem Gottesdienst in der großen Moschee in Constanti-

nopel beiwohnen, und meinen Bitten, die ich mit einer Hand voll Goldstücke zu unterstützen wußte, gelang es, den guten Türken, welcher die Schlüssel der süperben Sophia in Verwahrsam hatte, zu überzeugen, daß es kein so großes Verbrechen sei, einen ungläubigen Christen dem Gottesdienste der gläubigen Muselmänner beiwohnen zu lassen. Und in der That, er riskirte nichts als eine kleine Bastonnade, während ich, wenn ich entdeckt ward, dem Henkerstode nur dadurch entgehen konnte, daß ich den Turban nahm und ein Muselmann ward.

Und welch' einen strenggläubigen Christen die heilige Mutterkirche da an dem Verfasser der lettres juives verloren haben würde, sagte der König lächelnd.

Aber welchen exquisiten Harem die Stadt Constantinopel gewonnen haben würde, rief Voltaire. Mylord Marschall, ein Glück für Sie, daß Ihre schöne Muselmännin damals noch nicht geboren war, der Marquis würde sie Ihnen ohne Zweifel sonst abgekauft haben.

Wenn Zuleima sich verkaufen lassen wollte, so wäre nichts an ihr zu bezahlen, sagte der Lord mit einem sanften Lächeln.

Sie haben Recht, Mylord, rief der Marquis mit einem stechenden Seitenblick auf Voltaire, ja wahrlich,

Sie haben Recht, nichts ist verächtlicher, als die Käuflichkeit und die Freundschaft, die sich bezahlen läßt.

Wie Ihr Küster der heiligen Sophia, sagte Algarotti, der auf Voltaire's Lippen schon eine scharfe Antwort blitzen sah. Es glückte Ihnen also wirklich, den guten Muselmann zu bestechen, und Sie gelangten zu dem unerhörten Glück einem muselmännischen Gottesdienst beizuwohnen?

Ich gelangte dazu. In der Nacht vor einem großen Feste führte mich mein Türke in die Moschee und verbarg mich dort hinter einem großen Bilde, das auf einer über dem Hauptportal angebrachten Tribüne aufgestellt war. Dies war ein ziemlich ungefährlicher Versteck, denn diese Tribüne ward nicht benutzt, und Jahre mochten vergangen sein, daß man sie nicht geöffnet hatte. Außerdem war sie auf der Abendseite der Moschee belegen, und Sie wissen wohl, daß die Bekenner Muhameds in ihrem Tempel immer das Antlitz nach Mekka, das heißt nach Constantinopel, nach der Morgenseite hingewandt haben müssen. Ich war also sicher, daß keiner dieser frommen Ungläubigen zu mir sich umschauen würde.

Ich konnte von hier aus mit aller Bequemlichkeit und Ruhe dem ganzen Gottesdienst beiwohnen, nur machte ich meinem Türken, der neben mir sich versteckt hielt,

viel Angst und Sorge, weil ich sehr oft, der Lebhaftigkeit meiner Neugierde nachgebend, hinter meinem Bilde hervortrat, und mich ein wenig über die Brüstung lehnte, um besser sehen zu können. Mein armer Muselmann beschwor mich aber dann mit so jammervollen Mienen, zurückzutreten, und deutete mit solcher Angst auf seine Fußsohlen, daß ich schon Mitleid üben und wieder in mein Versteck zurückkehren mußte. Aber endlich, trotz des feierlichen Gottesdienstes, und meiner höchst feierlichen Andacht, ward doch das Thier in mir rege und besiegte meine Göttlichkeit. Mich hungerte, und da ich diesen Fall vorhergesehen, hatte ich meine Taschen mit einer guten Flasche Wein, einem halben Schinken und frischem Weißbrod beschwert. Das Alles zog ich jetzt hervor, breitete meine Schätze auf der Erde aus, und begann zu frühstücken. Der Muselmann betrachtete mich mit Entsetzen, und es würde ihn nicht gewundert haben, wenn dies Dach der heiligen Moschee über dem Christenhunde zusammen gefallen wäre, der es wagte, den Tempel zu entweihen, indem er Wein trank und Schinken aß, welches Beides der Prophet verboten hat. Aber das Dach stürzte nicht ein, selbst dann nicht als mein Muselmann, dem ich gedroht, wenn er's nicht thäte, mich öffentlich zu zeigen, mit mir von meinem Wein trinken, und

von meinem Schinken essen mußte. Er that es anfangs mit wüthenden Blicken, und grimmigem Stirnrunzeln, immer emporblickend, als fürchte er, das Schwerdt des Propheten werde herunterfallen, und sein Haupt vom Rumpfe trennen. Aber bald familiarisirte er sich mit seinem Verbrechen, und vergaß die heiligen Ceremonien, welche da unten in der Kirche mit so vieler Pracht und so vielem Glanze gefeiert wurden. Ja, selbst als der Gottesdienst beendet war, und alle Devoten schon die Moschee verlassen hatten, so daß wir es ungefährdet auch thun konnten, bat mich mein Muselmann noch ein wenig zu bleiben, und wir verzehrten mit einander als sehr gute Freunde den Rest meines Schinkens und tranken die letzte Neige meines Weins auf das Wohl des Propheten, indem wir der bestandenen Gefahren uns lachend freueten *). Als wir uns endlich entfernten, ward mein guter Muselmann nachdenklich und traurig, und endlich gestand er mir, daß er das glühendste Verlangen fühlte, ein Christ zu werden. Der Schinken hatte ihm gar so wohl gemundet, und der Wein war so gut gewesen, daß er ganz von Begeisterung für eine Religion durchdrungen war, welche nicht bloß für die Seele, sondern

---

*) Thiébault Vol. V. S. 318. flgd.

auch für den Leib so gute Speise darbot. Ich war ein zu guter Christ, um nicht seinem Verlangen hülfreich beizustehen. Ich nahm ihn also in meine Dienste, und als wir die Türkei verlassen hatten und wieder auf christlichem Boden uns befanden, genügte mein Muselmann dem frommen Gelüste seiner Seele, und ward ein Sohn der allein seligmachenden Kirche, um ohne Gewissensbisse seinen Wein trinken, und seinen Schinken essen zu können. So war also mein Besuch der heiligen Moschee doch von segensreichen Folgen für das Seelenheil eines Menschen gewesen, denn Dank meinem Schinken und meinem Wein hatte ich eine Seele aus dem Fegefeuer des Unglaubens befreit. Das ist indessen das einzige Mal gewesen, daß es mir gelungen ist, Proselyten zu machen.

Aber der Gewinn einer solchen Seele genügt, um Ihre eigene Seele dereinst aus dem ewigen Fegefeuer zu befreien, sagte der König; wenn Sie einst sterben, Marquis, so dürfen Sie sagen: ich habe nicht umsonst gelebt, denn ich habe dem Himmel eine Seele gewonnen.

Vorausgesetzt, rief Voltaire, daß der Schinken, mit welchem der Marquis den Muselmann bekehrte, nicht das Hintertheil eines dieser holden Thiere zierte an dem Tage, an welchem der Teufel, wie in der heiligen Schrift steht, unter die Säue fuhr. Dann hätte sich der arme

neugebackene Christ an diesem Schinken erst recht das ewige Verderben gegessen.

Hoffen wir, daß dem nicht so gewesen, sagte der König. Jetzt, Mylord Marschall, ist an Ihnen die Reihe, uns eine pikante Anecdote, oder auch, wenn Sie wollen, eine Heldenthat aus Ihrem schönen, an Tugend, Großmuth, Wahrheit und Treue so reichen Leben zu erzählen. Ah, Messieurs, jetzt lassen Sie uns andächtig sein, die Augen niederschlagen und unser Herz erheben. Ein tugendhafter Mann wird sprechen, und wahrlich, die Tugend ist eine heilige Göttin, welche von Wenigen geliebt wird und der man in unserer jammervollen Welt sehr wenig Altäre errichtet, weil sie so wenig Priester hat. Mylord Marschall indessen ist einer ihrer ersten und ihrer edelsten Priester. Sie können das schon glauben, wenn ich es Ihnen sage, ich, welcher so oft schon getäuscht worden, daß ich oft fast versucht war, gar nicht mehr an die Existenz der Tugend zu glauben. Mein edler Keith hat mich gezwungen, doch wieder an sie zu glauben, und dies Gefühl tröstet mich und ich danke es ihm. *)

---

*) Des Königs eigene Worte. Bourdais: Portrait de Frédéric le Grand pag. 255.

Und mit einem Blick voll unaussprechlicher Liebe reichte der König dem neben ihm sitzenden Freunde die Hand dar, welche dieser mit einem sanften Lächeln an seinen Busen drückte.

Die Gesichter der übrigen Herren waren ernst, fast düster geworden; für sie Alle waren die Worte des Königs ein Dolchstoß gewesen und Jeder von ihnen litt an den Schmerzen der empfangenen Wunde. Aber der König achtete nicht darauf, er weidete seine Blicke an dem Anschauen des edlen, stolzen und schönen Angesichts seines Freundes, und dachte gar nicht daran, daß, indem er dem Einen seine Zärtlichkeit und Achtung bezeugte, das für die Übrigen wie eine Nichtachtung und ein Vorwurf erschien.

Nun, Freund, wollen Sie uns etwas erzählen? fragte er, oder sind unsere Ohren zu sündhaft und unkeusch, um etwas von den heiligen Mysterien Ihres Lebens vernehmen zu können?

Ah, Sire, es giebt gar keine Mysterien in meinem Leben, sagte Mylord Marschall mit leisem Kopfschütteln. Mein Leben liegt vor der ganzen Welt und vor den Augen meines Königs wie ein offenes Buch da, in dem Jedermann lesen kann.

Und aus dem Jedermann sich Belehrung und Er-

bauung schöpfen kann, sagte der König. Es ist ein Buch der Noblesse, aus dem jeder Edelmann lernen kann, wie er seinem König treu sein soll in Noth und Tod. Ah, Mylord, es giebt wenig Menschen, die es sich gleich Ihnen zum Ruhm anrechnen dürfen, daß sie zum Schaffot verurtheilt wurden! Der Prätendent von Schottland muß in Wahrheit ein liebenswerther Fürst sein, da Sie für ihn Ihr Leben auf das Spiel setzten.

Er war mein rechtmäßiger König und Herr, sagte der Lord, und darum war ich ihm Treue schuldig. Daß man mich dafür zum Tode verurtheilte und dann begnadigte, indem man mich aus England verbannte, darf ich mir jetzt nicht mehr als ein Unglück anrechnen, da ich dadurch des Glückes theilhaftig ward, in der Nähe Euerer Majestät leben zu dürfen. Aber auch meine Treue für den Prätendenten dürfen Euere Majestät nicht zu hoch stellen, denn sie floß nicht aus einer ganz reinen Quelle, und wenn ich muthig und furchtlos damals mein Leben einsetzte, so lag das auch mit daran, daß das Leben wenig Werth für mich hatte und daß ich in der Verzweiflung meines Herzens den Tod meinen willkommensten Freund genannt hätte. Wäre ich glücklicher gewesen, würde ich vielleicht weniger tapfer gewesen sein.

Und wollen Sie uns erzählen, weshalb Sie unglücklich waren? fragte der König.

Sire, es ist eine kleine, ganz einfache Geschichte, wie sie häufig im Leben vorkommt, obwohl Jeder, dem sie begegnet, wohl meint, daß kein Anderer das gelitten hat, was er leidet. Sehr viele Herzen sind so mit einem Grabstein bedeckt, unter denen ihr Glück eingesargt ist, und die Menschen wissen es nicht und gehen lächelnd daran vorüber. Ich habe mein Herz auch so still verblutet und mein Glück eingesargt, und doch stand es leuchtend und hell wie eine goldene Morgensonne über mir, und lächelte mich an mit tausend köstlichen Verheißungen, und grüßte mich mit wunderbarem Zauberglanz. Wenn ich dieses junge, schöne, so unschuldsvolle, so keusche und züchtige Mädchen ansah, das vor mir aufgegangen war, wie eine holde Purpurrose, an der die noch unberührten Thautropfen des Himmels hingen, so wollte es mir scheinen, als sende mir Gott in ihr seine schönste Offenbarung, und ich betete an, indem ich liebte. Sie war die Tochter einer der ersten französischen Adelsfamilien, und als ich, ein ganz junger schüchterner Mensch, nach Paris kam, hatte man mich an ihre am Hofe sehr einflußreiche und mächtige Familie empfohlen. So sahen wir uns täglich, Anfangs mit einer seltsamen Überraschung,

dann mit tiefer Bewegung, dann hörten wir einander sprechen, ohne zu wagen uns anzureden, und dann endlich wagte ich nicht mehr überhaupt in ihrer Gegenwart zu sprechen, weil meine Stimme so sehr zitterte. — Eines Tages, als ich in einer großen Gesellschaft neben ihr saß, erlaubte ich mir, sie leise zu fragen: „wenn ich es wagte, Sie zu lieben, würden Sie es mir verzeihen?“ Sie blickte nicht auf, aber sie sagte ganz leise: „ich würde glücklich sein.“ — Dann sanken wir Beide wieder zurück in unser Schweigen der Etiquette, nur zuweilen uns mit einem von Glückseligkeit strahlenden Antlitz betrachtend. Das dauerte sechs Wochen, sechs Wochen eines schweigenden, unaussprechlichen Glückes. Dann endlich überwand ich meine Schüchternheit und machte das süße Geheimniß meiner Liebe zu einem öffentlichen, indem ich bei dem Vater meiner Victoire um ihre Hand anhielt. Er sagte sie mir zu und führte mich selbst zu meiner Geliebten, die sich erröthend an mein freudetrunkenes Herz lehnte. In diesem Moment trat ihre Großmutter herein, mit strengem Gesicht und zornigen Blicken fragte sie mich, ob es gegründet, daß ich Protestant sei? Ich erwachte wie aus einem glücklichen Traum. In dem Entzücken, welches mich Monate lang begeistert und durchglühte, hatte ich gar nicht an Alles das gedacht. Die

Liebe war meine Religion gewesen, und ich hatte keiner andern bedurft, um Gott anzubeten. Aber diese Religion genügte nicht, sie mußte sich auch in eine Kirche fügen. Ich sagte also, daß das Gerücht begründet, daß ich ein Protestant sei. Victoire stieß einen lauten Jammerschrei aus und sank ihrem Vater ohnmächtig in die Arme. — Zwei Tage darauf verließ ich Frankreich. Victoire wollte mich nicht wiedersehen und verweigerte mir ihre Hand. Ich kehrte nach England zurück, gebrochenen Herzens, verzweifelnd, wahnsinnig fast vor Kummer. In diesem Delirium meiner Schmerzen schloß ich mich dem Prätendenten an, und machte für ihn die abenteuerlichsten und gefahrvollsten Unternehmungen, die endlich damit endeten, daß ich verhaftet und verurtheilt ward. — Das, Majestät, ist die einzige Liebe meines Lebens gewesen, und Sie sehen wohl, es läßt sich wenig von ihr erzählen.

Der König blickte still vor sich hin, und da er schwieg, wagte Niemand die Stille zu unterbrechen. Selbst Voltaire unterdrückte den boshaften Scherz, der schon auf seinen Lippen schwebte und begnügte sich zu lächeln.

Wie hieß doch der Spruch, den Ihnen Ihr Vater mitgab, als er Sie aus seinen Armen in die Welt ent-

ließ? fragte der König nach einer langen Pause. Mich dünkt, Sie haben mir einst davon erzählt.

Sire, er hieß:

Als Du bei der Geburt emporschlugst Deine Blicke,
Da lächelt Jeder Dir, und Du, mein Sohn, Du weintest.
Ach, lebe nur so gut, daß, wenn Dein Aug' einst bricht,
Dann Jeder weint und klagt, und man Dich lächeln sieht! *)

Sie haben dieses Wort Ihres Vaters erfüllt, sagte der König, Sie haben so gelebt, daß Sie einst lächeln werden, wenn wir Alle weinen, und daß Niemand, der Sie einmal geliebt hat, Sie vergessen kann. Auch Ihre Victoire wird Sie nicht vergessen haben. Sahen Sie sie niemals wieder?

Doch, Sire, ich habe sie einmal wiedergesehen, als ich mich hierher begab und mein Vaterland auf ewig verloren hatte. Ah, Sire, es war ein schönes und herrliches Wiedersehen nach zwanzigjähriger Trennung. Der Schmerz der Liebe war verharrscht, aber die Liebe war geblieben. Das gestanden wir uns Beide. Unsere Her-

*) Quand vos yeux, en naissant, s'ouvraient à la lumière,
Chacun vous souriait, mon fils, et vous pleuriez.
Vivez si bien, qu'un jour, à votre dernière heure,
Chacun verse des pleurs, et qu'on vous voie sourire.

zen waren so von Liebe erfüllt gewesen, daß ein Anfangs schmerzliches, dann aber ein unendlich süßes ewiges Erinnern an unsere Liebe darin zurückgeblieben war, und wir niemals aufgehört hatten an einander zu denken. Es scheint, daß, um ewig und treu zu lieben, man sich nur wahr und redlich lieben und dann sich trennen muß. Die Gewohnheit und das tägliche Begegnen streift alsdann nicht den Ätherstaub des Himmels von den Flügeln dieser Liebe ab, welche dem Himmel entstammt und zum Himmel zurückgekehrt ist, um dort als ein nie verlöschender Stern über unserm Haupte zu glänzen. — Als ich Victoire wiedersah, war sie längst vermählt und für die Welt hatte sie vielleicht aufgehört schön zu sein. Für mich war sie's immer noch, und als sie mich ansah, schien es mir, als ob die Schleier endlich von meinem Leben fortgenommen würden und als ob die Sonne wieder schien. Doch, Sire, das Alles wird Sie wenig interessiren. Wie sehr indessen ich Victoire noch damals liebte, das werden Sie daraus ermessen können, daß ich für sie das einzige kleine Gedicht gemacht, welches ich meinem unpoetischen Gehirn jemals abringen konnte.

Ah, lassen Sie es uns hören, Mylord, sagte der König.

Wenn Euere Majestät es befiehlt und Herr von Voltaire es verzeihen will, sagte Mylord Marschall mit einer sanften Verneigung.

Ach, ich verzeihen, Mylord? rief Voltaire. Ich lebe, seit ich Sie anhöre, wie in einem Wunderlande, dessen Existenz ich nie geahnt und zu dessen blumenduftender Schönheit ich kaum wage meine unheiligen Augen aufzuschlagen. Die Mährchen meiner Jugendträume, scheint es mir, werden wahr, und ich vernehme eine Sprache, von der wir armen Söhne Frankreichs, die unter der Regentschaft des Herzogs von Orleans erzogen worden, keine Ahnung hatten. Ich beschwöre Sie also, lassen Sie uns Ihr Gedicht hören!

Mylord Marschall nickte ihm lächelnd zu, und indem er sich dann rückwärts lehnte in seinen Sessel und die tiefen blauen Augen zur Decke emporhob, recitirte er mit seiner klaren, sonoren Stimme folgende Verse:

Un trait lancé par caprice
M'atteignit dans mon printemps.
J'en porte la cicatrice
Encore sous mes cheveux blancs.
Craignez les maux, qu'amour cause,
Et plaignez un insensé

Qui n'a point cueilli la rose
Et que l'epine a blessé.*)

Jetzt, fuhr der Lord rasch fort, um jedes Lob und jede Bemerkung über sein Gedicht abzuwenden, jetzt, Majestät, bleibt mir nur noch Ein Geständniß übrig, und wenn Sie über meine Verse nicht gelacht haben, so wird gewiß mein Geständniß Sie lachen machen, Messieurs. Ich bin, aus Liebe zu meiner verlornen Jugendgeliebten, katholisch geworden. Ich dachte mir, daß die Religion, der Victoire ihre Liebe opfere, die wahre Religion, in der alle Liebe wurzelt, sein müßte. Ich wollte im Geist der ihre sein, im Leben, sowie im Tode. Jetzt, meine Herren, lachen Sie, denn ich bin im Geist und in Wahrheit ein Katholik!

Sublime! flüsterte Voltaire.

Niemand von uns wird lachen, sagte der König fast streng. Wohl dem, der gläubig ist und sein Herz auf das Kreuz lehnen und sich davon gestützt und getragen fühlen kann. Er wird dann nicht schwanken und in der Irre umhertaumeln, wie es uns armen, kurzsichtigen Sterblichen so oft geschieht. Werden Sie uns nun nicht

---

*) Mémoires de la Marquise de Créqui. Vol. I. p. 122.

den Namen Ihrer Geliebten nennen, oder ist das ein Geheimniß, das wir nicht wissen dürfen?

Sire, unsere Liebe war so rein, daß sie ihr Auge vor der ganzen Welt aufschlagen darf. Meine Geliebte hieß Victoire de Freulay und ist jetzt die Marquise von Créqui.

Ah, die Marquise! rief Voltaire lebhaft. Die geistreichste und berühmteste Frau in Paris.

Sie lebt also noch? sagte der König gedankenvoll. Möchten Sie sie wiedersehen, Mylord?

Auf eine Stunde wohl, Sire, um ihr zu sagen, daß ich katholisch bin und daß wir uns im Himmel wiederfinden werden.

Ich werde Sie als meinen außerordentlichen Gesandten nach Paris schicken, Mylord, und Sie sollen der Marquise meine ehrerbietigen Grüße bringen. *)

Euere Majestät machen dadurch ein herrliches Epigramm auf König Georg von England, sagte Voltaire lachend. Denn zwei seiner edlen Rebellen werden die Freundschaft von Frankreich und Preußen vertreten. Lord Tirconnel, der Irländer, ist französischer Gesandter in

---

*) Mylord Marschall ging dann zu Anfang des Jahrs 1751 als außerordentlicher Gesandter des Königs nach Paris.

Berlin, und Lord Marschall Keith, der Schotte, wird preußischer Gesandter in Paris. Ah, Mylord, wie wird die edle Marquise erfreut sein, wenn ihr treuer Ritter ihr sein schönstes Eigenthum, seine kleine Muhamedanerin Zuleima, vorstellt. Wie wird Zuleima glücklich sein, wenn Sie ihr das Weib zeigen, welches Sie geliebt. Sie wird dann sehen, daß auch Mylord Marschall einst ein Herz gehabt und eine Frau geliebt hat.

Ich werde der Marquise meine kleine Zuleima bringen, sagte der Marschall, und wenn ich ihr erzähle, daß sie ein Geschenk meines Bruders ist, der sie bei der Erstürmung von Oschakow, wo er als russischer Feldmarschall commandirte, aus den Flammen der brennenden Stadt rettete, so wird sie es begreiflich finden, daß ich der armen Waise eine Heimath und einen Vater gegeben habe. Wenn Euere Majestät indeß erlauben, werde ich ihr auch noch vorher einen Gatten geben. Mein Kammerdiener, der Tartar Iwan, liebt Zuleima, und ich werde sie ihm zur Frau geben, wenn Euere Majestät nichts dawider haben.

Geben Sie sie ihm, sagte der König lächelnd. Nur wird es schwer sein, hier in Berlin diese Ehe einzusegnen, denn Ihr Tartar hat, wie ich glaube, die Ehre ein Heide zu sein?

Er ist ein Anhänger der persischen Religion, Sire.

Also ein Feueranbeter, sagte der König. Da schlage ich vor, daß Voltaire als Priester diese Ehe einsegnet, denn wo man das Feuer anbetet, da darf Voltaire, der Mann des Feuers und der Gluth, wohl Priester sein!

Ah, Sire, ich glaube, daß wir alle Perser sind, rief Voltaire lächelnd. Wir beten Alle das Licht an und verabscheuen die Finsterniß, und Sie, Majestät, Sie sind für uns Gott Ormuzd, dem alles Licht entströmt, und jeder Priester ist für uns Ahriman, der Gott der Finsterniß. Begnadigen Sie mich also, Majestät, und lassen Sie mich auch selbst im Scherz nicht die Rolle eines Priesters spielen. Übrigens, wozu bedarf es für diesen glückseligen Heidensohn des Priesters. Ist nicht die Sonne, Gott Ormuzd selber, da? Stellen wir also, mit Euerer Majestät Erlaubniß, die beiden Liebenden auf die oberste Terrasse von Sanssouci, wo sie vom hellen Strahl der Mittagssonne wie in heiliges Feuer getaucht sein werden. Dazu können la divine Marianne Cochois und Denys einige mystische Tänze ausführen, und so ist die Trauung nach persischem Ritus erfolgt.

Und es bleibt nur noch übrig, daß Euere Majestät uns dann ein solennes Hochzeitsessen geben, rief La

Mettrie, ein Hochzeitsessen, bei dem es an den seltensten und auserlesensten Speisen nicht fehlen darf, zur Ehre dieser seltenen Hochzeit!

Ah, seht nur, wie ihm die Augen glänzen vor Wonne, rief der König lachend. La Mettrie wäre bereit, die ganze Welt zu verheirathen, vorausgesetzt, daß sein eigenes Leben dann in einem fortgesetzten Hochzeitschmaus bestände. Aber hören Sie, bevor Sie wieder essen, ist jetzt an Ihnen die Reihe zu erzählen. Besinnen Sie Sich also schnell, und tischen Sie uns eine pikante Anecdote aus Ihrem Leben auf.

IV.

Die Confidenztafel.

(Fortsetzung.)

Euere Majestät verlangen eine pikante Anecdote aus meinem Leben, sagte La Mettrie. Was giebt es Pikanteres, als eine Trüffelpastete, und was verlohnte mehr des Gespräches und der süßen Erinnerung, als diese schönste Offenbarung des Menschengeistes. Ja, Sire, eine wohlgelungene Trüffelpastete, das ist die wahre und wirkliche geoffenbarte Religion, und ich bin ihr anbetungsvollster Priester. Eines Tages habe ich ihr zu Liebe ein bedeutendes Vermögen, ein schönes Haus und eine ziemlich hübsche Braut aufgegeben, und ich muß sagen, daß mir noch heute jene Trüffelpastete ein begehrenswertheres Gut erscheint, als jene Braut und ihr Reichthum.

Und gab es einen Vater, der so wahnsinnig war, seine Tochter an den homme machine verheirathen zu wollen? fragte der König.

Sire, ich hatte damals meine Penelope geschrieben. Herr van der Swiet in Leyden, ein armer kranker Mann, den eine Erkältung seit Wochen schon an's Bett gefesselt hielt, hatte sie gelesen und über diese Verspottung der Herren Ärzte so herzlich gelacht, daß ihm dadurch geschehen war, was weder die Kunst der Ärzte, noch das Gebet der Priester hatte bewirken können, er war in Schweiß verfallen, und der heilte die Steifheit seiner Glieder und machte ihn gesund. Sein erster Ausgang war zu mir, und er bat mich, ihm ein Mittel anzugeben, durch welches er sich mir dankbar bezeigen könnte. Senden Sie mir alle Tage eine Trüffelpastete und eine Flasche Ungarwein, sagte ich ihm. Herr van der Swiet lachte. „Ich habe etwas Besseres als eine Trüffelpastete", sagte er, „ich habe eine Tochter, welche die Universalerbin meines Vermögens ist. Sie sind nicht reich an Ducaten, aber reich an Witz, und ich wünschte, daß meine Enkel, welche ich hinlänglich mit Geld ausstatten kann, einen Vater haben, welcher sie hinlänglich mit Geist ausstattet. Heirathen Sie also meine Tochter und schenken Sie mir einige Enkel, welche Ihnen gleichen." Ich nahm den Vorschlag an, und versprach dem guten van der Swiet, in acht Tagen sein Schwiegersohn zu werden und dann bei ihm in seinem Hause zu wohnen, um ihn täglich

nach dem Mittagsessen eine Stunde durch fröhliche Gespräche zu erheitern, damit ihm die Verdauung leichter werde, und er nicht, wie bisher, an Indigestionen zu leiden habe.

Seht einmal diesen zärtlichen Holländer an, rief der König, diesen ganz unegoistischen Vater, welcher seiner Tochter einen Gemahl sucht, damit er nicht an Indigestionen zu leiden habe! Sahen Sie denn Ihre Braut noch vor der Hochzeit, und konnten Sie Sich überzeugen, daß sie nicht etwa ein Wechselbalg sei, das ihr Vater auf eine gute Manier tödten wollte, und also sie Ihnen gab?

Ich sah meine Braut, Sire, und in der That, Esther war ein sehr schönes Mädchen, das nur den einzigen Fehler besaß, daß sie mich nicht liebte. Sie besaß sogar die Naivetät, es mir zu sagen, und mir zu gestehen, daß sie einen Andern liebe, einen armen Commis ihres Vaters, den derselbe, als er von ihrer Liebe gehört, aus seinem Hause verwiesen hatte, den sie nichtsdestoweniger noch immer glühend liebe. Ich zuckte lächelnd die Achseln und berief mich auf den Wunsch ihres Vaters und auf mein gegebenes Wort. Aber als die kleine Esther von mir verlangte, daß ich ihr entsagen und bei ihrem Vater für ihren Geliebten mich verwenden sollte, da

lachte ich nicht mehr, sondern fing an, die Sache ernsthaft zu nehmen. Ich ging also wirklich zu ihrem Vater und berichtete ihm meine ganze Unterredung mit seiner Tochter. Er hörte mich ruhig an und fragte dann mit einem grimmigen Blick: „was ist Ihnen lieber, Gefängnißkost oder täglich eine Trüffelpastete an Ihrem eigenen Tisch?“ Sie können denken, daß ich nicht schwankend war mit meiner Antwort. „Nun denn,“ fuhr Herr van der Swiet fort, „wenn Sie meine Tochter nicht heirathen, ziehe ich meine Hand von Ihnen, und Ihre Feinde werden schon Mittel finden, Sie in's Gefängniß zu bringen. Denn es ist da eben ein neues Buch, l'homme machine, angekommen, und Jedermann schwört, daß es von Ihnen sei, obwohl Ihr Name nicht auf dem Titelblatt steht. Die ganze Stadt, nicht bloß die Geistlichen, sondern Jedermann ist wüthend über dieses Buch, das man als ein Ungeheuer von Materialismus und Unglauben bezeichnet, und wenn ich Sie dennoch zu meinem Schwiegersohn haben will, so geschieht es, weil ich der ganzen Welt beweisen will, daß ich sie verachte und von ihren Vorurtheilen und Meinungen mich nicht bestimmen lasse, sondern ein freier und selbstdenkender Mann bin. Sagen Sie also, wollen Sie meine Tochter heirathen und alle Tage Trüffelpasteten essen, oder wollen Sie

in's Gefängniß wandern?" — „Ich will Ihre Tochter heirathen," rief ich, „ich schwöre, daß sie in acht Tagen meine Frau sein soll!" — Der Herr van der Swiet umarmte mich und traf nun seine Vorkehrungen zur Vermählung. Esther aber, meine Braut, sprach nie mit mir, sie schien mich gar nicht zu sehen, vielleicht weil ihre Augen geschwollen und halbblind vom vielen Weinen waren. Einmal nur begegneten wir uns allein in dem Salon, sie beeilte sich ihn zu verlassen, aber indem sie an mir vorüberging, hob sie ihre beiden Arme beschwörend zum Himmel empor und streckte sie dann drohend gegen mich aus: „Sie sind ein grausamer und ein schlechter Mensch," sagte sie. „Sie wollen ein Menschenherz Ihrer eklen Gier und Ihrer widerlichen Genußsucht opfern. Wenn Gott gerecht ist, wird er Sie einst an einer Trüffelpastete sterben lassen, ich sage nicht, Sie Ihren Geist aufgeben lassen, denn Sie haben keinen Geist. Sie werden und müssen sterben, wie ein Thier, nicht an geistigem Schmerz, sondern an Ihrer eigenen, thierischen Völlerei."

Das Mädchen besaß in der That sibyllinische Weisheit, sagte der König, und ich fürchte, sie hat Ihnen Ihre Zukunft richtig prophezeiht! Der Haß hat zuweilen eine Prophetengabe und sieht die Zukunft mit klarem

Auge, während die Liebe blind ist. An Liebe, scheint mir, litt Ihre Esther nicht.

Nein, Sire, sie haßte mich. Aber ihr eigener Geliebter, der junge Mieritz, theilte ihre Abneigung nicht, sondern schloß sich mir mit wahrer Zuneigung an. Er ward mein unzertrennlicher Gefährte, er umarmte mich unter Thränen, und verzieh mir, daß ich ihm seine Geliebte raubte, denn, sagte er, ich sei ihrer würdiger, als er selbst. Er ging in seiner Freundschaft so weit, daß er mich an meinem Hochzeitsmorgen zu einem Frühstück einlud, zu dem er, wie er sagte, mir einige seltene Kostbarkeiten aus Amsterdam verschrieben habe. Ich nahm die Einladung an, und da die Trauung Punkt zwölf Uhr in der Kathedrale statt finden sollte, mußte das Frühstück um elf Uhr vor sich gehen. Ich dachte mir, daß ich den Trauungsact leichter überstehen würde, wenn ich mich dabei der herrlichen Speisen erinnerte, die ich eben erst genossen. Punkt elf Uhr also begann unser Dejeuner, und ich versichere Euere Majestät, daß es ein köstliches, ganz ausgesuchtes Dejeuner war. Dennoch behauptete mein junger Freund Mieritz, daß der köstlichste Genuß noch meiner harre. Endlich ging er selbst hinaus, mir diese Speise, die er den Juwel seines Frühstücks nannte, aus der Küche zu holen. Mit einem geheimnißvollen

Lächeln kehrte er zurück, auf silberner Schüssel eine dampfende Pastete tragend. Ein süßer Duft verbreitete sich sofort durch das ganze Gemach, ein Duft, der mich an die schönste, die genußreichste Stunde meines ganzen Lebens erinnerte. Außer mir, voll ahnungsvoller Erwartung, stürze ich zu ihm hin und lüfte den Deckel der Pastete, — ja, sie war es, es war die Pastete, welche ich nur einmal gegessen, nur damals, als ich des Herzogs von Grammont täglicher Tischgenosse war. Ich hatte den guten Herzog beim Treffen von Fontenois verloren, und er hatte das Geheimniß dieser Pastete mit in sein Heldengrab genommen. Jetzt war es enthüllt, jetzt duftete es mir entgegen mit köstlichem Aroma, jetzt lächelte es mich an mit süßglitzernden Fettaugen. Ich entriß die Pastete den Händen meines Freundes und setzte sie vor mir auf den Tisch. In diesem Augenblick schlug es zwölf Uhr. „Unglücklicher,“ schrie ich, „Du bringst mir diese Pastete und es ist die Stunde meiner Trauung!“ — „Nun denn,“ sagte er mit dem ächten Phlegma eines Holländers, „so gehen wir erst zur Trauung und lassen die Pastete nachher aufwärmen!“ — „Aufwärmen!“ schrie ich, brüllte ich, dem die emporwirbelnden Düfte eben die Nase bezauberten, „Sie glauben also, daß ich einen solchen Vandalismus überleben,

daß ich ein solches Sacrilegium begehen könnte! Eine Pastete aufwärmen, heißt der Blume ihren Duft, dem Schmetterling seinen Ätherstaub, der Schönheit ihre Unschuld, dem Tage seinen Glanz nehmen. Nein, ich werde mich eines solchen Verbrechens nicht schuldig machen. Die Pastete verlangt gegessen zu werden. Ich werde sie also essen!" — Und ich aß, Sire, und es kam über mich, wie eine himmlische Entzückung, ein erhabener Opiumstraum. Alle Wunder der Schöpfung waren zusammengedrängt auf diesen Bissen, den ich andächtig und zitternd vor Wonne in meinen Mund schob. Mieritz hätte gar nicht nöthig gehabt, mir zu sagen, daß die Pastete aus indianischen Vogelnestern und Trüffeln aus Perigord gemacht sei, ich fühlte das, ich wußte das. Die Wunder Indiens hatten sich meinen seligen Blicken enthüllt, eine neue Welt hatte sich mir geoffenbart. Ich aß und war im Genusse selig. Was kümmerte es mich, daß Boten über Boten kamen, welche mich riefen, indem sie berichteten, daß der Priester vor dem Altar stehe, daß die Braut mit ihrem Vater und dem ganzen Schwarm ihrer Verwandten meiner harre. Ich schrie ihnen entgegen: „sagt ihnen, daß sie warten mögen bis zum jüngsten Tage, denn ich werde nicht eher aufstehen, als bis ich diese Pastete geleert habe." — Dann aß ich weiter,

und im Essen dachte ich so klar, so scharf, so gründlich, wie ich nie zuvor gedacht, und ich freute mich dieser Wahrnehmung, denn war das nicht ein Beweis, daß ich Recht gehabt, daß die Maschine des Menschen nur durch sich selber und nicht durch dieses fabelhafte, wesenlose Etwas, welches die Metaphysiker Seele nennen, ihr geistiges Fluidum und ihre Denkkraft erhalte? War das nicht ein Beweis, daß man nur nöthig hat, seinem Körper edle Nahrungsstoffe zuzuführen, um auch eine edle Seele zu haben? Und wo also liegt diese Seele? Wo anders als im Magen. Der Magen ist die Seele. Freilich ist es das Gehirn, welches denkt, aber das Gehirn wagt nicht mehr zu denken, als die erhabene Majestät, als der Magen es ihm erlaubt, und wenn diese Majestät sich unwohl fühlt, adieu dann mit den Gedanken! *)

Die ganze Gesellschaft brach in ein fröhliches Lachen aus.

Habe ich nicht Recht, Euch einen fou fieffé zu nennen? fragte der König. Es giebt ein gutes altes Sprüchwort, welches von einem Feigling sagt, daß ihm das Herz in die Waden sänke, niemals aber habe ich noch gehört,

---

*) La Mettrie's eigene Worte. Nicolai: Heft I. S. 199.

daß einem die Seele in den Magen gesunken sei. Aber über Ihrer Hymne auf den Magen und die Pastete haben Sie ganz vergessen, uns das Ende Ihrer Geschichte zu erzählen. Lassen Sie also hören. Schob man die Trauung auf?

Sire, ich hatte meine Pastete noch nicht zu Ende gegessen, als die Thür mit Heftigkeit aufgerissen ward und ein Diener hereinstürzte, um mir zu melden, daß der gute van der Swieten eben in der Kirche von einem Schlaganfall betroffen sei. Die thörichten Menschen behaupteten, er habe denselben aus Zorn und Wuth über mich bekommen, ich aber bin überzeugt, daß das nur die Folge davon war, daß er nach einem sehr guten Frühstück, und nachdem er eine Flasche Madeira ausgetrunken, die Circulation des Blutes dadurch gestört, daß er sich die Füße auf dem kalten steinernen Fußboden der Kirche erkältet hatte. Wie dem auch sei! Man trug den armen van der Swieten besinnungslos aus der Kirche in seine Wohnung, und nach einigen Tagen war er todt. Esther, seine Tochter und Universalerbin, aber war unkindlich genug, die Wünsche ihres Vaters unberücksichtigt zu lassen, und wollte durchaus nicht meine Verlobung mit ihr als gültig anerkennen. Sie erklärte sich für die Braut des kleinen Mieritz und heirathete ihn nach einigen

Monaten. Ich hätte freilich gerichtlich meine Ansprüche verfolgen können, aber van der Swieten hatte ganz Recht gehabt, nun er mich nicht mehr beschützen konnte, fiel die ganze Meute fanatischer Priester und schwachdenkender Gelehrten über mich her, und würde mich zerfleischt haben, wenn ich mich ihren Verfolgungen nicht durch die Flucht entzogen hätte. So folgte ich dem erhabenen Ruf Euerer Majestät, und nahm wieder meinen Wanderstab, um meinen Ahasveruslauf weiter fortzusetzen.

Ohne vorher Rache genommen zu haben an dem verschmitzten Herrn Mieritz, der offenbar mit seiner Pastete eine wohl überlegte Kriegslist ausgeführt hatte? fragte der König. Denn Sie werden doch eingesehen haben, daß das ein wohlberechneter Plan war, und daß er Sie mit seiner Pastete gefangen hatte, wie man die Mäuse mit Speck fängt.

Sire, und wäre dem so gewesen, wie Euere Majestät sagen, so hätte ich ihm deshalb doch nicht zürnen mögen; ich hätte zu meiner Pastete nur sagen können, wie Holofernes zur Judith: Deine Sünde war ein Hochgenuß; ich verzeihe ihr, daß sie mich tödtet! Ich würde für eine solche Pastete noch einmal eine Braut und ein Vermögen hingeben.

Und ist gar keine Möglichkeit vorhanden, Ihnen diese

Pastete vorzusetzen? fragte der König. Können Sie uns nicht das Recept dieser Wunderpastete verschaffen, welche die Zauberkraft besitzt, junge Mädchen von unausstehlichen Männern zu befreien, und einen Geizhals in einen Verschwender zu verwandeln, der sein ganzes Vermögen durch seine Gurgel jagt?

Es ist Aussicht dazu vorhanden, das Recept zu bekommen, aber Sie, Sire, werden es nicht zuerst haben. Lord Tirconnel, der meine Geschichte kennt, hat schon seit einigen Wochen diplomatische Verhandlungen mit Holland wegen dieses Receptes angeknüpft, und den Abschluß einer bedeutenden Geldanleihe, welche Frankreich bei dem Hause van der Swieten und Mieritz durch die Vermittelung des Lords aufnehmen will, an die Uebersendung des Receptes geknüpft. Wenn Mieritz das Recept verweigert, wird Frankreich seine Anleihe nicht machen, und aus dem wahrscheinlichen Krieg mit England kann dann nichts werden.

Und man sage noch, daß große Dinge auch aus großen Ursachen entstehen müssen, rief der König. Der Friede der Welt kann davon abhängen, ob La Mettrie das Recept zu seiner Pastete erhält.

Was ist der Friede der Welt aber im Vergleich zu dem Frieden unserer Seelen? sagte Voltaire. Denn

was La Mettrie auch immer sagen, und der hochwürdige Abbé Bastiani auch immer schweigen möge, ich glaube noch an eine andere Seele, als die welche im Magen sitzt, und diese meine Seele würde niemals wieder Ruhe finden, wenn Euere Majestät uns nun nicht auch Wort hielten, und uns eine jener geistreichen und pikanten von Poesie und Weisheit duftenden Geschichten erzählten, wie sie so oft von den Lippen unsers Salomons fließen.

Es ist wahr, es ist jetzt an mir die Reihe, sagte der König lächelnd. Ich werde indeß kurz sein müssen, denn nicht nur die Lichter, sondern auch die Augen Algarottis brennen schon trübe, und sehen Sie nur, wie der gute Marquis in Gedanken mit seinen zwei Nachtmützen liebäugelt, die ihm auf seinem Bett entgegenwinken. Aber nur getrost, Messieurs, meine Geschichte ist nur kurz und wird bald zu Ende sein. — Ich will Ihnen auch, wie La Mettrie, von einem Wunder erzählen, nur daß mein Wunder nicht mit dem Gaumen, sondern nur mit den Augen genossen ward, und daß man dazu eine echtgläubige Seele haben mußte. Das Wunder begab sich in Breslau, im Jahre des Herrn 1747.

Der Cardinal Zinzendorf war gestorben, und der Graf Schafgotsch, den ich schon einige Jahre zuvor zum Coadjutor des Bischofs und Cardinals ernannt hatte,

sollte sein Nachfolger werden. Aber die guten Schlesier waren nicht zufrieden damit. Sie behaupteten, Graf Schafgotsch hinge den Freuden und Genüssen der Welt zu sehr an, um ein guter Priester sein zu können, er verstehe sich zu sehr auf die Liebe der schönen Weiber dieser Welt, um zu der heiligen Madonna, der Mutter Gottes, die rechte heilige, inbrünstige und keusche Liebesglut eines wirklichen Sohnes der Kirche empfinden zu können. Genug, die frommen Schlesier wollten durchaus nicht glauben, daß der Graf Schafgotsch genug Heiligkeit in sich trüge, ihr Bischof sein zu können. Nur ein Wunder würde im Stande sein, ihm die Liebe und Achtung der Schlesier zu erwerben, sagten mir die weisen Väter der Stadt Breslau, denn ich war selbst nach Schlesien gereist, um mich persönlich zu überzeugen, ob die Angaben der Behörden begründet, und die Bevölkerung wirklich so wenig zufrieden mit der Ernennung des neuen Fürstbischofs sei. Ich fand in der That ihre Angaben bestätigt und mußte ihnen Recht geben. Nur ein Wunder konnte dem Fürstbischof die Herzen der Schlesier geneigt machen. Aber bemerken Sie nur, Messieurs, wie sehr der Himmel immer mit den Frommen und Gerechten ist — dieses ersehnte Wunder ereignete sich. An einem schönen Morgen verbreitete sich in der Stadt Breslau

das Gerücht, in der Kapelle der heiligen Mutter Gottes auf dem Dom sei ein Wunder anzuschauen; ganz Breslau, die schönsten Damen der haute volée, wie die geringsten Bettler der Straße strömten dem Dome zu das Wunder mit eigenen Augen zu schauen. Ja, es war unleugbar, die Haare der Madonna, die da in reizender Holznachbildung auf dem Altar stand, und von dem ersten Modisten ihre Kleider, von dem ersten Perruquier ihr Haar empfangen hatte, — diese Haare waren gewachsen! Es war natürlich, daß sie eine wunderthätige Kraft ausübten, daß sie jeden Blinden, Lahmen, Verkrüppelten, so wie er sie nur berührte, gesund machten. Ich selber, — denn Sie können denken, daß ich auch hineilte das Miracle zu sehen, ich selber sah einen Lahmen seine Krücken fortwerfen, und auf seinen gesunden Beinen zu Ehren der Madonna einen Zweitritt tanzen, da war auch ein Blinder, welcher mit einer breiten Binde über beide Augen sich zu dem wunderthätigen Haar hinführen ließ; kaum hatte er die Spitzen dieses Haares über sein Gesicht gestrichen, so riß er die Binde von seinen Augen und jauchzte laut vor Entzücken, denn er war wieder sehend geworden. Und diese Tausende, die da betend und in seliger Entzückung auf den Knieen lagen, jauchzten ihm nach, und hier und da riefen einige

begeisterte Stimmen: „die heilige Madonna ist zufrieden mit ihrem neuen Diener, dem Fürstbischof, denn wenn sie's nicht wäre, würde sie keine Wunder thun.“ — Diese Stimmen fielen wie eine Lunte in das Pulverfaß dieser Begeisterung. Man umarmte sich, man weinte, man dankte Gott für den neuen Fürstbischof, den man gestern noch verabscheuet hatte. Indessen gab es noch immer einige argwöhnische, mißtrauische Seelen, welche durchaus nicht zugeben wollten, daß das Wachsen des Haares eine Zustimmung der Madonna zur Bischofswahl sei. Aber auch diese Ungläubigen, diese herzlosen Skeptiker wurden endlich überzeugt, denn abermals nach zwei Tagen war das Haar der Madonna wieder länger gewachsen, und wiederum nach zwei Tagen hing es in üppiger Fülle über ihre Schultern nieder. Niemand konnte jetzt mehr bezweifeln, daß die heilige Jungfrau zufrieden sei mit ihrem Priester; denn man hat wohl gehört, daß man im Zorn oder Schmerz sich die Haare ausrauft, oder daß sie ergrauen, Niemand aber kann behaupten, daß Einem die Haare wachsen, wenn man nicht in heiterer und zufriedener Stimmung ist. Die Madonna also war zufrieden, da ihr Haar zum Entzücken der Gläubigen so schnell wuchs, und der ganzen Menschheit bewies, daß dieses aus einem Birnbaum geschnitzte Holzbild die wirk-

liche Jungfrau Maria sei, die mit offenen Augen über Breslau wachte, und deren Haar wuchs zu Ehren des hochwürdigen Bischofs Grafen Schafgotsch. Man liebte ihn jetzt so sehr, als man ihm Anfangs abhold gewesen, Tausende frommer Gläubiger umlagerten seinen Pallast, und flehten um seinen Segen. Es war wieder ein Hirte und Eine Heerde geworden, und die Madonna hatte nicht mehr nöthig ihre Haare wachsen zu lassen, denn ihr Wunder hatte genug gewirkt, und mit ihrem Haar war das Ansehen des Fürstbischofs mächtig emporgewachsen. Das, Messieurs, war das Wunder von Breslau.

Aber Euere Majestät haben uns noch nicht den Heiligen genannt, der beim lieben Gott Fürbitte gethan, damit dieses Wunder sich ereigne, rief Marquis d'Argens. Ah, geruhen Sie, meinem kahlen Scheitel seinen Namen zu sagen, damit ich zu ihm beten, und ihn um Erbarmen mit meinem Mondschein anflehen kann.

Dieser Heilige war mein Friseur, sagte der König lachend. Ich ließ ihn schwören, daß er das Geheimniß Niemanden verrathen wollte, und dann mußte er jeden dritten Tag in der Abenddämmerung sich heimlich nach dem Dom verfügen, um der Madonna eine andere Perrücke aufzusetzen, und die gebrauchte Perrücke zu entfer-

nen. *) Sie sehen also, Messieurs, daß nicht bloß das Glück, sondern die Frömmigkeit an einem Haar hängen kann, und diese Heiligen, zu welcher die gläubige Menschheit jetzt betet, waren ohne Zweifel alle geschickte Perrüquiers, welche es verstanden der Menschheit einen Zopf zu drehen.

Und denselben als Geißel auf dem Rücken der frommen Büßer herumtanzen zu lassen, rief Voltaire. Ah, Majestät, Ihre Geschichte ist ebenso weise als pikant, und zeigt aufs Neue Ihren großen Feldherrnblick. Sie haben da mit Ihrer Wunderperrücke eine geistige Schlacht von Hohenfriedberg gewonnen, eine Schlacht gegen die hohe Kirche.

Bei der zum Glück keine Menschen, sondern nur einige Perrücken auf der Wahlstatt zurückgeblieben sind! Aber sehen Sie nur, wie ernst und verstimmt unser hochwürdiger Abbé dareinschaut. Ich glaube wahrhaftig, er ist neidisch über das von mir vollführte Wunder. Jetzt ist an Ihnen die Reihe, Bastiani, erzählen Sie uns eins Ihrer Wunder, die Geschichte irgend einer schönen Magdalena, die Sie bekehrt haben.

---

*) Zuverläßige Beiträge zu der Regierungs-Geschichte Königs Friedrich II. Herausgegeben von dem Königl. Preuß. Oberconsistorialrath Büsching. Historischer Anhang Seite 2—5.

Ah, Sire, wollen mich Euere Majestät entschuldigen, sagte der Abbé, sich tief verneigend. Mein Leben ist das stille, prunklose, einsame und verschwiegene Leben eines Priesters gewesen, und nur der hochselige König Friedrich Wilhelm brachte etwas Sturm und Bewegung in dasselbe. Aber auch das muß ohne Zweifel nach dem Willen Gottes gewesen sein, denn würde er mir sonst diese robuste Riesengestalt gegeben haben, welche die Emissaire des Königs so sehr entzückte, daß sie mich mitten aus dem Gottesdienste von dem Altar, vor welchem ich gerade Messe las, fortrissen, und nicht achtend auf das Bitten und Schreien meiner gläubigen Gemeinde, mich mit sich fortschleppten, um mich als Soldat einzurolliren.*)

Eine wundervolle Idee! rief Voltaire. Einen Priester in seinem Chorrock zu entführen, um aus ihm einen Soldaten zu machen. Ach, sagen Sie doch, Abbé, konnten Sie nicht wenigstens Ihre Haushälterin als Marketenderin mit sich nehmen? Das wäre doch ein Trost gewesen, denn ich bin von Ihrer priesterlichen Frömmigkeit überzeugt, daß Sie eine junge und schöne Haushälterin hatten?

---

*) Thiébault Vol. III. S. 41.

Ich weiß das nicht! sagte Bastiani achselzuckend. Ich bin, wie Sie wissen, sehr kurzsichtig, und habe daher das Gesicht meiner Haushälterin niemals deutlich gesehen. War ich ja doch auch so kurzsichtig, daß ich es für ein Unglück hielt, aus meinen Tyroler Bergen fortgeschleppt und aus einem Priester in einen Soldaten verwandelt zu werden. Und doch ist dies mein höchstes Glück gewesen, denn dadurch wurden die Augen meines erhabenen Königs auf mich gelenkt, und er erbarmte sich mein, und begnadigte mich mit seiner Huld und seiner herablassenden Freundschaft.

Ah, Sie vergessen, daß es hier keinen König giebt, und daß man hier Niemanden schmeicheln darf, sagte Friedrich mit leichtem Stirnrunzeln.

Sire, ich weiß, daß es hier keinen König giebt, und Sie sehen daraus, daß ich kein Schmeichler bin, denn ich spreche meinem König nicht ins Angesicht von meiner Liebe und Begeisterung, ich lobe und preise ihn hinter seinem Rücken und das beweist alle Mal, daß man wahrhaft liebt, nicht um Gunst oder Ehre, sondern aus reinem Herzen.

Welch ein Glück also für Ihr reines, uneigennütziges Herz, rief Voltaire, daß Ihnen Ihre Stelle als Kanonikus von Breslau dreitausend Thaler Rente bringt.

Sie würden sonst verhungern müssen, bei Ihrer Liebe, welche keine Schmeichelei versteht.

Wer das Brod des Herrn ißt, verhungert niemals, sagte Bastiani mit seiner feierlichen, gedämpften Stimme. Nur wer zweien Herren dienen will, und daher Keinem treu ist, nur der darf fürchten zu verhungern.

Ach, ach, sehen Sie da unsern frommen Abbé, welcher seinen Schafpelz abwirft, und seine rauhe Seite herauskehrt! rief Voltaire. Es steht geschrieben: „die Schafe sollen sich in Wölfe verwandeln," und Sie, Abbé, scheinen in Ihrer Frömmigkeit den Bibelspruch wahr machen zu wollen. Ihre Anspielung galt mir, nicht wahr? Weil ich der Historiograph des Königs von Frankreich und der Kammerherr des Königs von Preußen bin. Beruhigen Sie Sich. Als Geschichtsschreiber des Königs von Frankreich bin ich ohne Gehalt pensionirt, und Seine Majestät wird Ihnen sagen können, daß ich der schlechteste und unbrauchbarste Kammerherr bin, den jemals die Sonne der königlichen Gunst bestrahlt hat. Ja, wahrlich, ich bin ein ganz unbrauchbares, bescheidenes und nichtsnutziges Geschöpf, und wenn mir Seine Majestät nicht erlaubte, zuweilen seine Verse durchzulesen, mich an deren Schönheit zu freuen, und hier und da ein Komma hinzuzufügen, so wäre ich ein eben so nutzloses

Wesen, wie jener katholische Priester, der sich am Dresdener Hofe des Königs August befindet, und der gar nichts zu thun, und Niemandes Beichte anzuhören hat, da man dort, wie hier, lutherisch ist. Algarotti erzählte mir, daß er ihn einst gefragt, womit er sich eigentlich beschäftigte. Der würdige Abbate antwortete: Jo sono il cattolico di sua maestà. — So nenne ich mich il pedagogo di sua maestà,*) und diene also auch nur Einem Herrn, gleich Ihnen, mein würdiger cattolico di sua maestà!

Ach, ich fürchte, mein cattolico wird nicht lange mehr bei uns ausharren, sagte der König. Ein Mann seines Verdienstes, seiner Talente kann sich nicht damit begnügen, Domherr in Breslau zu sein. Nein, Bastiani, Sie werden sich ohne Zweifel bald höher emporschwingen, Sie werden aufsteigen bis zur Prälatur, zur Eminenz, ja, bis zur Tiara selbst. Aber was wird aus mir werden, wenn Sie diesen glänzenden Gipfel erstiegen haben, wenn Sie Papst geworden? Ich wette, daß Sie mir Ihren apostolischen Segen versagen, ja mir nicht einmal gestatten würden, knieend Ihren Pantoffel zu küssen. Wenn dann Jemand es wagte, Ihnen von mir zu sprechen,

---

*) Voltaire: Oeuvres complêtes. Vol. 58. p. 376.

würden Sie dieser uneigennützigen Liebe nicht mehr eingedenk sein, die Sie heute ohne Zweifel für mich empfinden. Ah, mir scheint, als sähe ich Sie, wie sie mit apostolischer Erhabenheit sich von St. Peters Stuhl erheben, und mit lebhafter Indignation rufen: Wie? Dieser Ketzer, dieser Unreine, dieses Wildpret der Hölle ist da? Ich verfluche ihn! Ich verdamme ihn! Daß Niemand es wage, mir wieder von ihm zu sprechen.

Gnade, Gnade, Sire, rief der Abbé mit demüthigem Händefalten zu dem König hinblickend, während die übrigen Herren fröhlich lachten.

Der König war unerbittlich. Die Scheinheiligkeit und Heuchelei, welche der Abbé heute zur Schau getragen, hatte ihn erzürnt und er wollte ihn strafen.

Wenn Sie nun Papst sind, fuhr er fort, ich bin überzeugt, daß Sie Papst werden, so werde ich ohne Zweifel nach Rom wallfahrten. Es ist daher wichtig, daß ich jetzt, wo ich Sie noch habe, von Ihnen erfahre, welche Aufnahme ich bei Ihnen finden werde. Also, lassen Sie hören! Wenn ich vor Ihrer Heiligkeit erscheine, was werden Sie mir sagen?

Der Abbé, welcher bis jetzt mit niedergeschlagenen Augen dagesessen, und ein flehendes: Ach, Sire, Sire! gemurmelt hatte, schaute jetzt empor, und ein feuriger

Blitz seiner Augen traf das schöne und Heiterkeit strahlende Antlitz des Königs.

Nun? wiederholte der König. Was würde Ihre Heiligkeit zu mir sagen?

Sire, sagte Bastiani sich tief verneigend, ich würde sagen: Oh, allmächtiger Adler, bedecke mich mit Deinen Flügeln und beschütze mich vor Deinem eigenen Schnabel!*)

Ah, das ist eine Antwort, welche Ihres Geistes würdig ist, rief der König lachend, und um deretwillen ich Ihnen vergeben will, daß Sie uns keine Geschichte aus Ihrem Leben erzählen wollen. Jetzt also, Graf Algarotti, ist an Ihnen die Reihe. Sie sind der Letzte, welcher zu erzählen hat, und ich denke, das wird ein würdiger Schlußpunkt dieses Abends werden.

Sire, mir geht es, wie Bastiani, sagte Algarotti lächelnd. Es giebt kein Geheimniß in meinem Leben. Nur daß, was bei einem Priester ein Wunder, bei mir ganz einfach und natürlich ist. Ich bin viel umher gereist, habe die Welt gesehen, die Menschen kennen gelernt, und endlich alle meine Erfahrungen und mein eigenes Herz zu den Füßen Euerer Majestät niedergelegt, wie die Gläubigen, wenn sie durch ein Wunderbild

*) Historisch. Siehe Thiébault Vol. V. p. 43.

geheilt sind, ein Abbild ihres kranken Gliedes an dem wunderthätigen Heiligenbilde aufhängen, das ihnen Genesung gebracht. Mein Herz war krank von der Welt und den Menschen, Euere Majestät haben es geheilt, und ich habe es dankbar und demüthig zu Ihren Füßen niedergelegt. Das ist meine ganze Geschichte, und freilich ist sie eine Wundergeschichte, denn ich habe einen König gefunden, welcher nicht nur ein menschlicher König, sondern ein königlicher Mensch ist. *)

Und wahrlich, ein solcher König ist das achte Wunder der Welt, rief Voltaire. Ein König, welcher als König Mensch, und als Mensch noch König ist. Ich glaube, daß die Weltgeschichte wenig solcher Beispiele hat. Wenn wir die Geschichte aller Völker verfolgen, werden wir von jedem ihrer Könige sehr viel Thorheiten, aber nur von Wenigen einige Großthaten zu erzählen wissen. Nein, nein, rechnen wir niemals darauf, die Könige civilisiren zu können. Vergeblich hofft man sie durch die Hülfe der Künste zu sänftigen, vergeblich lehrt man sie, dieselben zu lieben, ja sie selbst mit Erfolg zu cultiviren; sie bleiben immer Löwen, die gezähmt zu haben, man sich vergeblich schmeichelt; sie bleiben in

---

*) Algarotti's eigene Worte.

Wahrheit immer wild, blutdürstig und phantastisch. In dem Augenblick, wo man es am wenigsten erwartet, erwacht ihr Instinct, und wir fallen als ein Opfer ihrer Tatzen oder ihrer Zähne, ohne daß wir es vorher ahnen konnten. *)

Der König, welcher bis jetzt dieser heftigen und exaltirten Rede Voltaire's mit lächelndem Antlitz zugehört, während die übrigen Herren mit Entsetzen und Verwunderung ihn anstarrten, der König erhob sich jetzt von seinem Sitz, und mit heiterm Lächeln den Finger drohend erhebend, sagte er: Still, still, Messieurs. Nehmen Sie Sich in Acht, ich glaube der König kommt. Dämpfen Sie Ihre Stimme, Voltaire, damit er Sie nicht hört, denn sonst würde der König sich am Ende verpflichtet halten, noch schlechter zu sein, als Sie. **) Ueberdies ist es spät! Lassen Sie uns also die Ankunft des Königs gar nicht abwarten, sondern still auseinandergehen. Gute Nacht, Messieurs.

Und indem er mit einem anmuthigen und doch zugleich stolzen Neigen des Kopfes die ganze Gesellschaft begrüßte, zog sich der König in seine Gemächer zurück.

---

*) Thiébault Vol. V. S. 365.

**) Des Königs eigene Worte. Thiébault Vol. V. S. 326.

V.

Rome sauvée.

Der ganze Hof war heute in einer freudigen Bewegung, denn man sollte heute ein seltenes, ganz neues Schauspiel genießen, und einer Theatervorstellung beiwohnen, die in den Annalen des Berliner Hofes etwas Unerhörtes, nie Erlebtes war. Voltaire's neues Drama Catilina, dem er jetzt den Namen Rome sauvée gegeben, sollte im königlichen Schlosse, auf einem in den Zimmern der Prinzessin eigens dazu errichteten Theater aufgeführt werden, und die Darsteller waren keine gewöhnlichen Künstler und Schauspieler, sondern sie gehörten zum Theil den höchsten Kreisen der Gesellschaft an. Prinzessin Amalie gab die Rolle der Aurelia, der Prinz Heinrich den Julius Cäsar und Voltaire den Cicero.

Es war heut in der Frühe des Morgens die letzte Probe gewesen; Voltaire hatte bei derselben sich ganz wieder in seiner zügellosen Wildheit, seiner beißenden

Ironie, seinem funkensprühenden Sarkasmus gezeigt. Keiner der Darsteller war seinem Tadel und seinem schnell aufflammenden Zorn entgangen, und besonders hatte der arme Dichter d'Arnaud viel von seiner tadelsüchtigen Heftigkeit zu dulden gehabt. D'Arnaud, der einst der Lieblingsschüler Voltaire's gewesen, den er dem König selber empfohlen, d'Arnaud hatte das Unglück gehabt, dem König zu gefallen, und deshalb, besonders seit Friedrich jenes schmeichelhafte Gedicht auf ihn gemacht, haßte ihn Voltaire und sann nur darauf, ihn in der Gunst des Königs zu verkleinern und ihn vom Hofe zu entfernen. *) Heute war es zum ersten Mal zu einem offenen Streit zwischen ihnen gekommen, und dazu hatte die Rolle,

*) In einem Briefe an Madame Denis schreibt Voltaire: „Tout le monde me reproche que le roi a fait des vers pour d'Arnaud, des vers qui ne sont pas ce qu'il a fait de mieux; mais songez qu'à quatre cent lieues de Paris, il est bien difficile de savoir si un homme qu'on lui recommande a du mérite ou non: de plus c'est toujours des vers, et bien ou mal appliqués ils prouvent que le vainqueur de l'Autriche aime les belles-lettres que j'aime de tout mon coeur. D'ailleurs d'Arnaud est un bon diable, qui par-ci par-là ne laisse pas de rencontrer de bons tirades. Il a du gout, il se forme; et s'il arrive, qu'il se déforme, il n'y a pas grand mal. En un mot, la petite meprise du roi de Prusse n'empêche pas qu'il ne soit le plus aimable et le plus singulier de tous les hommes." Voyez Oeuvres complêtes. Vol. 58. pag. 357.

welche d'Arnaud im Rome sauvée zu spielen hatte, Voltaire die willkommene Veranlassung gegeben. Freilich hatte d'Arnaud nur einige Worte zu sagen, aber der Vortrag derselben genügte dem Dichter nicht. Er behauptete, daß d'Arnaud sie mit absichtlicher Kälte und Nachlässigkeit gesprochen.

D'Arnaud zuckte die Achseln und erwiderte: Eine Rolle von zwei Worten verdient nicht mehr. Sagen Sie mir doch, welche Declamation für zwei so unbedeutende Worte nicht lächerlich sein würde?

Das genügte, um Voltaire's Zorn sogleich zu entflammen. Und diese Rolle übersteigt immer noch Ihre Kräfte, schrie er, Sie wissen selbst diese zwei Worte nicht zu sprechen, wie es sich geziemt.

Und nun begann er mit seiner flammenden Beredsamkeit auseinanderzusetzen, daß auf diesen zwei Worten der ganze Kern des Stückes ruhe und daß diese Rolle die wichtigste sei. Nun trieb er den widerstreitenden d'Arnaud mit seinem beißenden Witz, seiner schlagfertigen Ironie so sehr in die Enge, daß dieser athemlos, wüthend, fast erstickend vor Zorn, keine Worte finden konnte, keine Kraft besaß, den geschickten Angriffen mit ebenso schlagfertiger, scharfer Klinge zu begegnen, sondern überwunden und gedemüthigt verstummte, während das Lachen

des ergötzten Königs und der ganzen Hofgesellschaft die Niederlage für d'Arnaud noch größer und schmerzlicher, den Triumph für Voltaire noch glänzender und ehrenvoller machte. Aber zuletzt hatten alle diese hohen und gelehrten Schauspieler ihre Rolle doch zur Zufriedenheit Voltaire's, der an diesem Tage als Dichter, Regisseur und Schauspieler wirkte, erlernt und es sollte also heute Abend vor der ganzen Hofgesellschaft die Aufführung dieses Drama's statt finden, welches Voltaire sein Meisterstück nannte. —

Prinzessin Amalie, welche, wie gesagt, die Rolle der Aurelia spielte, hatte sich für diesen Tag in ihre Gemächer zurückgezogen, sie hatte bei der Königin Mutter um die Erlaubniß nachgesucht, nicht bei der Mittagstafel erscheinen zu dürfen, und diese war ihr bereitwillig gewährt worden, da man sehr wohl begriff, daß die Prinzessin der Ruhe bedürfe, um ihre anstrengende und schwierige Rolle noch in der Stille zu memoriren.

Aber Prinzessin Amalie memorirte weder ihre Rolle, noch war sie mit dem Ordnen ihrer Toilette beschäftigt. Sie lag nachlässig hingestreckt auf dem Divan und blickte mit thränenvollen Augen auf diesen Brief hin, den sie in ihren zitternden Händen hielt. Neben ihr auf der

Erde kniete das Fräulein von Haak und schaute mit theilnehmenden Blicken zu der Prinzessin empor.

Oh, welche Qual, welche Marter ist dies, sagte Amalie leise, lachen zu müssen, während mein Herz in Verzweiflung ist, die Vergnügungen dieses in Festen und Genüssen schwelgenden Hofes mitzumachen, während es so finster und trauervoll in mir ist, daß ich nicht einmal einen Stern der Hoffnung, einen Schimmer des Glückes sehe. Oh, Ernestine, sage nicht, daß ich ruhig und still sein soll, gönne mir wenigstens den schmerzvollen Genuß, meine Leiden klagen und in der Stille dieses Gemaches meinen Schmerz ausschreien zu können.

Aber theuerste Prinzessin, flüsterte Ernestine, weshalb dieser Schmerz, und wozu soll es nützen, wenn Sie die kaum verharschten Wunden Ihres Herzens wieder aufreißen?

Diese Wunden sind niemals verharscht gewesen, rief Amalie ungestüm. Nein, sie haben ewig geblutet, ewig geschmerzt. Oder denkst auch Du so klein, so jammervoll von mir, daß Du meinst, einige Jahre könnten genügen, um mich das Vergessen zu lehren?

Habe ich nicht auch lernen müssen zu vergessen? fragte Ernestine schmerzvoll. Ist nicht auch mein Lebensglück zerstört, bin nicht auch ich auf ewig von meinem

Geliebten getrennt? Oh, Prinzessin, wie viel glücklicher sind Sie, da Sie doch wissen, wo Sie den unglücklichen Freund mit Ihren Gedanken finden können, während kein Laut aus der Ferne eine Antwort giebt auf meine Klagen, und meine trostlosen, irrenden Gedanken nicht wissen, ob sie den Geliebten im Grabe oder im Gefängniß, in Kummer und Elend oder in Freude und Glück zu suchen haben!

Es ist wahr, sagte Amalie gedankenvoll, unser Loos ist ein schmerzvolles und erbarmungswürdiges! Oh, Ernestine, was habe ich nicht gelitten in diesen fünf Jahren, seit ich Trenck nicht mehr gesehen. In diesen fünf Jahren des Schweigens, des Entsagens und der Trostlosigkeit. Wie oft habe ich nicht geglaubt, diesen ungesehenen Leiden erliegen zu müssen und zu sterben, während ich mit geschminkten Wangen und lächelnden Lippen mich im Kreise der glänzenden Feste befand, zu deren Mittelpunkt mich die grausame Liebe des Königs erhob. Wie oft, während ich mich heiter zu unterhalten schien, sind meine Gedanken abgeirrt zu dem fernen Geliebten, von dem mir die Lüfte keine Botschaft und die Sterne keinen Gruß mehr brachten, und von dem ich doch wußte, daß er lebte und Mein gedachte. Denn wäre er gestorben, so würde er mir erschienen sein, und hätte er mich

vergessen, so wäre das ein Dolchstoß gewesen, der mein Herz sicher und auf Einen Schlag getödtet hätte. Oh, Ernestine, überzeugt zu sein, daß er oft an mich geschrieben, und daß diese Briefe alle in die Hände der Spione und Laurer gefallen sind, mit denen mein Bruder mich umstellt hat. Oh, ich bin nicht wahnsinnig geworden, weil ich fühlte, daß Trenck meiner noch eines Tages bedürfen würde. Ich habe mich nicht getödtet, weil ich wußte, daß mein Leben ihm noch eines Tages nothwendig sein könnte. Ich habe gelebt, wie die zur Hölle Verbannten, welche in ihren Qualen immer das Auge geöffnet und das Ohr gespannt halten, weil sie des Momentes harren, wo der Erlöser kommt, sie aus ihrer Qual zu befreien. Und siehst Du, mein Moment ist gekommen. Gott hat endlich Erbarmen geübt, er hat das Auge meiner Späher geblendet und dieser Brief ist sicher in meine Hände gekommen. Ein Brief von Trenck! Oh, Ernestine, er liebt mich, er hat mich nie vergessen, er ist unglücklich und ruft nach mir. Oh, mein Gott, mein Gott, warum hat das Schicksal meine Hände gebunden, warum hat es mich an einem Thron geboren werden lassen, dessen Glanz mich doch nur in den Schatten stellt, statt mich zu durchleuchten. Warum bin ich nicht in Armuth und Niedrigkeit geboren, um wenigstens

das Recht zu haben, zu meinem Geliebten eilen zu können, wenn er mich ruft, an seiner Seite zu sein, wenn er in Noth ist, und sein Unglück mit ihm zu theilen.

Aber Sie, Prinzessin, sagte Fräulein von Haak, Sie können sein Unglück erleichtern. Sehen Sie mich an, ich bin arm und unabhängig, und doch kann ich nicht zu meinem Geliebten hineilen, und doch, wenn er in Noth ist, hat er mich nicht gerufen, weil er weiß, daß ich außer Stande bin, ihm zu helfen. Sie aber, Dank Ihrer erhabenen Stellung, Sie vermögen zu helfen. Trenck bedarf Ihrer, und Sie sind da, ihm beizustehen.

Gott gebe, daß ich es kann! Er bittet, daß ich mich bei meinem Bruder verwende, damit die Fürsprache der preußischen Gesandtschaft in Wien ihm den kaiserlichen Hof von Wien geneigt mache, und er so hoffen dürfe, diese fürchterlichen Prozesse, welche ihm als das einzige Erbtheil seines Vetters, des unglücklichen, im Gefängniß gestorbenen Pandurenhäuptlings, geblieben sind, endlich zu Ende zu führen. Oh, Ernestine, ich soll mit meinem Bruder über ihn sprechen! Er weiß nicht, daß sein Name in diesen fünf Jahren niemals über meine Lippen gekommen, daß ich niemals seit jenem verhängnißvollen Tage, als ich meinem Bruder gelobte, Trenck für ewig zu entsagen, mit dem König wieder allein gewesen. Beide

haben wir jede vertrauliche Annäherung vermieden. Er, weil er vielleicht meine Klagen fürchtete, ich, weil ich fühlte, daß sich über diese Liebe zu meinem Bruder eine Eiskruste gelegt hatte, die ich weder von seinem Lächeln, noch von seiner Güte wollte aufthauen lassen, weil ich Trenck liebe, und ihm treu sein will, indem ich meinem Bruder zürne. Aber nun, Ernestine, muß ich mein Herz überwinden, nun muß ich mit meinem Bruder sprechen. Trenck ist in Noth, ich werde Muth haben, für ihn zu bitten!

Aber was wollen Euere Hoheit erbitten? Oh, überlegen Sie es wohl, Prinzessin. Wer weiß, ob der König nicht Trenck ganz und gar vergessen hat. Das wäre vielleicht das Beste; man muß dem Löwen nicht das arme Insect zeigen, das ihn aus seinem Schlummer aufgeweckt, denn alsdann wird er es tödten. Trenck ist in Noth, weil er Processe hat. Senden Sie ihm also Gold, Gold, um die Herren der Gesetze zu bestechen, denn man weiß ja, daß der würdige Reichshofrath ein wenig trübe Augen hat und den Glanz des Goldes oft für den Glanz der Sonne der Gerechtigkeit hält. Senden Sie ihm also viel Gold, und er wird die Tiger zähmen, die den Saal des Gerichts umlagern, und er wird seine Processe gewinnen.

Prinzessin Amalie zuckte verächtlich die Achseln. Er ruft nach mir, und ich sollte ihm nichts geben, als ekles Gold! Er bittet, daß ich für ihn handle, und ich sollte aus Feigheit schweigen und ihm meine Hülfe mit Gold abkaufen? Nein, nein, ich werde handeln, und das heute noch! Du weißt, daß ich nur auf die ausdrückliche Bitte des Königs eingewilligt habe, in diesem Drama heute Abend eine Rolle zu spielen. Als mein Bruder mich darum bat, fügte er mit seinem gewinnenden Lächeln hinzu: „bewilligen Sie mir diese Gnade, meine Schwester, und sein Sie gewiß, daß ich Ihnen dafür die erste Gnade, welche Sie von mir fordern wollen, auch bewilligen werde." Nun denn, ich werde ihn an dies Wort erinnern, ich werde ihn für Trenck bitten, und er darf es mir nicht abschlagen. Oh, Ernestine, ich weiß nicht, wie es kommt, aber mir scheint, seit einiger Zeit liebt der König mich wieder zärtlicher als sonst, sein Auge ruht mit Wohlgefallen auf mir, und oft ist es mir, als sähe er mich an mit Blicken, die um meine Liebe flehten. Sage nicht, daß ich thöricht und kindisch bin, aber ich denke zuweilen, meine schweigende Ergebung könne sein Herz gerührt haben, und er sei endlich geneigt, Gnade zu üben und mich glücklich zu machen, glücklich, indem er mir vergönnt, diesem Glanz zu entfliehen, zu vergessen,

daß ich eine Prinzessin bin, und mich nur zu erinnern, daß ich ein Weib bin, dem Gott ein Herz gegeben hat, um zu lieben!

Amalie sah nicht die traurigen und schmerzvollen Blicke, mit denen ihre Freundin sie betrachtete. Sie war ganz Begeisterung und Gluth, und mit strahlenden Blicken und hochathmendem Busen von dem Divan aufspringend, fuhr sie fort:

Ja, es ist so, wie ich sage. Mein Bruder will mich glücklich machen!

Prinzessin, wagen Sie es nicht, solchen kühnen Hoffnungen nachzuhängen, rief Fräulein von Haak mit Thränen in den Augen. Niemals wird der König einwilligen, Sie auf eine andere als eine königliche Weise glücklich zu machen.

Amalie lächelte fast. Sagen Sie doch, Ernestine, ist eine regierende Markgräfin von Baireuth nicht ebenso hochgestellt als ich?

Gewiß, Hoheit, sagte Ernestine befremdet, denn Ihre eigene erhabene Schwester ist ja regierende Markgräfin von Baireuth.

Ich rede nicht von ihr, sondern von der Wittwe des vorigen Markgrafen. Sie hat doch mindestens auch re-

giert. Nun, jetzt hat sie sich dem jungen Grafen Hoditz vermählt; der König hat es mir gestern selbst mit Lachen erzählt. Er war nicht zornig, und doch ist die jetzige kleine Gräfin Hoditz seine rechtmäßige Tante, wie ich seine Schwester bin.

Hätte der König der Tante befehlen können, wie er's der Schwester kann, so würde er diese Vermählung nicht geduldet haben, sagte Fräulein von Haak.

Prinzessin Amalie achtete nicht auf sie. Mit hastigen Schritten ging sie im Gemach auf und ab, strahlenden Auges und lächelnden Mundes. Dann nach einer langen Pause näherte sie sich ihrer Freundin und legte ihre beiden Hände auf Ernestinens Schulter.

Sie sind eine gute Seele und eine treue Freundin, sagte sie, Sie haben immer ein geduldiges Ohr für meine Klagen gehabt. Oh, denken Sie doch nur, wie schön das sein muß, wenn ich Ihnen einst von meinem Glück erzählen werde! Und jetzt, Ernestine, kommen Sie. Jetzt müssen Sie mit mir noch einmal meine Rolle memoriren und dann wollen wir an meine Toilette denken. Oh, ich will schön sein heute Abend, um dem König zu gefallen, ich will spielen als eine Künstlerin, um sein Herz zu rühren. Wenn ich so spiele, so glühend und wahr,

daß er weinen muß über den Schmerz dieses unglücklichen, liebenden Weibes, welches ich darstelle, wird das nicht sein Herz in Liebe erweichen müssen, wird er nicht Mitleid haben mit meinem wirklichen Liebesgram, dem ich in der Rolle einer Andern nur Worte verleihe? Kommen Sie also, Ernestine, memoriren wir noch einmal! Ich muß meine Rolle heute Abend gut spielen, denn ich will mir das Herz des Königs gewinnen! —

Und Prinzessin Amalie hielt sich selber Wort. Sie spielte ihre Rolle mit einer vollendeten Meisterschaft. Die Worte der Liebe und des Schmerzes flossen wie ein Strom von Gluth und Begeisterung von ihren Lippen, die Schwüre der Treue, die Klagen der Sehnsucht, die Verzweiflung des Entsagens waren nicht mehr die hochstelzenden Phrasen einer Schauspielerin, sondern sie waren Wirklichkeit und Wahrheit. Man glaubte an ihre Thränen, an ihre Verzweiflung, und als Amalie mit wirklichen Thränen, mit wirklichem Erblassen von den Qualen ihrer Liebe erzählte, da hörte man in diesem glänzenden, von Kerzen und Brillanten funkelnden Saal nichts als Seufzen und Schluchzen.

Die Königin Elisabeth Christine, in ihrem eigenen Liebesgram aller Etiquette vergessend, legte ihre Hand über ihr Angesicht, und zwischen ihren schlanken, von

Brillanten funkelnden Fingern quollen dicke Thränen hervor.

Die Königin Mutter, befremdet über ihre eigene Rührung, flüsterte leise, daß es sehr heiß sei, und indem sie mit dem golgestickten Taschentuch sich Kühlung zufächelte, trocknete sie verstohlen eine Thräne aus ihren Augen fort.

Selbst der König war gerührt, der Glanz seiner Augen ward trüber, und eine tiefe, unaussprechliche Wehmuth zitterte um seine Lippen.

Voltaire aber war außer sich vor Entzücken, seine Augen hingen mit einer verzehrenden Gluth an jeder Bewegung, jedem Blick Amaliens, sein Mund strömte über von Lobeserhebungen, von Dank und Entzücken, und in seiner Begeisterung alles Andere vergessend, rief er, als er der Prinzessin nach ihrer großen Scene hinter den Coulissen begegnete: Sie sind es würdig, Schauspielerin zu sein und in Voltaire's Tragödien zu spielen!

Prinzessin Amalie lächelte und ging schweigend vorüber. Was kümmerte sie das Lob Voltaire's. Sie wußte nur, daß sie ihren Zweck erreicht, daß sie das Herz des Königs gerührt hatte. Dies Bewußtsein machte sie muthig und begeisterungsvoll, und als nach Beendi-

gung der Vorstellung der König zu ihr kam, als er sie herzlich umarmte und mit zärtlichen Worten ihr dankte für diesen herrlichen und genußreichen Abend, den er dem Dichtergenius Voltaire's nicht allein, sondern auch dem wundervollen Spiel Amaliens schuldete, da erinnerte Amalie ihn lächelnd daran, daß er ihr noch eine Gnade zu bewilligen habe.

Ich bitte Sie, meine Schwester, erwiderte der König heiter. Bitten Sie heute Abend etwas recht Großes von mir, denn ich bin ganz in der Stimmung, es Ihnen zu bewilligen.

Amalie sah ihm mit einem bangen und flehenden Ausdruck in das lächelnde Angesicht. Sire, sagte sie, bestimmen Sie mir morgen Vormittag eine Stunde, in der ich zu Ihnen kommen darf, um Ihnen meine Bitte vorzutragen, deren Gewährung Sie mir schon im Voraus versprochen haben.

Des Königs Antlitz hatte sich leicht beschattet. Das trifft sich in der That sehr günstig, sagte er. Ich wollte Sie auf morgen früh um eine Unterredung bitten, und nun kommen Sie meinem Wunsche zuvor. Ich werde morgen früh um zehn Uhr bei Ihnen sein, und auch ich habe Ihnen dann eine Bitte vorzutragen.

Ich erwarte Sie also morgen früh um zehn Uhr, mein Bruder, und dann werde ich Ihnen sagen, welche Gnade ich von Ihnen erbitte!

Und wenn ich Ihnen das bewilligt habe, wird es an Ihnen sein, meine Schwester, zu bewilligen, was ich von Ihnen erbitten will!

VI.

Ein Frauenherz.

Diese ganze folgende Nacht hindurch lag Prinzessin Amalie mit geöffneten Augen, mit hochklopfendem Herzen bleich und ruhelos auf ihrem Lager. Kein Schlaf senkte sich erquickend nieder auf diese fieberhaft glühende Stirn, kein Traum kühlte diese von angstvollen Schreckbildern gequälte Phantasie.

Was ist es, fragte sich Amalie wieder und immer wieder, was ist es, das der König von mir erbitten will? Welches geheime Schrecknis erhebt sich da drohend wieder vor mir, und wirft einen Schatten auf meine Zukunft?

Und jetzt prüfte sie im Geiste jedes Wort, jede Anspielung, die sie heute vernommen, jetzt erinnerte sie sich plötzlich der traurigen und mitleidsvollen Blicke ihres Hoffräuleins, der leise hingeworfenen Andeutungen, der halben Worte, welche eine versteckte Warnung enthielten.

Ernestine weiß Etwas, und sie will es nur nicht

sagen, rief Amalie, und bei diesem Gedanken fühlte sie ihre Stirn von kaltem Schweiß bedeckt, und ein Frösteln still ihre Glieder durchbeben.

Sie streckte die Hand aus, um zu klingeln, und durch ihre Kammerfrau das Fräulein von Haak rufen zu lassen. Aber dann zog sie sich, traurig und beschämt über ihre eigene Ungeduld, wieder zurück.

Was kann es mir nützen, zu erfahren, was ich doch nicht ändern kann, sagte sie. Ich weiß, daß ein Unglück mich bedroht, aber ich will ihm wenigstens mit offener Stirn und muthigem Herzen entgegen gehen.

Und jetzt lag sie ruhig und still, bis der Morgen kam, bis diese furchtbaren Stunden der Erwartung allmälig sich verringerten. Als sie sich von ihrem Lager erhob, trugen ihre Züge den Ausdruck unerschütterlicher Entschlossenheit, und ihr Auge flammte so kühn und mächtig, wie das ihres königlichen Bruders, wenn er im Begriff war in die Schlacht zu gehen.

Sie ließ sich sorgfältig und geschmackvoll kleiden, sie nickte der eintretenden Hofdame einen lächelnden Gruß entgegen, und plauderte heiter und ruhig von gleichgültigen Dingen. Als aber die Dienerschaft hinausgegangen, und sie mit Fräulein von Haak allein war, trat sie hastig zu ihr heran, und sah ihr lange und prüfend in die Augen.

Ernestine, sagte sie dann, Sie wissen etwas, das Sie mir nicht sagen wollen, und das für mich ein Unglück ist? Ich habe das in Ihrem Antlitz gelesen, und dennoch bitte ich Sie nicht, es mir zu offenbaren, wenn Sie nicht meinen, daß ich dadurch, daß ich es weiß, auch die Gefahr vermindern kann.

Ernestine schüttelte traurig das Haupt. Nein, sagte sie, ich fürchte, daß Euere Hoheit an dem Mißgeschick, was Sie bedroht, nichts ändern können. Es ist das Mißgeschick einer Prinzessin, welche sich gehorsam dem Willen ihres Königs fügen muß.

Es ist gut, sagte Amalie mit einem eigenthümlichen Lächeln, wir werden ja sehen, ob mein Bruder Macht genug hat, meinen Willen zu beugen. Jetzt, Ernestine, verlassen Sie mich, denn es ist die Stunde, in welcher der König kommen wollte.

Das Hoffräulein hatte sich kaum zurückgezogen, als die nach dem großen Vorsaal führende Thür geöffnet wurde, und der eintretende Kammerherr den König meldete.

Prinzessin Amalie ging ihm mit lächelndem Gruß entgegen, aber als der König sie umarmte, und einen Kuß auf ihre Stirn drückte, zuckte sie zusammen, und blickte fragend zu ihrem Bruder empor.

Sie las in seinem Antlitz nichts als die herzlichste Liebe, die rückhaltloseste Freundlichkeit. Wenn er mich unglücklich macht, so ist es wenigstens nicht seine Absicht dies zu thun, dachte sie, und mit beruhigterem Herzen gab sie ihrem Kammerherrn ein Zeichen, die Thüren nach dem Salon, in welchem sich das Gefolge des Königs und ihre eigenen Damen und Cavaliere befanden, zu schließen.

Jetzt, mein Bruder, sind wir allein, sagte die Prinzessin, indem sie neben dem König Platz nahm auf dem Divan, zu dem er sie hingeführt hatte. Jetzt erlauben Sie mir, Ihnen sogleich meine Bitte vorzutragen, deren Gewährung Sie mir versprochen haben.

Der König betrachtete mit traurig forschenden Blicken ihr vor Aufregung und Ungeduld zuckendes Antlitz. Amalie, sagte er, Sie haben mir kein Wort der Begrüßung, der schwesterlichen Liebe zu sagen? Sie wissen also nicht, daß fünf Jahre vergangen sind, seit wir uns nicht allein, und mit jener Vertraulichkeit, wie sie Geschwistern geziemt, gesehen haben?

Ich weiß es, erwiderte Amalie traurig. Diese fünf Jahre sind auf meinem Antlitz verzeichnet, und wenn sie nicht auf meiner Stirn Runzeln zurückließen, so haben sie deren doch in mein Herz gezogen. Sehen Sie mich

an, mein Bruder, finden Sie, daß ich heute noch das Antlitz von vor fünf Jahren habe?

Nein, sagte der König, nein, Sie sind heute blaß und Ihre Wangen sind heute eingefallen. Indessen bemerke ich das heute zum ersten Mal. Sonst sind Sie immer noch das Bild der Jugend, der Schönheit und Anmuth. Diese Vorstellung von gestern Abend hat sie angegriffen, das ist Alles.

Nein, mein Bruder, Sie finden mich heute blaß und eingefallen, weil Sie mich heute zum ersten Male ohne Schminke und ohne Schönpflästerchen sehen. Zum ersten Male habe ich heute vor Ihnen diese Maske der rosigen Jugend, der lächelnden Harmlosigkeit abgenommen, welche der Welt mein Antlitz verbirgt. Sie sollen mein Antlitz sehen, wie es wirklich ist, Sie sollen sehen, was ich gelitten habe; vielleicht werden Sie dann um so bereitwilliger mir das erfüllen, um was ich sie bitten will. Hören Sie also, mein Bruder! Ich —

Der König legte sanft seine Hand auf ihre Schulter. Sprechen Sie noch nicht, sagte er, denn seit ich Sie jetzt hier sehe, fürchte ich, daß Sie irgend etwas bitten wollen, das ich Ihnen nicht gewähren kann.

Doch haben Sie mir Ihr Wort gegeben, Sire, mir eine Gnade zu bewilligen.

Ich nehme mein Wort nicht zurück. Aber weil ich das nicht will, bitte ich, daß bevor Sie sprechen, Sie zuerst meine Bitte anhören, denn vielleicht kann das Einfluß haben auf das, was Sie mir zu sagen haben, und Sie werden darnach Ihre eigenen Wünsche modificiren können. Ich erlaube mir also in Ihrem eigenen Interesse, unhöflich zu sein, und statt Ihnen als Dame zuerst das Wort zu erstatten, bitte ich, daß Sie es mir lassen.

Sie sind überall der König, und haben zu befehlen, sagte Amalie kalt. Sprechen Sie also, Sire.

Der König ließ einen Moment seine hellen, durchbohrenden Blicke auf dem Antlitz seiner Schwester ruhen, dann stand er auf, und nahm eine ernste, sinnende Miene an.

Ich stehe jetzt vor Ihnen, Prinzessin, nicht als König, sagte er, sondern als der Abgesandte eines Königs. Prinzessin Amalie, der König von Dänemark bittet durch mich um Ihre Hand. Er wünscht sich mit Ihnen zu vermählen, und ich habe ihm meine Zustimmung gegeben. Es fehlt also nur noch die Ihrige, und ich denke, Sie werden ihm dieselbe nicht versagen.

Die Prinzessin hatte ihm mit schweigender, unerschütterlicher Ruhe zugehört. Nicht eine Muskel Ihres

Gesichts hatte gezuckt, nicht einen Moment hatten ihre Züge den Ausdruck der Entschlossenheit und Ruhe verloren.

Sind Sie zu Ende, Sire? fragte sie gelassen.

Ich bin zu Ende und ich erwarte Ihre Antwort.

Bevor ich Ihnen dieselbe ertheile, erlauben Sie mir, Ihnen auch meine Bitte vorzutragen, Sire. Denn um mich Ihrer eigenen Worte zu bedienen, Sie werden danach Ihre eigenen Wünsche modificiren können. Sie werden dann wissen, ob ich im Stande bin, die Hand des Königs von Dänemark anzunehmen. Erlauben Sie jetzt *mir* zu sprechen?

Sprechen Sie, sagte der König, indem er sich wieder neben Amalie niedersetzte.

Eine Pause trat ein. Dann sagte Amalie mit feierlicher, ernster Stimme: *Sire, ich bitte um Gnade für den Freiherrn Friedrich von Trenck.*

Einer unwillkührlichen Regung nachgebend, glitt sie vom Divan auf ihre Kniee nieder, und die gefaltenen Hände flehend zu ihrem Bruder emporhebend, wiederholte sie: Sire, ich bitte um Gnade für den Freiherrn Friedrich von Trenck!

Der König fuhr empor, wehrte ungestüm die Hände seiner Schwester zurück, und ging hastig einige Male im

Zimmer auf und ab. Amalie, fast beschämt über ihre eigene mädchenhafte Demuth, erhob sich wieder von ihren Knieen, und gleichsam um sich selber ihre Energie und Entschlossenheit zu beweisen, ging sie gerade auf den König zu und mit lauter, fester Stimme sagte sie zum dritten Mal: Sire, ich bitte um Gnade für den Freiherrn Friedrich von Trenck. Er ist unglücklich, weil er verbannt ist aus seiner Heimath. Er ist in Verzweiflung, weil man, wohl wissend daß er Niemand hat, der ihn beschützt und seine Rechte wahrt, beim Reichshofgericht keine Gerechtigkeit finden kann. Er ist arm und ohne Aussichten, weil das Reichshofgericht ihm die Erbschaft seines Oheims versagt, seines Oheims, des Pandurenhäuptlings, den seine Feinde angeklagt haben, weil es sie gelüstete nach seinen Millionen, die man confiscirt hat unter dem Vorgeben, daß er sie unrechtmäßiger Weise erworben habe. Aber man hat ihm das nicht beweisen können, und dennoch, da er jetzt todt ist, versagt man seinem Erben, Friedrich von Trenck, seine Erbschaft. Sire, ich bitte Sie also, nehmen Sie Sich Ihres Unterthanen an. Lassen Sie ihm die Gnade Ihrer Fürsprache zu Theil werden, verhelfen Sie ihm durch Ihr mächtiges Wort zu dem Besitz dieser Millionen. Ach, Sie sehen wohl, Sire, wie kleinmüthig und bescheiden ich

geworden bin. Ich bitte nicht mehr um Glück, sondern nur noch um Geld. Und ich meine, Sire, wir sind Trenck wohl diesen Ersatz für ein zertretenes Lebensglück schuldig.

Dem König war es gelungen, seinen Unwillen zu sänftigen, und seinen aufflammenden Zorn zu besiegen. Er war jetzt ebenso ruhig und gelassen, wie seine Schwester, aber bei Beiden verbarg sich hinter dieser Ruhe die feste Energie eines unabänderlichen Entschlusses, und sie waren nur so gelassen, weil sie unbeugsam waren.

Das ist die Gnade, welche Sie von mir fordern wollten? fragte der König.

Die Gnade, deren Bewilligung Sie mir versprochen haben, erwiderte Amalie.

Und wenn ich das thue, so werden Sie auch meine Bitte bewilligen? So werden Sie die Gemahlin des Königs von Dänemark werden? Ah, Sie schweigen? Nun wohl, so hören Sie. Willigen Sie ein, Königin von Dänemark zu werden, und an dem Tage, an welchem Sie die Grenzen meines Landes überschreiten, und als Königin Ihr neues Vaterland betreten, an dem Tage werde ich Trenck wieder nach Berlin zurückrufen, und Alles soll vergessen sein. Trenck kann wieder in meine Garde eintreten, und mein Gesandter in Wien soll sich

beim Reichshofrath für ihn verwenden. Entscheiden Sie Sich jetzt, wollen Sie Königin von Dänemark werden?

Ah Sire, Sie stellen mir da eine grausame Alternative. Sie wollen, daß ich eine Gnade erkaufe, deren freie Bewilligung Sie mir zugesagt haben!

Aber Sie vergessen, meine Schwester, daß ich selber bitte, wo ich befehlen könnte, und daß ich es Ihnen leicht machen will, mir zu gehorchen, indem Sie durch Ihren Gehorsam einen Andern beglücken. Also noch einmal, nehmen Sie meinen Vorschlag an?

Amalie antwortete nicht sogleich. Sie wandte ihre Augen mit einem forschenden Ausdruck auf des Königs Angesicht. Ihre Blicke begegneten sich und ruhten fest aufeinander. Beide lasen sie in ihren Augen die gleiche, unerschütterliche Entschlossenheit.

Sire, sagte Amalie endlich, ich kann Ihren Vorschlag nicht annehmen. Ich kann nicht die Gemahlin des Königs von Dänemark werden.

Der König zuckte zusammen, und seine Stirn zog sich in finstere Falten. Aber er blieb ruhig, nur preßte er seine Hand krampfhaft um die Lehne des Fauteuils, neben welchem er stand.

Und weshalb können Sie nicht die Gemahlin des Königs von Dänemark werden? fragte er.

Weil ich geschworen habe, feierlich unter Anrufung Gottes geschworen habe, niemals eines andern Mannes Weib zu werden, als das Weib dessen, den ich liebe, weil ich mich vor Gott und meinem Gewissen verpflichtet halte, diesen Schwur zu erfüllen, und unvermählt zu bleiben, da ich nicht die Gemahlin Trenck's werden kann.

Jetzt erröthete der König vor Zorn, und seine Augen schossen Blitze. Die Gemahlin Trenck's, rief er hastig, die Gemahlin eines Verräthers. Ah, Sie denken also noch immer an ihn, und trotz Ihres damaligen Gelübdes, trotz Ihres *mir* geleisteten Schwurs haben Sie diese strafwürdige Verbindung unterhalten?

Sire, entsinnen Sie Sich wohl, an welche Bedingungen damals mein Gelöbniß gebunden war. Sie versprachen mir, Trenck frei zu lassen, und ich gelobte dafür ihn aufzugeben, und niemals an ihn zu schreiben. Das Schicksal aber nahm mein Gelöbniß nicht an. Trenck entfloh, bevor Euere Majestät Zeit hatten Ihr Wort zu erfüllen, und somit war ich meines Schwurs entbunden. Dennoch habe ich niemals an ihn geschrieben, niemals etwas von ihm erfahren, denn Sie wissen wohl, Sire, daß ich niemals von ihm Briefe empfangen habe.

Er hat also fünf Jahre vergehen lassen, ohne an

Sie zu schreiben, und dennoch haben Sie heute noch den Muth vor mir seinen Namen zu nennen?

Ich habe den Muth, Sire, weil ich sehr wohl weiß, daß Trenck niemals aufgehört hat, mich zu lieben, wenn ich keine Briefe von ihm bekam, dies nicht daher kommt, daß er sie nicht geschrieben, sondern weil ich von sehr aufmerksamen Spähern umgeben war, welche die Briefe niemals in meine Hände gelangen ließen.

Ah, sagte der König mit verächtlichem Achselzucken, Sie sind der Meinung, ich hätte diese Briefe auffangen lassen?

Ja, mein Bruder, ich bin der Meinung.

Nun denn, Amalie, Sie irren Sich. Ich habe Sie nicht mit Spionen umstellt, ich habe keinen Brief unterschlagen lassen. Sie sehen mich ungläubig an? Mein Wort darauf, daß ich Ihnen die Wahrheit sage. Werden Sie jetzt begreifen, meine Schwester, daß Ihr Herz Sie getäuscht hat, daß Sie Ihre Liebe um einen Elenden verschwendet haben, welcher Sie vergessen hat?

Sire, rief Amalie mit flammenden Augen, Sire, keine Beleidigung gegen den Mann, welchen ich liebe!

Ah, Sie lieben ihn noch immer, sagte der König bleich vor Zorn, und nicht mehr im Stande seine Aufregung zurückzuhalten. Sie lieben ihn noch immer. Sie

haben um ihn geweint und geklagt, während er Sie schmachvoll verrathen und verhöhnt hat. Oh, sehen Sie mich immerhin mit diesen zornigen, empörten Blicken an. Es ist so wie ich sage. Sie sollen und müssen jetzt Alles wissen. Ich habe Sie bis jetzt geschont, von Ihrem eigenen edlen Herzen hatte ich gehofft, daß es nur dem Strom gleiche, welcher vom Sturm der Leidenschaft gepeitscht, wohl einen Augenblick seine Ufer überschreiten kann, dann aber ruhig zurückkehrt in die Grenzen, welche ihm die Natur und sein Schicksal angewiesen. Ich sehe jetzt, daß ich mich in Ihnen geirrt habe, wie Sie Sich in Trenck geirrt haben. Er hat Sie verrathen, sage ich Ihnen. An dem schwelgerischen und üppigen Hofe von Petersburg hat der ehemalige preußische Offizier nicht bloß Sie, sondern auch seinen König verrathen. An der Tafel seiner Geliebten, der Kanzlerin Bestuschef, hat er Ihr Bild gezeigt, hat er sich gerühmt, daß Sie selber ihm dasselbe gegeben. Der Graf von der Goltz, mein Gesandter am russischen Hofe, schrieb mir das, und ich habe ihn nicht tödten lassen, ich habe nicht bei der Kaiserin Anna auf Auslieferung des preußischen Deserteurs angetragen. Ich habe mich erinnert, daß Sie ihn einst geliebt und daß ich Ihnen versprochen hatte, Seiner zu schonen. Aber ich habe

ihn beobachten lassen, und ich kenne alle seine Handlungen, alle seine Ränke und Intriguen. Ich weiß, daß er mit der jungen Gräfin Narischkin ein Liebesverhältniß angeknüpft, das sie schamlos und verbrecherisch genug auch fortsetzten, als die Gräfin dem General Bondurow sich vermählt hatte. Nun glauben Sie, meine Schwester, daß er in den Armen dieses schönen einzigen jungen Weibes dieser keuschen und unschuldigen Liebesschwüre gedachte, welche er einst mit Ihnen gewechselt hat? Glauben Sie, daß er derselben sich erinnerte, als er mit seiner Geliebten den Plan zu einer Flucht verabredete, um außerhalb Rußlands für ihre ehebrecherische Liebe ein Asyl zu suchen? Glauben Sie, daß er Ihrer gedachte, als er von diesem jungen, irregeleiteten Weibe sich ihre Brillanten und Alles, was sie an Geld besaß, geben ließ, um dafür den Weg zur Flucht zu ebnen?

Gnade, Gnade! stammelte Amalie, bleich und zitternd auf einen Sessel niedersinkend. Hören Sie auf, mein Bruder, denn Sie sehen wohl, daß Ihre Worte mich tödten. Haben Sie Erbarmen mit mir.

Nein, kein Erbarmen, sagte der König. Sie sollen und müssen jetzt Alles wissen, damit Sie genesen von dieser unseligen Krankheit einer schmachvollen Liebe. Sie

sollen wissen, daß Trenck ein Mann ist, welcher nicht blos seine Geheimnisse der Politik, sondern auch seine Geheimnisse der Liebe sich abkaufen läßt, daß ihm Alles käuflich ist, selbst sein Herz. Er liebte nicht bloß die schöne Generalin Bondurow, sondern er liebte auch ihre Brillanten, und als das junge Weib einige Tage vor ihrer verabredeten Flucht an den Blattern darniedersank und starb, behielt er wenigstens die Erbschaft, und gab ihren Schmuck und die achttausend Rubel, welche sie ihm in Verwahrsam gegeben, nicht zurück. *)

Oh mein Gott, mein Gott, gieb, daß ich sterbe! murmelte Prinzessin Amalie.

Aber der Tod dieser Geliebten, fuhr der König fort, ohne der Prinzessin Klagen zu beachten, dieser Tod war doch sehr zu seinem Vortheil, und er tröstete sich bald über denselben in den Armen der Kanzlerin Bestuschef, dieses ränkesüchtigen und stolzen Weibes, das jetzt durch ihren schwachen Gemahl über Rußland herrscht und die Geschicke Europa's durch ihre Ränke und ihre Intriguen zu verwirren droht. Die Kanzlerin ist nicht jung und schön, wie die Generalin Bondurow es war, sie ist vierzig Jahre, und Sie werden nicht glauben, daß der vierund-

---

*) Trenck. Memoiren. Thl. I. S. 200.

zwanzigjährige Herr von Trenck in Liebe zu ihr entbrannte. Aber sie that's für ihn. Sie liebte ihn mit jener wilden, bacchantischen Gluth, wie die römische Kaiserin Julia die Gladiatoren zu lieben pflegte, deren schöne Gestalt sie im Circus bewundert hatte. Sie liebte ihn und gestand es ihm, und sein Herz, welches von ihren alternden Reizen nicht besiegt worden, unterlag dem Zauber der Ducaten und des Geldes, das sie ihm zu bieten wagte. Der Herr von Trenck ward also der homme entretenu der Frau Kanzlerin Bestuschef, das heißt natürlich, der Hausfreund ihres Gemahls. Er arbeitete in dem Kabinet desselben, in diesem Kabinet, das von dem Boudoir seiner Frau her an unsichtbaren Fäden geleitet ward. Er schien jetzt ein guter patriotischer Russe geworden, der bereit war, die Knute mit eben solcher Devotion zu küssen, wie den Pantoffel seiner alten Kanzlerin. Ich wollte indessen seinen Patriotismus prüfen, und gab meinem Gesandten den Auftrag, zu erforschen, ob dieser Patriotismus nicht für Geld zu erschüttern wäre. Nun, meine Schwester, für zweitausend Ducaten copirte Herr von Trenck ihm den Riß der Festung Kronstadt, den der Kanzler Bestuschef so eben von einem Ingenieur hatte aufnehmen lassen.

Das ist unmöglich, sagte Amalie, deren Thränen jetzt versiegt waren und die ihrem Bruder mit großen, ruhigen Blicken zuhörte.

Unmöglich! rief der König, ah, meine Schwester, das Gold ist eine Zaubermacht, für welche es keine Unmöglichkeiten giebt. Das wollte ich auch dem thörichten Bestuschef beweisen, indem ich ihm den Verräther Trenck entlarvte. Goltz mußte ihm also den Beweis seines Verrathes, diesen mit Trenck's Namensunterschrift gezeichneten Plan von Kronstadt überreichen und ihm sagen, wie er in den Besitz desselben gekommen. Der Kanzler war außer sich vor Zorn und schwur, eine ächt russische Rache zu üben an dem Verräther. Das heißt, ihn unter der Knute sterben zu lassen.

Amalie stieß einen Schrei aus und schlug ihre Hände vor ihr von krampfhaftem Schmerz entstelltes Angesicht.

Der König lächelte bitter. Beruhigen Sie Sich. Wir hatten zu früh triumphirt. Wir hatten die Frau vergessen! Der Kanzler hatte in seinem Zorn ihr Alles offenbart und heftige Verwünschungen gegen Trenck und gegen sie selber ausgestoßen. Sie fand Mittel, Trenck zu warnen, und als in der Nacht die Polizei kam, ihn zu verhaften, war Trenck nicht in seinem Hause, sondern

hatte eine Zuflucht gesucht im Hause seines Freundes, des englischen Gesandten Lord Hyndforth. *)

Ah, er war also gerettet? flüsterte Prinzessin Amalie mit einem köstlichen Lächeln.

Der König sah sie erstaunt an. Ja, sagte er, Trenck war gerettet, denn am andern Tage wußte die Kanzlerin ihren leichtgläubigen Gemahl zu überzeugen, daß Trenck nur das Opfer einer Intrigue gewesen und ganz unschuldig sei an dem ihm zur Last gelegten Verbrechen. Er blieb also der Freund des Hauses, und die Frau Kanzlerin hatte die Unverschämtheit, meinen Gesandten öffentlich zu beleidigen. Trenck aber bekannte sich jetzt öffentlich für einen wüthenden Gegner Preußens, er entflammte mit seinem Haß das Herz der verliebten Kanzlerin, und Beide schwuren das Verderben Preußens, Beide waren eifrig bemüht, den Kanzler, meinen geheimen Freund, zu meinen Gegnern herüberzuziehen, und Trenck, der eifrige russische Patriot, trat jetzt in die Dienste des Hauses Österreich, um gegen Preußen zu intriguiren. **) Aber Bestuschef widerstand ihren Intri-

---

*) Trenck's Memoiren Th. I. S. 212—16.

**) Trenck selbst schreibt darüber: „Ich hätte damals mein Vaterland in eine Wüstenei verwandelt, falls die Gelegenheit sich zum Willen gefügt hätte. Ich leugne auch gar nicht, daß ich

guen, und sein Mißtrauen bedrohte und überwachte noch immer seine treulose Gemahlin und seinen treulosen Freund. Trenck wäre ohne Zweifel verloren gewesen, wenn nicht ein glücklicher Zufall ihn dies Mal noch errettet hätte. Sein Vetter in Wien ist, wie Sie sagten, gestorben, und da Trenck glaubte, daß er ihm einige Millionen als Erbschaft hinterlassen, riß er sich los aus den Armen seiner zärtlichen Frau Kanzlerin und ist nach Wien geeilt, um dort seine Erbschaft in Empfang zu nehmen, die indeß zu seinem Erstaunen nicht in Millionen, sondern nur in Prozessen bestand. — Das, Madame, ist die Geschichte Trenck's während dieser fünf Jahre, in denen Sie keine Nachrichten von ihm erhielten. Wollen Sie nun noch sagen, daß er Sie niemals vergessen hat, und daß Sie selber zur Treue gegen ihn verpflichtet sind? Ah, Sie sehen wohl, daß ich zu Ihnen nicht als König, sondern als Freund spreche, und daß ich mit Ihnen von Ihrem Standpunkt aus diese unglückselige Angelegenheit betrachten will. Behandeln Sie mich also auch als Ihren Freund, und antworten Sie mir nun auch aufrichtig:

---

von diesem Augenblicke an in Rußland alles Mögliche that, um die Absichten des kaiserlichen Gesandten Grafen Bernes zu befördern, welcher mein einmal angefachtes Feuer zu nähren und mich zu brauchen wußte." Memoiren Th. I. S. 217.

Halten Sie nach allen diesen Vorgängen sich dennoch verpflichtet, Ihren Schwur der Treue zu halten? Glauben Sie nicht, daß er ein treuloser Verräther ist, daß er Sie vergessen hat?

Die Prinzessin hatte dem König mit gesenktem Haupte, mit niedergeschlagenen Augen zugehört. Als sie jetzt aber den Blick zu ihm erhob, strahlte ihr Auge in dem Feuer der Begeisterung und ein wundervolles, wehmüthiges Lächeln umspielte ihre Lippen.

Sire, sagte sie, ich habe ihm meinen Schwur geleistet ohne Bedingungen und ich werde ihn halten bis zu meinem Tode. Möge immerhin ein Theil von dem, was Sie erzählten, wahr sein. Trenck ist jung, und Sie können von seinem leidenschaftlichen Herzen nicht erwarten, daß es sich ganz und gar begrabe unter der Asche dieses Thränenkruges, in welchem unser Liebesglück in Staub zerfallen ist. Aber sein Herz, so flatterhaft es immer scheinen möge, kehrt immer doch treu zurück, um an diesem Thränenkruge zu beten, und seine wilde und stürmische Gegenwart durch die Erinnerung an die schöne und unschuldsvolle Vergangenheit zu reinigen und zu heiligen. Sie sagen, daß Trenck mich in seinem Glück vergessen hat. Nun wohl denn, Sire, in seinem Unglück hat er sich meiner erinnert. In seinem Unglück hat er

diesen treulosen, kalten und verrätherischen Brief vergessen, den ich ihm damals geschrieben, und den er noch in seinem Gefängniß in Glatz bekommen hatte. In seinem Unglück hat er an mich geschrieben und meine Hülfe angerufen, und es soll nicht gesagt werden, daß ich seine Stimme nicht gehört und nicht freudig bereit gewesen wäre, ihm zu dienen.

Er hat es gewagt, an Sie zu schreiben! rief der König mit zornsprühenden Augen und zitternden Lippen. Und wer hat die Frechheit gehabt, Ihnen diesen Brief einzuhändigen?

Oh, Sire, Sie wollen doch nicht verlangen, daß ich meine Freunde verrathen soll? Überdies, was hülfe es, wenn ich Ihnen den Boten dieses Briefes nenne? Sie würden diesen verhaften lassen und ihn strafen, und morgen würde ein Anderer kommen und sich unserem Dienste weihen. Denn die unglückliche Liebe findet überall Mitleid und Schutz, und Freunde, welche ihr dienen. Sire, ich wiederhole also meine Bitte: Gnade für Friedrich von Trenck!

Und ich, rief der König mit gewaltiger Stimme, ich frage Sie, ob Sie meinen Antrag annehmen, ob Sie die Gemahlin des Königs von Dänemark werden wollen?

Und merken Sie wohl, Prinzessin, daß ich das als Antwort auf Ihre Bitte frage!

Sire, möge Gott Erbarmen haben mit mir. Mögen Sie mich mit Ihrem ganzen Zorn strafen! Aber ich kann meinen Schwur nicht brechen. Sie können mich zwingen, meinen Eid unerfüllt zu lassen, und nicht meines Geliebten Weib zu werden, aber Sie können mich nicht zwingen, einen Meineid zu begehen. Ein Meineid aber wäre es, wenn ich mit einem andern Manne vor Gottes Altar träte, und ihm eine Liebe und Treue gelobte, von der mein Herz nichts weiß und niemals etwas wissen wird!

Der König stieß einen dumpfen Schrei der Wuth aus und seine Augen schossen Blitze. Ein Wort der Verwünschung schwebte schon auf seinen Lippen, aber er hielt es zurück, und sich gewaltsam zu äußerer Ruhe zwingend, faltete er die Arme über der Brust zusammen und ging mit hastigen Schritten einige Male im Zimmer auf und ab.

Prinzessin Amalie blickte in athemlosem Schweigen, mit hochklopfendem Herzen, zu ihm hin, und flehte leise zu Gott um Erbarmen und Hülfe, denn sie war sich bewußt, daß in dieser Stunde das Schicksal ihres ganzen Lebens sich entscheide.

Plötzlich blieb der König vor ihr stehen. Seine Züge waren jetzt wieder vollkommen ruhig und harmonisch.

Prinzessin Amalie, sagte er, ich gebe Ihnen vier Wochen Frist. Überlegen Sie Sich Alles, was ich Ihnen gesagt habe, wohl. Gehen Sie zu Rathe mit Ihrem Gewissen, mit Ihrem Verstande und mit Ihrer Ehre. In vier Wochen werde ich kommen und Sie abermals fragen, ob Sie entschlossen sind, meine Bitte zu erfüllen und die Gemahlin des Königs von Dänemark zu werden. Bis dahin werde ich den dänischen Gesandten hinzuhalten wissen. In vier Wochen verlange ich eine bestimmte Antwort von Ihnen. Wagen Sie alsdann noch meinem Willen zu widerstehen, nun, so werde ich immerhin doch mein Wort erfüllen, und Ihnen die Gnade bewilligen, die Sie von mir forderten. Ich werde Trenck Anträge machen, nach Preußen zurückzukehren, und meine Anträge sollen so glänzender Art sein, daß er ihnen folgen wird. Wenn wir ihn einmal hier haben, dann ist es unsere Sache, ihn festzuhalten! In vier Wochen also!

Er verneigte sich leicht vor der Prinzessin und verließ das Gemach.

Amalie blickte ihm schweigend, in athemloser Spannung nach, bis er verschwunden war. Dann entwand

sich ein tiefer Seufzer ihrer Brust, und mit einem lauten Aufschrei rief sie nach ihrer Hofdame.

Ernestine, Ernestine, sagte sie mit bebenden Lippen, als Fräulein von Haak auf ihren Ruf hereinstürzte. Schaffe mir einen treuen Boten, den ich sogleich nach Wien entsenden kann. Ich muß Trenck warnen, denn ihm droht Gefahr. Was auch immer der Gesandte meines Bruders ihm anbieten, mit welchen glänzenden Versprechungen er ihn locken mag, er darf es nicht annehmen! Er darf niemals wieder hierher kommen, denn er wäre verloren, wenn er es thäte! —

Der König inzwischen kehrte schweigend in seine Gemächer zurück, und während er im Geist noch einmal die eben erlebte Scene überdachte, murmelte er leise:

Oh Frauenherz! Du gleichst dem Meer! Es ruhen Perlen und Ungeheuer auf Deinem Grunde!

VII.

Frau von Cocceji.

Der Marquis d'Argens hatte ganz Recht gehabt. Barbarina war mit ihrer Schwester aus England nach Berlin zurückgekehrt, und bewohnte wieder ihr schönes und glänzendes Hôtel in der Behrenstraße. Aber nicht mehr wie früher war ihr Haus umlagert von glänzenden Equipagen und Reitern, nicht mehr wie sonst eilte die Elite der vornehmen Männerwelt zu ihr hin, um sie zu bewundern und anzubeten.

Barbarina's Haus war verödet und einsam, und Barbarina selbst war eine Andere geworden. Sie war nicht mehr die Tänzerin, die flatternde Sylphide, sie war eine ernste stolze Königin, imponirend in ihrer fast strengen, bleichen Schönheit, rührend durch diesen weichen, wehmüthigen Zug, der ihre Lippen umspielte, und so sehr contrastirte zu ihren stolzen, flammenden Blicken.

Barbarina befand sich in dem Salon, in welchem

wir sie früher gesehen, umgeben von ihren fürstlichen und gräflichen Verehrern, strahlend in Glück und Anmuth. Heute war dieser Salon leer, und Niemand war bei Barbarina, als ihre treue Schwester Marietta.

Barbarina lag lang hingestreckt, die Arme über der Brust gekreuzt, auf dem Divan. Sie hatte das Haupt zurückgelehnt auf das weiße golddurchwirkte Kissen, auf welchem ihre schwarzen Locken, Schlangen gleich umherringelten; mit starren Blicken schaute sie empor zu der Decke, ganz verloren in ernstes, schwermüthiges Sinnen.

An dem kleinen, ganz mit Papieren bedeckten Tischchen neben ihr saß ihre Schwester Marietta, eifrig damit beschäftigt die Briefe zu erbrechen, welche auf dem Tisch lagen, und deren Inhalt ihrer Schwester mitzutheilen.

Als sie jetzt einen neuen Brief erbrach, erheiterten sich ihre Züge, und ein glückliches Lächeln strahlte von ihrem Angesicht.

Ein Brief aus Milano von dem Impressario Vinatelli, sagte sie.

Barbarina blieb unbeweglich, und starrte unverwandt zu der Decke empor.

Vinatelli bietet Dir ein glänzendes Engagement, Schwester! Er schreibt, daß ganz Italien Dich mit Ungeduld zurück ersehne, daß alle Städte Deine Anwesenheit

begehren. Er wolle aber der Erste sein, der Dich wieder Deinen Landsleuten zuführt.

Hast Du ihm geschrieben, daß ich ein Engagement suche? fragte Barbarina mit ihrer sonoren klangvollen Stimme.

Nein, Schwester, sagte Marietta leicht erröthend. Ich schrieb ihm, als einem alten vielbewährten Freunde, nur von diesem ruhelosen, unerquicklichen Nomadenleben, das wir führen, und daß Du durchaus in London nicht auf der Bühne erscheinen wolltest.

Und daraus folgert er, daß ich in Mailand wieder auftreten möchte? Schreibe ihm, daß ich ihm danke für seine Anerbietungen, daß ich aber weder in Mailand, noch in irgend einer andern Stadt Italiens wieder auftreten werde.

Wir werden also gar nicht wieder zurückkehren in unser schönes Vaterland? fragte Marietta weinerlich.

Sagte ich das, Schwester? Ich werde nur nicht dort auftreten, das war es, was ich sagte.

Aber Schwester, er bittet so sehr, und außerdem bietet er Dir eine so enorme Gage.

Ich bin reich genug, Marietta.

Man kann niemals reich genug werden, Schwester! Reichthum ist Macht, und je mehr Millionen man aus-

zugeben hat, desto mehr wird man von den Menschen geliebt werden.

Was kümmert mich die Liebe der Menschen, ich verachte sie Alle, Alle, sagte Barbarina ungestüm.

Du verachtest sie Alle? fragte Marietta mit einem schlauen Lächeln. Alle? Auch Cocceji?

Barbarina richtete sich hastig aus ihrer ruhenden Stellung empor, und sich auf den Ellenbogen lehnend, blickte sie ihre Schwester mit großen erstaunten Augen an.

Du glaubst also, daß ich Cocceji liebe? fragte sie.

Mein Gott, Du hast es mir ja selber gesagt, rief Marietta.

Ah, ich habe es ihr selber gesagt, murmelte Barbarina verächtlich, indem sie wieder in ihre vorige, ruhende Stellung zurücksank.

Ja, Schwester, entsinne Dich doch, fuhr Marietta eifrig fort. Denke doch, wie traurig Du warst, als wir vor einem Jahre Berlin verließen, wie Du weintest und klagtest, und immer rückwärts schauend aus dem Wagen, leise seufztest: „mein Glück, meine Liebe bleibt in Berlin zurück.“ Da fragte ich Dich, wie sich Dein Glück und Deine Liebe neine, und Du sahst mich erstaunt an, und fragtest: „weißt Du's nicht? Ich liebe Cocceji.“ Aber wirklich, Schwester, ich glaubte es Dir nicht. Ich dachte,

Du verließest nur Berlin, weil die Mutter des Herrn von Cocceji Dich so sehr darum gebeten hatte, und weil Du großmüthig genug bist, immer nur das Glück Anderer, nicht Dein eigenes zu wollen. Weil Du so bist, gingst Du ja auch nur nach London, wo uns Lord Stuart Macintosh erwartete.

Armer Lord, sagte Barbarina gedankenvoll. Ich habe mich schwer an ihm versündigt. Er hat mich treu geliebt, treu auf mich gewartet. Er war so glücklich, als ich kam, um endlich mein Wort zu lösen und seine Gemahlin zu werden. Gott weiß, daß es mir Ernst damit war, und daß ich mir geschworen, ihm ein treues Weib zu sein. Aber mein Wille war schwächer, als mein Herz. Ich fühlte meine Ohnmacht, und am Tage meiner Vermählung entfloh ich. Armer Lord Stuart.

Und an diesem Tage, als Du mir, in Thränen aufgelöst, befahlst, schnell unsere Sachen zu packen, und heimlich mit Dir zu fliehen, an diesem Tage sagtest Du: ich kann nicht, kann nicht einem Manne mich vermählen, den ich nicht liebe. Diese Luft hier erstickt mich! Ich muß nach Berlin zurück. Ich muß nach Berlin zurück, wo Er weilt den ich liebe, den ich ewig lieben werde!" Da fragte ich Dich wieder, wer es sei, den Du liebtest? Und wieder antwortetest Du mir: Cocceji! — Und nun

wunderst Du Dich heute, daß ich an diese Liebe glaube? Es ist also möglich, daß man bezweifeln kann, was Du sagst? Es ist möglich, daß Barbarina ihrer Schwester, ihrer treuesten und ergebensten Freundin etwas sagt, was vielleicht nicht wahr ist? Daß Barbarina vor ihrer Marietta ihr Herz unter Schleiern verhüllt, und sie nicht mehr darin lesen soll?

Wenn ich das thäte, sagte Barbarina müde, so geschähe es gewiß nur, weil ich selbst scheue zu lesen, was in meinem Herzen geschrieben steht. Sei also mitleidig, Sorella, hebe den Schleier nicht auf, welcher mein Herz verhüllt. Laß es ruhig und still seine Wunden schließen, und genesen.

Wird es genesen, Schwester, wenn wir hier bleiben? fragte Marietta schüchtern und mit unterdrücktem Weinen. Oh, laß uns fliehen! Folge dem Ruf Vinatelli's, es ist der Ruf Gottes. Das Schicksal selber zeigt Dir den Weg, den Du gehen sollst. Komm also, Barbarina, komm! Laß uns heimkehren in unser Vaterland, heimkehren nach unserer schönen Roma. Bleibe nicht länger in diesem kalten Norden, bei diesen kalten Herzen. Laß uns heimkehren nach Italien.

Ich kann nicht, kann nicht! rief Barbarina mit einem schmerzvollen Aufschrei. Ich habe kein Vaterland mehr

und keine Heimath, ich bin keine Italienerin mehr, keine Römerin, ich bin nur ein heimathloses, armes, verdammtes Geschöpf, die Ahasvera meines eigenen Herzens, welches nicht einmal sterben und sich verbluten kann, welches verdammt ist zu leben und seiner Qualen sich bewußt zu sein.

Halt ein! halt ein! rief Marietta, sich in Thränen zerfließend über ihre Schwester hinneigend. Sprich nicht mehr, Schwester! Du hast Recht, wir wollen den Schleier nicht lüften, welcher Dein Herz bedeckt. Es wird genesen!

Es wird genesen, wiederholte Barbarina matt, und indem sie ihre Schwester fest an ihr Herz drückte, weinte sie bitterlich.

Das Eintreten eines Dieners machte sie Beide emporschrecken. Barbarina wandte sich ab, ihr weinendes Antlitz zu verbergen. Der Diener meldete, daß draußen eine Dame stehe, welche die Signora durchaus zu sprechen begehre.

Sage ihr, daß meine Schwester unwohl sei, daß sie Niemand empfangen könne, befahl Marietta.

Aber der Diener kehrte nach kurzem Verweilen zurück mit einer Karte in der Hand, die er Marietten überreichte.

Die Dame behauptet, daß die Signora sie annehmen würde, wenn sie ihren Namen gelesen, sagte er.

Die Groß=Kanzlerin von Cocceji, las Marietta.

Barbarina erhob sich hastig von dem Divan. Du willst sie annehmen? fragte Marietta.

Ich will sie annehmen, sagte Barbarina, indem sie dem Diener einen Wink gab, die Dame hereinzuführen.

Barbarina war jetzt wieder wie verwandelt. Die Trauer und Indolenz war von ihr abgefallen, ihr Auge hatte wieder Feuer, ihre Wangen wieder Rosenfrische, und mit einem anmuthvollen Lächeln ging sie der stolzen hohen Frauengestalt entgegen, welche eben in der Thür erschien.

Ah, gnädige Frau, wie gütig Sie sind, sagte Barbarina mit einem leichten Anflug von Spott. Kaum bin ich in Berlin angekommen, so erfreuen Sie mich wieder mit Ihrem Besuch, und gönnen mir die Auszeichnung, eine der vornehmsten und tugendhaftesten Frauen Berlin's in meinem Hause zu empfangen.

Die Groß=Kanzlerin warf einen ihrer verächtlichsten, stechendsten Blicke auf dieses schöne junge Weib, das mit so lächelnder Unbefangenheit es wagte, ihr in's Antlitz zu schauen.

Ich bin indessen nicht gekommen, um Ihnen einen

Besuch zu machen, sondern um mit Ihnen zu reden, sagte sie.

Ich glaube, daß das dasselbe ist. Man macht immer nur Denjenigen Besuche, mit Denen man zu reden wünscht, rief Barbarina.

Besonders, wenn Diejenigen, mit denen man zu reden hat, sich einer Unterredung zu entziehen trachten, sagte die Groß-Kanzlerin mit schneidendem Ton. Ich habe zwei Mal zu Ihnen geschickt, und Sie auffordern lassen zu mir zu kommen, Sie haben es abgelehnt.

Weil ich gewohnt bin, daß Diejenigen, welche mich zu sehen wünschen, zu mir kommen, sagte Barbarina ruhig. Übrigens, Madame, verstehe ich das Deutsche zu schlecht, um ermessen zu können, in wiefern es den Formen der Höflichkeit genügt, wenn Sie sagen, „daß Sie mich haben auffordern lassen zu Ihnen zu kommen.“ In meiner Sprache hat man dafür eine feinere Wendung, und wenn man da Jemand einladet, so bittet man um die Ehre seines Besuches.

Und indem Barbarina das sagte, verneigte sie sich mit lächelnder Anmuth vor dieser stolzen Frau, welche sie mit so geringschätzenden und zornigen Blicken betrachtete.

Es ist heute das zweite Mal, sagte sie, daß ich gezwungen bin, eine Unterredung mit Ihnen zu suchen.

Das erste Mal hatten Sie eine Bitte an mich zu richten, und ich war so glücklich Ihnen diese Bitte erfüllen zu können. Möchte das heute wieder der Fall sein, denn ohne Zweifel kommen Sie wieder als Bittstellerin zu mir, sagte Barbarina mit dem einschmeichelnden Wesen einer Katze, welche kratzt, indem sie zu streicheln scheint.

Die stolze Groß-Kanzlerin fühlte sich in der That verwundet, und ihre Stirn legte sich in tiefe Falten, aber sie hielt ihren Zorn zurück, denn Barbarina hatte Recht, sie kam wirklich als Bittstellerin.

Als ich Sie vor einem Jahre sah, sagte sie, bat ich Sie meinen Sohn zu heilen von dieser Liebe, welche ihn wie das Fieber eines Wahnsinnigen befallen hatte, welche ihn seiner Pflichten, seiner Stellung, seiner Ältern vergessen ließ, ihn zu heilen, indem Sie Berlin verließen, und ihm den Anblick Ihrer verführerischen Schönheit entzögen.

Und ich erklärte mich bereit dazu, unterbrach sie Barbarina. Ja, ich erfüllte Ihre Bitte und verließ Berlin, nicht aber, um Ihnen einen Dienst zu erweisen, sondern weil ich Ihren Sohn nicht liebte, und weil nichts lästiger und langweiliger ist, als einer Liebe zuhören zu

müssen, die man nicht theilt. Aber sehen Sie, gnädigste Frau Groß-Kanzlerin, das ist ein Unglück, welches mich überall hin verfolgt. Ich verließ Berlin um einer langweiligen Liebe zu entgehen, und floh nach London, um da eine eben so langweilige Liebe wieder zu finden. Ich bin also wieder von London entflohen, um der Gefahr zu entgehen, die Gemahlin des Lord Stuart Macintosh zu werden.

Und warum sind Sie wieder nach Berlin zurückgekehrt? fragte die Groß-Kanzlerin in herrischem Ton.

Barbarina blickte sie befremdet an. Madame, sagte sie, darüber bin ich Niemand Rechenschaft schuldig.

Darüber sind Sie mir Rechenschaft schuldig, rief die Groß-Kanzlerin, durch Barbarina's Stolz bis auf's Äußerste gereizt. Darüber sind Sie mir Rechenschaft schuldig! Mir, der Mutter des Herrn von Cocceji, den Sie mit Ihren Zauberkünsten verführt und zu einem Wahnsinn gereizt haben, indem er seinen Ältern und selbst dem Zorn seines Königs trotzt, um dieser schmachvollen Liebe nachzuhängen, welche ihn und unsere ganze Familie mit Schande bedeckt.

Barbarina stieß einen Schrei der Wuth aus, und stürzte mit einer wilden Bewegung vorwärts.

Madame, rief sie, der Groß-Kanzlerin Arme mit

ihren beiden Händen packend, und ihr in's Antlitz starrend, Madame, Sie haben diese Liebe eine schmachvolle genannt. Sie haben gesagt, daß eine Verbindung mit mir Ihre Familie mit Schande bedeckt. Nehmen Sie diese Worte zurück, ich bitte Sie.

Ich nehme nichts zurück, denn ich habe die Wahrheit gesagt, sagte die Groß-Kanzlerin, sich von Barbarina's Händen freimachend.

Nehmen Sie sie zurück, Madame, zu Ihrem eigenen Besten, rief Barbarina drohend.

Ich kann nicht, und ich will nicht, sagte die Groß-Kanzlerin gebieterisch. Und wenn Ihr Hochmuth und Stolz Sie nicht ganz und gar verblendet haben, so müssen Sie mir mit dem Takt Ihres Herzens zugestehen, daß ich Recht habe. Die Tänzerin Barbarina kann niemals die Schwiegertochter der Groß-Kanzlerin von Cocceji werden. Das hieße aller Sitte, aller Ehre Hohn sprechen, das hieße unsere Ahnen noch in ihrem Grabe beleidigen und unsern Adel beschimpfen. Und doch wagt mein unglücklicher Sohn an eine solche Entehrung zu denken, doch hat er in seinem trotzigen Wahnsinn sogar mich, seine eigene Mutter, mit harten Worten angelassen, weil ich ihm das Unsinnige und Unmögliche seiner Wahl vorstellte.

Ach, ich liebe ihn darum, rief Barbarina mit einem wundervollen Lächeln.

Die Groß-Kanzlerin fuhr, ohne sie zu beachten, fort: Selbst gegen seinen Vater hat dieser unglückliche Sohn zu opponiren gewagt, und dem Zorn seines Königs selbst will er Trotz bieten. Oh, Signora, in dieser Angst meines Mutterherzens wende ich mich an Sie. Haben Sie Erbarmen mit mir und meinem armen unglücklichen Sohn. Er ist verloren, zu Grunde gerichtet, entehrt, wenn Sie mir nicht zu Hülfe kommen. Wenn Sie ihn wirklich lieben, so wird Ihre Liebe Sie lehren, ihm das Opfer der Entsagung darzubringen, und ich werde Sie dafür segnen und Ihnen allen den Kummer verzeihen, den Sie mir bereitet haben. Wenn Sie ihn aber nicht lieben, dann werden Sie nicht so grausam sein, um Ihres Hochmuths, Ihrer Laune willen das Glück und die Ehre einer ganzen Familie zu untergraben, dann werden Sie meiner Bitte Gehör geben, und diese Stadt verlassen, und so weit fortgehen, daß mein Sohn Sie nicht erreichen und Ihnen nicht folgen kann.

Dann müßte ich in's Grab gehen, rief Barbarina, denn außerdem giebt es keinen Ort, wohin er, wenn er mich wirklich liebt, mir nicht folgen kann, denn mir, Madame, kann es nicht gelingen, wie Ihnen, unbekannt

und unbeachtet die Welt zu durchreisen. Wo ich bin, da weiß man es, denn mein Ruhm ist der Herold, welcher in jeder Stadt meine Ankunft verkündet, und jede Stadt trägt mir, wenn nicht die Schlüssel ihrer Thore, doch die Schlüssel ihrer Herzen entgegen. Man weiß in der Welt außerhalb Preußens nichts von der hochadligen Familie Cocceji, aber überall und aller Orten weiß man von Barbarina, denn ich bin eine Künstlerin, und die Lorbeerkränze, welche man überall mir dargebracht, sie sind niemals von einer unwürdigen Handlung, einem entehrenden Gedanken von mir entweiht worden. Es giebt nichts in meinem Leben, was ich zu bereuen, nichts, dessen ich mich zu schämen hätte. Und dennoch haben Sie es gewagt, mich anzuklagen, dennoch haben Sie den frechen Muth gehabt in meinem eigenen Hause mich zu beleidigen.

Sie vergessen, mit Wem Sie die Ehre haben zu reden, rief die Groß-Kanzlerin.

Madame, Sie haben das zuerst vergessen, ich folge nur Ihrem Beispiel, weil ich mir denke, daß die Frau Groß-Kanzlerin immer nur das Schickliche und Wohlanständige thun kann. Sie haben mich in meinem eigenen Hause beleidigt, sagte ich. Und dennoch fordern Sie

jetzt von mir, daß ich großmüthig sein, daß ich Ihren Sohn aufgeben soll? Weshalb sollte ich das thun?

Weil ich denke, daß vielleicht noch ein Funke von Ehrgefühl in Ihrer Brust wohnt, und weil Sie also wissen sollen, daß meine Familie Sie niemals aufnehmen, niemals Sie anerkennen, sondern Ihnen fluchen und Sie verabscheuen wird, wenn Sie die Frechheit so weit treiben, meinen Sohn zu einer Vermählung mit Ihnen zu zwingen. Weil Sie wissen sollen, daß der ganze Adel, daß das Haupt des Adels, der König auf unserer Seite stehen. Denn der König, Signora, begünstigt Sie nicht mehr, der König hat uns sein Wort gegeben, uns beizustehen, und mit allen Mitteln der Güte und der Gewalt meinen Sohn an einer Verbindung zu hindern, von welcher der König an mich schreibt, daß sie meinen Sohn mit Schande bedeckt. *)

Das ist nicht wahr, rief Barbarina, deren Augen jetzt drohende Blitze schossen.

Das ist wahr, daß der König, um diese Schande von unserer Familie abzuwenden, meinem Gemahl einen Verhaftsbefehl übergeben hat, von dem wir, falls unsere

---

*) L. Schneider. Geschichte der Oper in Berlin. Beilagen S. 13.

Bitten, unser Flehen und unser Zürnen erfolglos bleibt, sofort Gebrauch machen können, indem wir ihn dem General von Hake zur Ausführung übergeben.*) Bedenken Sie also wohl, was Sie thun. Treiben Sie uns nicht auf das Äußerste, denn ich sage Ihnen, es giebt einen Punkt, wo die Älternliebe aufhört und wir nur noch als die Häupter unserer Familie mit der Strenge handeln werden, welche die Gesetze und der König uns bewilligen. Gehen Sie also in Sich, Signora, beugen Sie Ihren stolzen und hoffährtigen Sinn, verlassen Sie Berlin, kehren Sie heim in Ihr Vaterland. Ich wiederhole Ihnen nur, treiben Sie uns nicht auf das Äußerste!

Barbarina hatte ihr mit kalter spöttischer Ruhe zugehört. Nicht eine Muskel ihres Antlitzes hatte gezuckt. Sie war wundervoll anzuschauen in dieser kalten, imponirenden Haltung, mit diesem blassen durchsichtigen Antlitz, mit diesen glühenden, fest aufeinander gepreßten Lippen, diesen feurigen, großen Augen, welche mit ihrem zornigen Funkeln, und ihren stolzen Blicken Alles das aussprachen, was ihre Lippen verschwiegen.

*) L. Schneider. Geschichte der Oper in Berlin. Beilagen S. 13.

Madame, sagte sie langsam, und jedes Wort betonend, Madame, Sie haben mich auf das Äußerste gebracht. Es war nicht meine Absicht, mich mit Ihrem Sohn zu vermählen. Aber Sie haben gemacht, daß das jetzt ein Ehrenpunkt für mich geworden ist. Jetzt, Madame, werde ich dem Flehen Ihres Sohnes nachgeben, jetzt werde ich mich mit ihm vermählen.

Das heißt, Sie wollen meinen Gemahl zwingen, von dem königlichen Verhaftsbefehl Gebrauch zu machen.

Barbarina zuckte verächtlich die Achseln. Verhaften Sie Ihren Sohn immerhin, sagte sie, Sie werden dadurch Ihrem Namen nur eine neue Berühmtheit geben, und den letzten Funken von Pietät und Gehorsam in dem Herzen Ihres Sohnes ertödten. Verhaften Sie ihn; die Liebe hat Flügel und wird ihm überall folgen, und wird ihn vor den Altar geleiten, vor welchem er sich mit der Barbarina vermählt. Weder Ihr Fluch noch Ihr Verhaftsbefehl, noch der Wille des Königs wird das verhüten können, und ehe sechs Monden vergehen, wird Barbarina, die Tänzerin, sich Frau Geheimräthin von Cocceji nennen.

Nimmermehr wird das geschehen, rief die Groß-Kanzlerin, zitternd vor Wuth.

Das wird geschehen, sagte Barbarina lächelnd, indem sie sich tief verneigte. Und damit, Madame, denke ich, ist der Zweck Ihres Besuches erreicht und wir haben einander nichts mehr zu sagen. Es bleibt mir nur noch übrig, mich Ihrer Huld und Gnade zu empfehlen, und Ihnen zu danken, daß Sie mir die Ehre Ihres Besuches gegönnt haben. Erlauben Sie, daß ich meinen Lakayen rufe, damit er Sie zu Ihrem Wagen geleite.

Sie klingelte, und befahl dem eintretenden Diener die Flügelthüren zu öffnen, und der Frau Groß-Kanzlerin von Cocceji ihren großen Muff zum Wagen zu tragen.

Frau von Cocceji erblaßte vor Zorn. Sie hatte Incognito kommen wollen, und jetzt nannte Barbarina vor dem Lakayen ihren Namen. Ganz Berlin würde also heute noch erfahren, daß die Frau Groß-Kanzlerin der Barbarina einen Besuch gemacht.

Geben Sie mir den Muff, sagte sie unwillig zu dem Diener. Es ist nicht nöthig, daß Sie ihn tragen. Ich bin zu Fuß gekommen.

Zu Fuß, wiederholte Barbarina lächelnd. Freilich, man hätte sonst Ihre mit dem hochadligen Wappen gezierte Equipage vor meiner Thüre halten sehen, und Sie wollten Incognito kommen. Ich danke Ihnen noch

einmal für die Ehre Ihres Besuches und empfehle mich Ihnen mit dem frohen Wunsch: auf Wiedersehen!

Auf Nimmerwiedersehen, sagte die Frau Groß-Kanzlerin, einen wüthenden Blick auf die lächelnde Tänzerin werfend, und dann stolz und hochaufgerichtet der Thür zueilend.

VIII.

Voltaire.

Voltaire war also jetzt ein bleibender Gast des Königs geworden. Dieser hatte eigenhändig einen Brief an Ludwig den Funfzehnten geschrieben und ihn gebeten, ihm seinen Unterthan und Historiographen zu überlassen, und es versteht sich, daß diese Bitte bewilligt worden war. Außerdem hatte der König, der in seinem Zartsinn immer auf das Glück und die Zufriedenheit seiner Freunde bedacht war, der Madame Denis, Voltaire's geliebter Nichte, den Vorschlag machen lassen, ihrem Oheim nach Berlin zu folgen, im königlichen Schlosse in Potsdam mit ihm zu wohnen und von dem König ein Jahrgehalt von viertausend Francs anzunehmen, das ihr bis zu ihrem Tode ausgezahlt werden sollte.

Voltaire selbst forderte sie auf zu kommen, indem er ihr schrieb, daß, da sie mit ihrem verstorbenen Gatten habe in Landau leben können, sie es auch in Berlin und

Potsdam aushalten könne, denn Berlin sei jedenfalls hübscher, wie Landau, und was Potsdam anbeträfe, so führe man da ein ganz ungenirtes Leben.

„In Potsdam giebt es keine tumultuösen Feste," schrieb er ihr, „meine Seele ruht dort, träumt und schafft. Ich bin es zufrieden, mich bei einem Könige zu befinden, der weder einen Hof, noch einen Ministerrath hat. Freilich ist Potsdam von vielen Grenadiers-Schnurrbärten und Helmen bewohnt, aber, dem Himmel sei Dank, ich sehe sie nicht. Ich arbeite friedlich in meinem Gemach, während draußen die Trommeln wirbeln. Auch von den Diners des Königs habe ich mich frei gemacht. Es waren mir da zu viele Generale und Prinzen. Ich konnte mich nicht gewöhnen, immer das Vis-à-vis eines Königs en ceremonie zu sein und für die Öffentlichkeit zu sprechen. Aber ich soupire mit ihm, und die Soupers sind kürzer, heiterer und gesünder. Ich würde in drei Monaten an Indigestionen sterben, wenn ich alle Tage mit einem König en public speisen müßte." *)

Aber Madame Denis mißtraute doch dem glücklichen Leben in Berlin und Potsdam, und schrieb einen ablehnenden Brief, in welchem sie zugleich ihre Befürchtung

*) Oeuvres complêtes. Vol. 58. p. 360.

ausdrückte, daß auch Voltaire sehr bald bereuen würde, daß er das schöne, glänzende Paris, die Capitale des guten Geschmacks, verlassen, und sich in ein barbarisches Land begeben habe, um dort der Sclave eines Königs zu werden, während er in Paris der König der Poesie gewesen.

Voltaire hatte die Kühnheit, diesen Brief dem König mitzubringen, vielleicht, um den König zu kränken, vielleicht, um ihm einige neue Versprechungen und Zusicherungen zu entreißen.

Friedrich las den Brief, und trotz der heftigen Sprache desselben blieb seine Stirn heiter und das freundliche Lächeln verschwand nicht von seinen Lippen. Als er ihn zu Ende gelesen, reichte er ihn Voltaire wieder dar, und sein Auge begegnete mit einem so innigen und herzlichen Ausdruck den lauernden und mißtrauischen Augen Voltaire's, daß dieser fast beschämt den Blick zu Boden senkte.

Wenn ich Madame Denis wäre, sagte der König, so würde ich wie sie denken, aber da ich Ich bin, denke ich anders über diese Sache. Ich würde in Verzweiflung sein, meines Feindes Unglück veranlaßt zu haben, wie könnte ich also das Unglück eines Mannes wollen, den ich achte, den ich liebe, der mir sein Vaterland und

Alles, was der Menschheit theuer ist, opfert? Nein, mein Freund, wenn ich glauben könnte, daß Ihre Übersiedelung für Sie irgend einen Nachtheil haben könnte, würde ich der Erste sein, Ihnen davon abzurathen. Ja, ich würde Ihr Glück höher halten, als die Freude, die ich darüber empfinde, Sie bei mir zu sehen. Aber Sie sind Philosoph und ich bin es auch. Was giebt es also Einfacheres, Natürlicheres und Ordnungsgemäßeres, als daß zwei Philosophen, die für einander geschaffen sind, welche dieselben Studien, denselben Geschmack, dieselbe Art zu denken und die Dinge anzuschauen haben, sich die Satisfaction gönnen, mit einander zu leben? Ich ehre Sie als meinen Lehrer der Beredsamkeit und der Poesie, ich liebe Sie als einen tugendhaften Freund. Welche Sclaverei, welches Unglück, welche Veränderung und Unbeständigkeit des Glückes haben Sie also in einem Lande zu befürchten, wo man Sie ebenso hoch hält, wie in Ihrem Vaterlande, und bei einem Freunde, der Ihnen ein dankbares Herz entgegenträgt? Ich habe nicht die thörichte Prätension, Berlin für schöner zu halten als Paris. Wenn der gute Geschmack in irgend einem Orte seine Heimath haben kann, so gestehe ich gern zu, daß das Paris ist. Aber Sie, bringen Sie nicht, wohin Sie kommen, den guten Geschmack mit? Wir haben

Organe, welche uns wirksam genug scheinen, um Ihnen zu applaudiren, und was die Liebe zu Ihnen anbetrifft, so räumen wir keinem andern Lande darin den Vorrang ein! — Ich habe die Freundschaft geachtet, welche Sie mit der Marquise du Chatelet verband, aber nach ihr war ich einer Ihrer ältesten Freunde. Wie? Weil Sie Sich in mein Haus zurückziehen, könnte man von diesem Hause sagen, daß es Ihr Gefängniß geworden? Wie? Weil ich Ihr Freund bin, werde ich Ihr Tyrann werden? Ich gestehe Ihnen, daß ich diese Logik nicht verstehe, daß ich vielmehr fest überzeugt bin, Sie werden hier, so lange ich lebe, sehr glücklich sein, man wird Sie als den Vater der Wissenschaften und der geistreichen Leute hochschätzen, und Sie werden in mir immer den Beistand und den Trost finden, den ein Mann Ihres Verdienstes von Jemand, der ihn verehrt, nur fordern kann. *)

Ah, Euere Majestät sagen, daß Sie mich verehren, aber Sie sagen nicht mehr, daß Sie mich lieben, rief Voltaire, der dieser ganzen, so innigen und herzlichen Rede des Königs mit gespannten Mienen und lauernden Blicken zugehört hatte. Ja, ja, ich fühle es und weiß

---

*) Des Königs eigene Worte. Siehe Oeuvres posthumes. Supplément. Vol. II. p. 375—77.

es nur zu gut, Euere Majestät haben mich jetzt schon auf das Pflichttheil Ihrer Achtung und Hochschätzung zurückgedrängt, und Ihre Liebe, Ihre Freundschaft, das ist ein kostbarer Schatz, von dem Sie mich enterbt haben. Aber ich kenne diese heuchlerischen Erbschleicher, welche mich um dieses schönste Erbtheil meines Lebens, meiner Dichterschaft und meines Ruhms betrügen wollen. Ich kenne diese Frau Basen und Vettern, diese d'Argens, Algarotti's, diese La Mettrie's und diesen hochmüthigen Pfau, den Maupertuis, ich —

Voltaire, unterbrach ihn der König mit fast drohendem Ton, Sie vergessen, daß Sie von meinen Freunden sprechen, und daß ich von Niemanden meiner Freunde Übles hören will, weder von Ihnen, noch von irgend einem Andern. Ich werde niemals parteiisch, niemals ungerecht sein, mein Herz ist fähig, Jedem meiner Freunde den gleichen Antheil an Liebe und Hochschätzung zu geben, nur müssen meine Freunde sich auch bestreben, denselben zu verdienen, nur müssen sie, wenn sie mein Herz haben wollen, mir auch ein Herz entgegentragen. Denn die Freundschaft ist ein Tauschhandel, bei welchem Jeder nur so viel geben will, als er dafür wieder empfängt. Geben Sie mir also Ihr ganzes Herz, Voltaire, und ich werde Ihnen dafür auch mein ganzes Herz wieder geben.

Aber wissen Sie, was ich fürchte? Sie haben gar kein Herz mehr! Die Natur hatte Sie nur mit einer kleinen Dosis dieser flüchtigen Essenz, welche man Liebe nennt, ausgestattet; die Natur hatte zu viel mit Ihrem Gehirn zu thun, und arbeitete so lange, bis ihr gar keine Zeit mehr übrig blieb, auch an Ihr Herz zu denken; just wie sie sich anschickte ein wenig von der Wunderessenz in Ihr Herz zu gießen, krähte der Hahn Ihrer Geburtsstunde drei Mal, und verrieth Sie an das Leben. Und dieses Leben hat die paar Tropfen, die in Ihr Herz gefallen waren, schon verbraucht, Ihr Gehirn ist angelegt, um für Jahrhunderte zu arbeiten, zu nützen und zu erfreuen, aber Ihr Herz ist schon in Ihren ersten Jugendjahren erschöpft worden.

Ah, ich wollte, Euere Majestät hätten Recht, rief Voltaire, ich würde dann den Schmerz nicht empfinden, der mich jetzt martert, den Schmerz, von dem liebenswürdigsten, dem geistreichsten und erhabensten König verkannt zu werden. Oh, Sire, Sire, ich habe ein Herz, und Sie machen es bluten, während Sie nicht an seine Existenz glauben.

Der König lachte. Ich würde Ihnen glauben, sagte er, wenn Sie weniger pathetisch wären. Aber Sie versichern nicht, sondern sie deklamiren, und es ist zu wenig

Natur und Wahrheit in Ihrem Ton. Sie erinnern mich ein wenig an die hochstelzigen französischen Tragödien, bei denen zu viel Absichtlichkeit der Leidenschaft vorwaltet, um echtes Mitgefühl zu erzeugen, und bei denen die Liebe nur eine Phrase ist, an die man nicht glaubt, mit wie schönem Flittergold von Sentiment und Pathos sie auch aufgeputzt sei.

Oh, Euere Majestät wollen mich heute zerschmettern mit Ihrem Zorn und Ihrem Spott, rief Voltaire, dessen Augen schon zu funkeln begannen. Sie wollen mich meine ganze Ohnmacht und Erbärmlichkeit fühlen lassen. Denn wo sollte ich die Kraft hernehmen, gegen Sie zu streiten? Ich habe keine Schlachten gewonnen, ich habe keine hunderttausend Mann Ihnen gegenüber zu stellen, und kein Kriegsgericht, um diejenigen verurtheilen zu lassen, welche sich gegen mich versündigen.

Sie haben keine hunderttausend Soldaten, rief der König, aber Sie haben Deren vierundzwanzig, und bei Gott, mit diesen vierundzwanzig Soldaten haben Sie Sich das ganze Reich der Geister erobert, mit diesen vierundzwanzig Soldaten haben Sie gemacht, daß das ganze gebildete Europa Ihnen zu Füßen liegt. Sie sind also ein viel mächtigerer König als ich, denn ich habe nur hunderttausend Mann, von denen ich nicht einmal

weiß, ob sie nicht davonlaufen, wenn es zur Schlacht kommt. Sie aber haben Ihre vierundzwanzig Soldaten des Alphabets, und diese haben Sie so wundervoll einexercirt, daß Sie mit Ihnen jede Schlacht gewinnen müssen, und wenn sich auch alle Könige der Welt gegen Sie verbunden hätten. Machen wir also Frieden, mein Unüberwindlicher, wenden Sie das Heer Ihrer furchtbaren Vierundzwanzig nicht mit tödtlichem Geschütz gegen mich, sondern gestatten Sie mir, den Zipfel Ihres Purpurmantels zu fassen, in Ihrem Glanze mich zu sonnen, Ihr demüthiger Schüler zu sein und von Ihnen und Ihren vierundzwanzig Soldaten die geheimnißvolle Kunst der Geisterschlachten mit unsichtbaren Truppen zu lernen.

Ach, Euere Majestät wollen mich nur fühlen lassen, wie ganz arm ich bin, denn auch diese vierundzwanzig Soldaten, von denen Sie sprechen, sind zu Ihnen übergegangen, und Sie verstehen so gut mit Ihnen zu exerciren, wie ich selber, Sire.

Nein, nein, sagte der König, plötzlich vom Scherz zum Ernst übergehend. Nein, ich will von Ihnen lernen, Freund, denn es genügt mir nicht, ein armseliger Dilettant in der Poesie zu sein, wenn ich auch niemals einem Virgil oder Voltaire gleichkommen kann. Denn ich weiß es wohl, das Studium der Poesie erfordert

einen ganzen, ungetheilten Menschen, und ich bin nur ein armer, an das Staatsschiff angeketteter Galeerensclave, oder wenn Sie wollen, ein Pilot, der weder wagt das Steuerruder zu verlassen, noch einzuschlafen, aus Furcht, das Schicksal des unglücklichen Palinurus möchte auch ihn ereilen. Die Musen verlangen Einsamkeit und eine Ruhe der Seele, deren ich nie theilhaftig werden kann. Oft, wenn ich drei Verse geschrieben habe, unterbricht man mich, meine Muse erkaltet und mein Geist kann sich nicht wieder so leicht zu der Höhe der Begeisterung emporschwingen. Freilich giebt es privilegirte Seelen, welche überall Verse machen können, im Tumult der Höfe, wie in der Einsamkeit von Cirey, in den Kerkern der Bastille, wie im Postwagen; meine arme Seele genießt dieser Vorrechte nicht, sie gleicht einer Ananas, welche nur in Treibhäusern Früchte trägt, in freier Luft aber zu Grunde geht.*)

Ah, das ist das erste Mal, daß ich den Salomon des Nordens auf einer Unwahrheit ertappe, Sire! rief Voltaire leidenschaftlich. Ihre Seele gleicht nicht der Ananas, sondern diesem Wunderbaum des Südens, der

---

*) Des Königs eigene Worte. Siehe Oeuvres posthumes. Supplément. Vol. II. p. 340.

zugleich Blüthen und Früchte trägt, und der uns süß berauscht und begeistert mit seinen Düften, während er uns zugleich stärkt und erquickt durch seine himmlischen Früchte. Sie sind nicht ein Schüler des Apoll, Sie sind Apollo selber!

Der König lachte, und indem er die Arme zum Himmel emporstreckte, rief er mit dem Pathos eines Schauspielers der französischen Tragödie:

O Dieux! qui douez les poètes
De tant de sublimes faveurs.
Ah! rendez vos graces parfaites,
Eh qu'ils soient un peu moins menteurs. *)

Ah, indem mich Euere Majestät Lügen strafen wollen, beweisen Sie nur, daß ich die Wahrheit gesprochen, rief Voltaire fröhlich. Sie wollen mir beweisen, Sire, daß Ihre Muse nur langsam und künstlich ihre Früchte reift, und Sie improvisiren da ein so reizend graciöses Quatrain, daß Molière sich freuen würde, wenn ihm dasselbe gelungen wäre.

Rendez vos graces parfaites, et qu'ils soient un peu moins menteurs, wiederholte der König, Voltaire vergnügt zunickend. Sehen Sie, Freund, ich bin

---

*) Oeuvres posthumes. Supplément. Vol. II. p. 345.

vielleicht derjenige der Sterblichen, der die Götter am wenigsten mit Bitten und Gebeten incommodirt. Dies war heute mein erstes Gebet an die Götter und es war für Sie. Sein Sie also ein wenig dankbar und beweisen Sie mir, daß die Götter die inbrünstigen Gebete der Sterblichen erhören. Sein Sie wirklich etwas weniger Lügner, sagen Sie mir die Wahrheit! Denn wir wollen jetzt ein wenig die Arbeiten meiner letzten Tage durchsehen. Aber Sie müssen dabei eingedenk bleiben, daß, wenn Sie arbeiten, Sie das zum Ruhm Ihrer Nation und zur Ehre Ihres Vaterlandes thun, während, wenn ich das Papier bekritzele, dies zu meinem Amusement geschieht, und man könnte es mir verzeihen, falls ich so vernünftig wäre, nachher meine Werke zu verbrennen, wenn ich sie vollendet habe. *) Wenn man sich, wie ich, den Vierzigern nähert, und dann noch schlechte Verse macht, muß man wie Molière's Misanthrope sagen:

Si j'en faisais d'aussi méchans,
Je me garderais bien de les montrer aux gens.

Euere Majestät halten Sich schon zu alt, um Verse zu machen, und Sie sind erst achtunddreißig Jahre. Bin ich also nicht ein verdammungswürdiger Thor, daß ich

*) Des Königs eigene Worte.

es noch wage, den Musen zu huldigen und Verse zu machen, ich, der Greis Voltaire, welcher schon sechsundfunfzig Jahre zählt?

Sie haben das Vorrecht der Götter, Sie altern niemals, und die Musen und Grazien müssen, obwohl sie Weiber sind, Ihnen doch immer treu bleiben in glühender Liebe, denn Sie wissen sie immer auf's Neue an sich zu fesseln.

Nein, nein, Sire, ich bin zu alt, rief Voltaire seufzend. Ein alter Poet, ein alter Liebhaber, ein alter Sänger und ein altes Pferd sind gleich unbrauchbare Dinge, die gar nichts taugen. *) Machen mich Euere Majestät wieder ein wenig jung, indem Sie mich einige Ihrer Verse hören lassen.

Der König ging zu seinem Schreibtisch hin, und indem er sich auf dem Fauteuil niedersetzte, winkte er Voltaire, auf diesem zweiten Lehnstuhl, der dicht neben dem seinen stand, Platz zu nehmen.

Sie müssen wissen, sagte der König lachend, indem er Voltaire ein mit Versen beschriebenes Blatt darreichte, Sie müssen wissen, daß ich mit sechs Zwillingen nieder-

---

*) Voltaire's eigene Worte. Oeuvres posthumes. Vol. 58. pag. 364.

gekommen bin, die verlangen im Namen Apollo's in den Wassern der Hippokrene getauft zu werden, und die Henriade ist gebeten, Gevatter zu stehen. *)

Voltaire nahm das Papier und las das darauf geschriebene Gedicht mit lauter Stimme. Der König hörte ihm aufmerksam zu und nickte beifällig über Voltaire's leidenschaftliche glühende Declamation.

Das ist sublim, das ist wundervoll, rief Voltaire, als er geendet. Euere Majestät sind ein französischer Dichter, welcher nur zufällig in Deutschland lebt. Sie haben unsere Sprache ganz in Ihrer Gewalt.

Friedrich drohte ihm lächelnd mit dem Finger. Freund, Freund, sagte er, soll ich schon wieder die Götter mit meinem Gebet belästigen.

Euere Majestät wollen also die ganze Wahrheit?

Die ganze Wahrheit, Freund!

Dann müssen Sie mir erlauben, Sire, das Gedicht noch einmal vorzulesen. Ich habe es vorhin als Amateur gelesen, jetzt werde ich es als Kritiker lesen.

Und wie er jetzt die Vorlesung wiederholte, legte er einen scharfen Accent auf jedes Wort, auf jeden mangel-

---

*) Des Königs eigene Worte. Oeuvres posthumes. Supplément. Vol. II. pag. 377.

haften Reim, scandirte er mit schärfster Genauigkeit jede Zeile, zuweilen bei den schlecht gelungenen Alexandrinern sich das Ansehen gebend, als sei seine Zunge nicht im Stande diese Barbarismen zu überwältigen, und dabei leuchtete sein Auge in boshafter Freude, und ein geringschätzendes Lächeln umspielte seine schmalen Lippen.

Des Königs Antlitz hatte sich leicht umwölkt. Ich verstehe Sie, sagte er, das Gedicht taugt ganz und gar nichts. Lassen Sie es uns zerreißen.

Nicht doch, Sire, das Gedicht ist vortrefflich, und Sie werden kaum einige Tage nöthig haben, um es vollkommen zu machen. An der Venus von Medici darf kein Finger zu lang, kein Nagel schlecht gebildet sein. Und was sind solche Statuen, mit denen man die Gärten schmückt, gegen die Monumente der Bibliothek? Wir müssen sie also so vollkommen als irgend möglich machen. Und wie viel Geist, wie viel Anmuth ist in diesem Gedicht? Woher haben Sie das Alles genommen, Sire? Und wie sollte man glauben, daß es so viel Blumen in Ihrem Sand giebt, und daß so viel Grazie mit so viel tiefem Wissen sich vereinen ließe.*) Aber selbst die Grazie muß auf ganz sichern Füßen stehen, und hier, Sire, finde

*) Voltaire's eigene Worte. Oeuvres. Vol. 58. S. 323.

ich einige Füße, welche zu lang sind. Freilich ist das unbedeutend. Aber bei einem bedeutenden Genius ist Alles, was er thut, bedeutsam, und soll das Beste sein. Sie arbeiten zu rasch, Sire. Es ist zuweilen schneller gethan, eine Schlacht zu gewinnen, als ein gutes Gedicht auf die richtigen Füße zu bringen. Euere Majestät lieben die Wahrheit so sehr, daß ich Ihnen dadurch gerade meine tiefste Ehrerbietung bezeugen will, daß ich Ihnen die Wahrheit sage. Sie müssen in Allem, was Sie thun, vollkommen sein, denn Euere Majestät haben die Fähigkeit dazu. Man darf nicht sagen: Caesar est supra grammaticam. Cäsar schrieb, wie er focht, das heißt siegreich. Friedrich der Große spielt die Flöte wie Blavet, warum sollte er nicht so gut schreiben, wie unsere größten Dichter?*) Euere Majestät müssen es nur nicht verschmähen wollen, dem schönen Inhalt auch eine schöne Form zu geben.

Sie haben Recht, sagte der König sinnend, es fehlt mir die Form. Aber Sie müssen nicht denken, daß das Nachlässigkeit ist, diejenigen Verse, welche Sie am wenigsten getadelt, sind gerade diejenigen, welche mir am wenigsten Mühe gemacht haben. Aber wenn der Ge-

*) Voltaire's eigene Worte. Vol. 58. pag. 329.

danke mit der Cäsur und dem Reim in Opposition gerāth, dann mache ich schlechte Verse, und bin in den Correctionen nicht glücklich. Sie bemerken gar nicht die Schwierigkeiten, die ich zu überwinden habe, um nur einige leidlich gute Strophen zu machen. Eine glückliche Disposition der Natur, ein leicht beweglicher und fruchtbarer Geist hat Sie zum Poeten geschaffen, ohne daß es Ihnen irgend eine Mühe kostete; ich lasse der Infferiorität meines Talentes Gerechtigkeit widerfahren; ich schwimme auf diesem Ocean der Poesie umher mit Schwimmblasen und Binsengeflechten unter den Armen. Ich schreibe nicht so gut, als ich denke, meine Ideen sind oft stärker, als meine Ausdrücke, und in dieser Verlegenheit bin ich schon zufrieden, wenn ich die Sachen nicht gut, aber möglichst wenig schlecht mache.*)

Es liegt nur an dem Willen Euerer Majestät, sie ganz vollkommen gut zu machen, sagte Voltaire, denn bei Ihnen, Sire, heißt es wie bei den Göttern: Ich will! und die That ist schon gethan. Wenn also Euere Majestät geruhen wollen, die Grazien und Sylphiden, die Weisen und Schriftgelehrten, welche da in diesem sublimen Gedicht zuweilen auf etwas holprichten Füßen um-

*) Des Königs eigene Worte. Supplément. Vol. II. pag. 346.

herstolpern, mit kunstvollem Gebein zu versehen, so werden sie flattern wie holde Genien, und majestätisch einherschreiten wie die heiligen drei Könige des Morgenlandes. Lassen Sie uns das also versuchen, Sire. Wir wollen dieses Gedicht noch einmal schreiben.

Er zog einen langen Federstrich über das Manuscript des Königs, und indem er jetzt ein neues Papier nahm, und die erste Strophe niederzuschreiben begann, kritisirte er jedes Wort desselben mit beißender Laune, mit funkelndem Witz, mit hohnlächelnder Ironie. Unerbittlich in seinem Tadel, vornehm herablassend in seinem Lob, schien seine Zunge mit Pfeilen bewaffnet, deren jeder darauf berechnet war, zu treffen und zu verwunden.

Aber das Antlitz des Königs blieb strahlend und heiter. Er fühlte sich nicht als der mächtige König und Herr, welchen der Tadel eines gewöhnlichen Menschenkindes beleidigen konnte, er fühlte sich als der Lernende dem Lehrer gegenüber, und da er wirklich lernen wollte, war es ihm ganz gleichgültig, in welchen Ausdrücken sein strenger Lehrer ihn zu unterrichten suchte.

Nachdem sie das Gedicht zu Ende gebracht, lasen sie zusammen ein Capitel aus des Königs „Histoire de mon tems“, von dem so eben die zweite Auflage erschien, und deren Correctur Voltaire übernommen hatte.

Er hatte sein Exemplar mitgebracht, um dem König Rechenschaft abzulegen über die gemachten Correcturen und seine Ansichten zu erläutern.

Dieses Buch wird ein Meisterwerk, wenn Euere Majestät sich nur die Mühe geben wollen, es zu corrigiren, sagte Voltaire. Aber hat ein König die Zeit und Muße dazu? Ein König, welcher seine große Monarchie ganz allein regiert? Ja! Das ist es, was mich verwirrt, was mich gar nicht zu mir selber kommen läßt vor Erstaunen, was mir die heilige Verpflichtung auferlegt, in meinem Urtheil so strenge als möglich zu sein.

Und ich liebe Ihre Strenge und Ihre Freimüthigkeit, sagte der König, ich lerne von zehn strengen und tadelnden Worten sicherlich mehr, als von einer ungeheuer langen Rede voll Lob und Anerkennung. Aber sagen Sie mir doch, was bedeutet dieser rothe Strich, mit dem Sie da diese ganze Seite in meinem Manuscript angestrichen haben?

Ah, Sire, ich wollte Sie um Nachsicht für Ihren Großvater, den König Friedrich den Ersten, bitten. Sie sind zu grausam und zu strenge mit ihm.

Ich durfte nicht anders sprechen, wenn ich mir nicht den Vorwurf der Parteilichkeit verdienen wollte, sagte der König. Es soll nicht gesagt werden, daß ich darum,

weil er mein Großvater war, mein Auge verschließe vor seinen Thorheiten und Albernheiten. Friedrich der Erste war ein eitler und aufgeblasener Narr; das ist die Wahrheit!

Und doch bitte ich um Gnade für ihn, Sire. Ich liebe diesen König wegen seiner königlichen Pracht und wegen der schönen Monumente, die er hinterlassen hat.

Auch das that er nur aus Eitelkeit, damit die Nachwelt von ihm reden sollte. Aus Eitelkeit protegirte er die Künste, aus Eitelkeit und närrischem Stolz setzte er sich die Krone auf sein Haupt. Die große Sophie Charlotte, seine Gemahlin, hatte wohl Recht, wenn sie sterbend von ihm sagte: „Der König wird nicht Zeit haben um mich zu trauern, die Sorge, meinen Tod mit einem prachtvollen Leichenbegängniß zu feiern, wird ihn zerstreuen, und wenn bei dieser schönen Ceremonie nichts mangelt und fehl schlägt, wird er über Alles getröstet sein.“ *) Er war nur groß in kleinen Dingen, und darum, als Sophie Charlotte von ihrem Freund Leibnitz sein „Memoire über die Kraft der kleinen Dinge“ erhielt, sagte sie lächelnd: „Leibnitz will mich lehren, was die kleinen Dinge sind? Hat er denn vergessen, daß ich

---

*) Thiébault Vol. II. p. 11.

die Gemahlin von Friedrich dem Ersten bin, oder denkt er, daß ich meinen Gemahl nicht kenne?" *)

Nun, so bitte ich um die Gnade für den Gemahl wegen seiner Gemahlin! Sophie Charlotte war eine erhabene und geniale Frau, Sie sollten ihrem Gemahl alles Andere verzeihen, da er doch die Weisheit besessen, sie zu seiner Gemahlin und zu Ihrer Großmutter zu machen. Und wenn Euere Majestät ihm den Vorwurf machen, daß er sich aus Eitelkeit den Titel „König" angemaßt habe, so ist das eine Eitelkeit, von der seine Nachkommen wenigstens recht solide Vortheile haben und der Titel scheint mir ganz und gar nicht unangenehm.

Der Titel ist schön, wenn ein Volk ihn giebt oder ein Fürst ihn sich verdient. Friedrich der Erste aber hat nichts gethan, was ihn zu einem König stempeln kann, und das verurtheilt ihn. Sie sehen also wohl, daß ich ihn nicht schonen kann!

Sei es also, sagte Voltaire achselzuckend, er ist Ihr Großvater, nicht der meinige. Machen Sie also mit ihm, was Ihnen gut dünkt, Sire. Ich habe nichts mehr zu sagen und werde mich darauf beschränken, einige Phrasen zu säubern. **)

*) Thiébault Vol. II. p. 9.

**) Dieses Gespräch des Königs und Voltaire's ist seinem

Aber als er sah, wie bei diesen Worten Friedrich's Stirn von einer leichten Wolke beschattet ward, sagte er mit einem feinen Lachen:

Sehen Sie nur, wie das Amt des Lehrmeisters, welches Euere Majestät mir aufgedrungen haben, mich übermüthig und hochfahrend macht. Ich, welcher wohl thäte, seine eigenen Werke zu corrigiren, ich maße mir an, die Werke eines Königs verbessern zu wollen. Ich bin da in dem Fall des Abbé von Villiers, der ein Buch geschrieben hatte, betitelt: „Reflexionen über die Fehler der Andern.“ Einst ging er zu dem Sermon eines Capuziners; der Mönch redete sein Auditorium mit näselnder Stimme folgendermaßen an: „Meine geliebten Brüder im Herrn, ich hatte die Absicht, Euch heute von der Hölle zu sprechen, aber ich habe an der Thür meiner Kirche einen Anschlagzettel gelesen: Reflexionen über die Fehler Anderer! Heh, mein Freund, dachte ich, warum machst Du nicht lieber Reflexionen über Deine eigenen Fehler? Ich werde also zu Euch über den Stolz und Hochmuth der Menschen reden.“ *)

Inhalt nach historisch. Voltaire erzählt davon in einem Briefe an Madame Denis. Oeuvres complêtes. Vol. 58. pag. 370.

*) Oeuvres. Vol. 58. p. 423.

Nun, machen Sie immerhin solche Reflexionen, wenn Sie bei Ihrer Geschichte Ludwig's des Vierzehnten sitzen, rief der König lachend, nur bitte ich, Sich bei mir nicht von dem frommen Capuziner bekehren zu lassen, sondern bei mir nur Reflexionen über die Fehler Anderer zu machen! —

IX.

Ein Tag aus dem Leben Voltaire's.

Voltaire also genoß des seltenen und gefährlichen Vorrechts, dem König die Wahrheit sagen zu dürfen, und er machte von diesem Vorrecht einen grausamen und unerbittlichen Gebrauch. Es schien, als wolle seine eifersüchtige und neidische Natur sich an des Königs Ruhm und Größe dadurch rächen, daß er ihn marterte und quälte mit seinen kleinlichen Ausstellungen und seiner nie ruhenden Tadelsucht, daß er ihn zwingen wollte, Ihn, welchen alle Welt bewunderte und hochstellte, die Augen beschämt niederzuschlagen und einzugestehen, daß er doch niemals emporreichen könne zu dem großen Voltaire.

Auch gestand das der König selber ein, nur that er es ohne Beschämung, sondern mit lächelnder Ruhe und mit jenem großen, selbstbewußten Sinn, der bereitwillig Andern Anerkennung gewährt, weil diese das eigene Verdienst nicht zu schmälern vermag. Voltaire mochte sich

noch so sehr erheben und hochstellen, er konnte den König dadurch doch nicht verkleinern, — aber er konnte ihn verstimmen und ärgern, und das war dem boshaften Sinn des großen französischen Dichters schon eine angenehme Genugthuung.

Die übrigen Freunde des Königs sahen diesem Benehmen Voltaire's mit Bedauern zu, und besonders war es der Marquis d'Argens, welcher mit seinem feinen und zartfühlenden Sinn sehr bald den Mißmuth des Königs und die boshafte Schadenfreude Voltaire's verstand.

Eines Tages, als Voltaire Vormittags zum König gehen wollte, um mit ihm seine Correcturen zu machen, fand er im Vorsaal den Marquis, der mit lebhaften Geberden auf ihn zuschritt, und seine beiden Hände ergreifend, ihn mit flehenden Blicken ansah.

Mein Freund, sagte er, der König hat gestern ein Gedicht gemacht, das er mir heute Morgen vorlas. Er behauptet, daß darin ein schlechter Reim ist und das quält ihn. Ich habe versucht, ihm das auszureden. Ich weiß indessen wohl, daß der Reim, den er da gemacht hat, schlecht ist, aber Sie würden ihn in die größte Verlegenheit setzen, wenn Sie es ihm sagen, denn er hat sich vergeblich bemüht, einen andern Reim zu finden, und es handelt sich dabei um einen Gedanken, der ihm

wichtiger ist, als der Reim. Ich habe daher meinen Tadel zurückgehalten und ihm einige Verse von La Fontaine citirt, in denen man denselben Fehler findet. Ich habe gesucht, ihn um seiner eigenen Ruhe willen zu überzeugen, daß, wenn dieser Reim auch den Regeln der Schule nicht conform sei, er doch geduldet werden könne. Ich bitte Sie also, widersprechen Sie mir nicht.

Und weshalb sollte ich das nicht thun? fragte Voltaire mit seinem schneidendsten Ton.

Weil Sie es mit Ihrem fortgesetzten, grausamen Tadeln zuletzt dahin bringen könnten, daß der König sich unmuthig von der Poesie abwendend sie aufgiebt, während es doch für die Wissenschaften und Künste so sehr wichtig ist, daß die großen und mächtigen Souveraine sie lieben, diejenigen hochstellen, welche sie cultiviren und selber auch mit ihnen sich beschäftigen. Und sagen Sie selber, Freund, was liegt im Grunde daran, ob einige schlechte Reime in den Poesieen des Philosophen von Sanssouci sind? *)

Daran liegt, daß der König von mir lernen will, gute Verse zu machen, sagte Voltaire mit scharfem Ton, und daß ich also nicht diese hochverrätherische, weibische

*) Thiébault Vol. V. S. 337.

und feige Liebe zu ihm hegen darf, welche ihm einen Tadel nicht sagt, um seiner Eigenliebe einen kleinen Kummer zu ersparen. Ihnen hat der König sein Gedicht vorgelesen in Ihrer Eigenschaft als bewundernder und lobpreisender Freund, mir wird er es vorlesen in meiner Eigenschaft als pedagogo di sua maestà. Ich werde daher wahr sein müssen, wo Sie schmeicheln durften.

Und niemals war Voltaire unbeugsamer in seinem Tadel, beißender und schärfer in seiner Satyre gewesen, als an diesem Tage. Seine Augen sprühten noch vor Schadenfreude, das boshafte Lächeln stand noch auf seinen Lippen, als er von dem König in seine eigene Wohnung heimkehrte.

Ah, sagte er mit einem lauten Lachen, als er sich vor seinem Schreibtisch niedersetzte. Heute wird mir meine Arbeit sehr gut gelingen, denn ich habe viel gelernt. Friedrich weiß gar nicht, wie sehr er mein Wohlthäter ist. Indem ich ihn corrigire, corrigire ich mich selber, und indem ich ihm bei seinen Studien durch meinen Tadel nütze, schöpfe ich daraus immer neue Kräfte, um die meinigen richtig zu leiten.*) Ich will also heute ein Capitel an meiner Geschichte Ludwig's des Vierzehnten

*) Voltaire's eigene Worte. Oeuvres. Vol. 58. pag. 363.

schreiben, und es wird gut werden, denn das Capitel, welches ich heute aus des Königs histoire de mon tems gelesen, hat mich sehr deutlich gelehrt, welche Fehler ich zu vermeiden habe. Ja, von Ludwig dem Vierzehnten will ich schreiben, ich bin ihm wohl einigen Ersatz dafür schuldig, daß der König die Naivetät gehabt hat, seinen Urgroßvater, den sogenannten großen Kurfürsten, mit unserm großen Ludwig zu vergleichen. Ich bin gutmüthig genug gewesen, ihm diese kleine Gefälligkeit gegen seinen Urgroßvater zu verzeihen und sie ihm nicht fortzustreichen. Und warum hätte ich das thun sollen? Die Welt wird nicht so thöricht sein, mir diese komische Schwäche anzurechnen, zudem schreibt der König nur für sich und seine schmeichlerischen Freunde, er darf also sagen, was er will. Ich aber, ich schreibe für Frankreich, für die Welt! Ach, aber ich fürchte, daß Narren mich beurtheilen werden, während ich doch versucht habe, als Weiser zu schreiben.*)

Er nahm die Feder und begann zu schreiben, aber diese Ruhe ward bald unterbrochen durch den Eintritt seines Dieners Tripot, der ihm meldete, daß der Jude Hirsch, den Voltaire zu sprechen verlangt habe, so eben

*) Oeuvres. Vol. 58. pag. 341.

gekommen sei. Voltaire erhob sich hastig von seinem Lehnstuhl und hieß ihn eintreten.

Ich habe Vieles mit Ihnen zu verhandeln, mein Freund, sagte er zu dem eintretenden Juden. Tripot, schließe die Thür, und sorge dafür, daß wir ungestört bleiben.

Und nachdem seine Befehle vollzogen, durcheilte Voltaire mit jugendlicher Lebendigkeit seinen Salon und winkte dem Juden, ihm in sein Schlafzimmer zu folgen.

Zuerst, mein Freund, wollen wir einen kleinen Handel machen, sagte Voltaire, indem er die Chatoulle einer gewaltigen Commode öffnete. Sehen Sie, da sind zwölf Pfund der herrlichsten Wachslichte. Ich bin ein armer Mann mit schwachen Augen. Was nützen mir also diese Lichter? Ich darf niemals hoffen, sie anstecken zu können. Da sind ferner einige Pfunde Zucker und Kaffee, die Ersparnisse der letzten zwei Monate. Sie werden mir das Alles abkaufen, mein Herr, wir werden einen bestimmten Preis für alle diese Dinge festsetzen, und am letzten Tage jedes Monats können Sie, falls ich mit Ihrem Preis zufrieden bin, hierher kommen und die Ersparnisse meines Monats gegen Ihre klingende Münze eintauschen. Machen Sie also Ihren Preis, mein Herr!

Und der Händler machte seinen Preis, aber es schien,

als ob der Dichter Voltaire sich noch besser auf den Handel verstehe, als der Jude Hirsch. Er wußte ihm genau den Preis des Zuckers und des Kaffees anzugeben, er wußte die Schönheit der weißen dicken Wachskerzen so beredt anzupreisen, daß Herr Hirsch sich wirklich zu einer Steigerung seines Gebotes bewegen ließ.

Jetzt zu wichtigeren Geschäften, sagte Voltaire. Sie reisen nach Dresden. Sie sollen für mich da ein kleines Geschäft machen. Ich will für achtzehntausend Thaler sächsische Steuerscheine kaufen. Sie stehen auf fünfunddreißig und werden, wie Sie wissen, den Unterthanen des Königs von Preußen mit vollgültigen Hunderten ausgezahlt.

Aber Euere Excellenz wissen, daß Seine Majestät es seinen Unterthanen bei strenger Strafe verboten hat, von diesen Steuerscheinen aufzukaufen? fragte Herr Hirsch erstaunt. Der König hat diese Bevorzugung seiner Unterthanen verlangt, daß uns diese sächsischen Steuerscheine für voll ausgezahlt werden, während die eigenen Unterthanen des Königs von Sachsen nur den Tagescours dafür bekommen, aber er hat versprochen, daß seine Unterthanen nicht, um sich zu bereichern, auf's Neue solche Steuerscheine kaufen dürfen, sondern nur diejenigen, welche sie besitzen, zum Vollwerth bezahlt bekommen sollen.

Euere Excellenz sehen also, daß dies Geschäft unthunlich ist.

Meine Excellenz sieht nur, daß Sie ein Narr sind! schrie Voltaire wüthend. Denn, wenn Sie nicht ein Narr wären, würden Sie einsehen, daß Voltaire, der Kammerherr des Königs, nicht ein Geschäft unternehmen würde, bei welchem er seinen Ruhm und seinen Namen gefährden könnte. Wenn Voltaire ein solches Geschäft macht, so müßten Sie begreifen, daß er dazu autorisirt ist, daß man es ihm erlaubt hat.

Wenn das ist, sagte Hirsch demüthig, so bin ich vollkommen beruhigt, und ganz bereit, Eurer Excellenz zu dienen.

Und wenn Sie meine Aufträge pünktlich und gut ausrichten, so können Sie von mir einer bedeutenden Belohnung versichert sein. Und wie? Sind Sie nicht ehrgeizig? Liegt Ihnen nichts an einem Titel?

Gewiß bin ich ehrgeizig, sagte der hocherfreute Jude, gewiß wäre ich glücklich, wenn ich vielleicht den Titel eines königlichen Hof-Agenten erlangen könnte.

Kaufen Sie mir diese Scheine in Dresden recht wohlfeil ein und Sie werden diesen schönen Titel haben, sagte der Dichter der Henriade, des Oedipe und so vieler andern Meisterwerke, mit feierlichem Pathos.

Ich werde nicht mehr geben, als fünfunddreißig für Hundert.

Und Sie werden mir für achtzehntausend Thaler kaufen, mein lieber Hof-Agent. Das Geschäft ist abgemacht. Es bleibt also nur noch übrig, die Gelder zu zahlen. Baares Geld habe ich nicht; ich werde Ihnen also Wechsel schreiben. Kommen Sie jetzt in mein Arbeitszimmer.

Sie kehrten dahin zurück, und Voltaire warf das Manuscript seiner Geschichte Ludwig's des Vierzehnten auf einen Nebentisch, um seinen Schreibtisch frei zu haben zur Fertigung seiner Schuldscheine und Wechsel.

Da haben Sie drei Wechsel, sagte er dann. Den einen auf Paris, den andern auf Ihren Vater und den dritten auf den Juden Ephraim. Ziehen Sie dieselben ein und bringen Sie mir meine Steuerscheine.

In acht Tagen, Excellenz, bringe ich sie Ihnen, und Euere Excellenz werden eilftausend Thaler daran verdienen.

Voltaire's Augen leuchteten vor Vergnügen. Eilftausend Thaler! sagte er. Das ist für einen armen Dichter, wie ich, der von seinem Kopf und seiner Feder lebt, immerhin schon eine erkleckliche Summe.

Sie werden diese Summe verdienen, sagte Hirsch mit der Feierlichkeit eines Juden, welcher von einem guten Geschäft spricht.

Er wollte sich entfernen und näherte sich schon der Thür. Aber Voltaire eilte ihm nach und packte heftig seinen Arm.

Sie wollen doch nicht gehen, ohne mir Sicherheit gegeben zu haben? sagte er mit drohendem Ton. Sie denken doch nicht, daß Voltaire ein Cretin ist, der für achtzehntausend Thaler Wechsel ausstellt, ohne die Valuta gedeckt zu haben?

Euere Excellenz haben mein Ehrenwort, sagte Hirsch feierlich.

Voltaire lachte laut. Ihr Wort! Das Ehrenwort eines Menschen für achtzehntausend Thaler? Mein Lieber, wir leben nicht im Paradiese, sondern in einem christlichen Staate, und Sie müssen das ganz genau wissen, denn Ihre Väter haben dafür gesorgt, daß wir auf diese Weise beglückt sind. Hättet Ihr Juden nicht die Dummheit begangen, Jesus an das Kreuz zu nageln, so wäre er nimmer als der Messias anerkannt worden. Und Sie denken, daß ich einem von den Söhnen dieser Väter trauen soll? Ei, ei, wer bürgt mir denn dafür, daß Ihr nicht meine Unschuld und mein Menschenvertrauen auch

an das Kreuz schlagen und tödten würdet, wenn ich wirklich so arglos wäre, Euch ohne Sicherheit meine drei Wechsel anzuvertrauen.

Ich werde Ihnen Sicherheit geben, sagte Hirsch, indem er einige Maroquinkästchen aus der großen Rocktasche seines Kaftans hervorzog. Ja, Sie sollen Sicherheit haben. Ich wußte nicht, daß Euere Exellenz ein Geschäft mit mir machen wollten. Ich dachte, daß der vornehme Herr Brillanten von mir kaufen wollte, ich habe deren mitgebracht, da sehen Sie, Excellenz, das sind für zwei und zwanzigtausend Thaler Brillanten. Ich lasse Sie Ihnen als Sicherheit. Denn ich, der arme Jude Hirsch, ich fürchte nicht, daß mich der große Dichter Voltaire betrügen will.

Die Brillanten sind schön, sagte Voltaire, indem er sie mit lüsternen Blicken betrachtete, und sie im Lichte funkeln ließ. Die Brillanten sind schön, und wenn Sie meine Aufträge pünktlich und gut ausführen, werde ich Ihnen einige davon abkaufen. So lange bewahre ich sie Ihnen auf.

Er wollte sie in die Chatoulle seines Schreibtisches legen, aber plötzlich zuckte seine Hand zurück, und seine Augen hefteten sich mit einem durchbohrenden Blick auf das ruhige Gesicht des Juden.

Wer bürgt mir aber dafür, daß diese Diamanten ächt sind? fragte er, und als Hirsch erzürnt und empört über diesen beleidigenden Verdacht, die Stirn runzelte und erbleichte, schrie Voltaire wüthend: diese Diamanten sind nicht ächt. Ich sehe es an Ihrem Erschrecken. Oh, oh, Sie glaubten, ein Dichter sei ein gutes, leichtgläubiges Geschöpf, den man ohne viele Mühe täuschen könne. Sie glaubten, ein Dichter habe nichts gehört von diesem famosen Herrn von St. Germain, der Glas zu Diamanten schleifen kann, und die schönsten Rosetten in seinem Laboratorium kocht. Ja, ja, mein Lieber, ich weiß davon, und dieses Gebräu des Herrn von St. Germain vermag nicht, mich zu täuschen. Diese Diamanten sind falsch, sage ich.

Diese Diamanten sind ächt! rief Hirsch empört.

So wollen wir Sie von einem christlichen Juwelier prüfen lassen, sagte Voltaire. Tripot, Tripot, laufe schnell hinüber zum Juwelier Herrn Reclam. Du kennst ihn doch? Er wohnt da drüben an der Ecke der breiten Straße. Bitte ihn, sich auf einen Augenblick zu mir herüber zu bemühen.

Tripot eilte von dannen und kehrte bald mit dem „christlichen Juwelier" zurück. Aber dies Mal hatte der kluge Herr Voltaire sich getäuscht, die Diamanten waren

ächt, und Herr Reclam erklärte, daß sie sehr wohl den Werth von zweiundzwanzigtausend Thalern haben möchten.

Voltaire war also zufriedengestellt, und als er allein war, betrachtete er noch lange diese wundervollen Steine, welche mit ihrem Blitzen und Leuchten ihn entzückten und begeisterten.

Welche Frau kann sich rühmen, so kostbares Feuer in ihren Augen zu haben, wie Ihr, sagte er lachend, welche Frau kann sagen, daß ihr Farbenspiel viele Tausende werth sei. Wohl schillern sie in allen Farben, diese lieblichen Frauenherzen, aber das gerade ist ihr Verbrechen, während es bei Euch eine Tugend ist, Ihr schönen Brillanten. Ach, zu denken, daß Ihr ein kleines Landgut werth seid, daß man für diese Hand voll flimmernder Kieselsteine sich ganze Säcke voll schöner vollwichtiger Dukaten eintauschen könnte. Wie dumm sind doch die Menschen, und wie klug ist Gott, und wie richtig hat er speculirt, als er diese Kieselsteine in das Erdreich senkte, diese Kieselsteine, diese Trüffeln für die Menschenschnauze, nach denen sie aber so eifrig spüren, wie die Schweine in Perigord nach den Trüffeln. Geld, Geld, das ist das Zauberwort, welches die Welt beherrscht. Und ich will viel Geld haben, denn ich will die Welt

beherrschen, ich will vor keinem Fürsten und keinem Grafen zurücktreten müssen. Ich will meine Seigneurie haben und mein Schloß, meine eigenen reich gallenirten Lakayen und meine eigenen Unterthanen. Ich will selber ein grand Seigneur sein, und die Könige und Fürsten sollen zu mir in mein Schloß kommen, und in meinem Vorzimmer warten, wie ich in dem ihrigen gewartet habe. Ich will reich werden, reich um aller Menschen Herr zu werden, auch der Dummen! Die Klugen knechte ich durch meinen Geist, die Dummen will ich knechten durch mein Geld! Reich will ich werden, reich, reich! Darum bin ich hier, darum corirgire ich das Reimgeklingel des Königs, darum lebe ich jetzt als bescheidener Poet und häufe Zins auf Zins, und spare auch meine Pension von fünftausend Thalern, und spare meine Wachslichter und meinen Kaffee. Mögen sie mich immerhin einen Geizhals nennen, wenn ich reich bin, werde ich ein Verschwender sein, und die Menschen, welche sich jetzt schon ärgern über meinen Ruhm, sie sollen dann bersten vor Wuth über meinen Reichthum.

Ach, ach, es verlohnt sich nicht der Mühe, ein berühmter Dichter zu sein. Zu viel Demüthigungen sind an diesen zweideutigen Dichterstand gebunden, diesen Stand, welcher

keine Stellung ist, und der erniedrigend in den Augen Derer, welche eine Stellung haben, dem Neid Derjenigen ausgesetzt ist, welche keine haben. Ich meinestheils bin so erschöpft, so matt gehetzt von diesen Unannehmlichkeiten des Dichterstandes, daß ich, um den Verdruß hinwegzuspülen, mir das verschaffen will, was die Canaille eine glänzende Stellung nennt. Ich will mir also so viel Geld als irgend möglich erwerben, dazu alle Ehren, welche mir zukommen, Freiheit und Ruhm. Und zu allen diesen Dingen verhilft mir der Aufenthalt bei einem König, der wenigstens das Gute besitzt, daß er keine Vorurtheile hat, selbst nicht die des Königthums. Ich werde also in diesem Hafen bleiben, zu dem die Stürme, welche mich so lange verzweifelnd umher trieben, mich endlich geführt haben. Mein Glück soll so lange dauern als es Gott gefällt. *)

Er lachte vergnügt, und nahm sein großes Notizbuch zur Hand, in welchem er seine Einnahmen und Ausgaben, den Stand seines Vermögens und seiner Kasse verzeichnet hatte. Es machte ihm Freude von Zeit zu Zeit sich sein Vermögen zu berechnen, und das Wachsen des-

*) Voltairs eigene Worte Vol. 59. p. 110.

selben zu beobachten, es erquickte ihn so sehr, seine Einnahmen mit seinen Ausgaben zu vergleichen, und zu finden, daß er die Zinsen seines eigenen Vermögens, von dem er gar nichts verausgabte, zusammenaddirend mit seiner Pension, von der er sehr wenig verausgabte, sich für jeden Tag blos durch sein Dasein, durch das Zins auf Zins eine ganz hübsche Summe verdiente, während die Ausgaben jedes Tages so gering waren.

Aber diese Ausgaben ärgerten ihn dennoch, und mit finsterm Stirnrunzeln sagte er: ich werde einige Ersparnisse einführen. Es ist gemein und schmutzig, daß ich das Futter für die Pferde, und die Reparaturen an meinem Wagen bezahlen muß. Wenn der König mir eine Equipage hält, so muß er sie auch erhalten, das werde ich ihm sagen. Auch ist der Haushofmeister ein alter Knauserer, welcher mich alle Monate um einige Pfunde Zucker und Kaffee betrügt, dazu ist das Wachslicht auch dünner und schlechter. Ich werde mich über das Alles beim König beschwören. Er muß dafür sorgen, daß Ordnung in seinem Hause ist.

Er schloß sein großes Contobuch wieder fort, und indem er's that, murmelte er: wenn ich eine Jahresrente von hundertfunfzigtausend Francs erreicht habe, werde

ich aufhören zu sparen. Die Götter seien gepriesen, dieses Ziel ist bald erreicht!

Aber, fuhr er mit finsterm Sinnen fort, damit ich dieses Ziel erreichen kann, muß ich hier noch einige sichere Jahre zubringen können, um noch einige Jahre meine Pension meinem Vermögen hinzuzufügen. Nichts darf mich daran hindern, und was mich hindern kann, das muß ich bei Seite schieben. Was kann mich hindern? Meine sogenannten Freunde, welches natürlich meine ärgsten Feinde sind. Ach, welch eine idyllische Idee von diesem genialen König, sechs Freunde um sich zu versammeln, von denen die meisten sogar außerdem noch Schriftsteller, das heißt natürlich, Feinde sind. Denn wenn man auf eine wüste Insel zwei Schriftsteller, oder zwei Frauen, oder zwei Fromme aussetzte, so daß sie ganz allein auf einander angewiesen wären, so würden sie bald Ränke gegeneinander spinnen. Die Menschenraçe ist einmal so gemacht, und da es einmal so ist, muß man sich so klug und so vortheilhaft als möglich aus der Affaire ziehen.*) — Man kann auf der Welt nirgends in Frieden leben, am allerwenigsten aber in der Umgebung eines Königs. Denn den Königen geht es wie den Coquetten,

*) Voltaire: Oeuvres. Vol. 58. pag. 375.

ihre Blicke machen eifersüchtig, und Friedrich ist eine sehr große Coquette.*) Ich werde also meine Nebenbuhler aus dem Felde schlagen müssen, um ganz allein mich seiner Gunst zu freuen. Wer sind meine Nebenbuhler, wer ist mir gefährlich? Sie sind es Alle, Alle, und ich werde sie Alle verjagen müssen. Ich werde so viel Zank, so viel Unfrieden, so viel Bosheit und Aerger unter ihnen aussäen, bis sie Alle vor Wuth und vor Angst fortlaufen, und Gott danken, wenn ich ihnen nicht noch die Nasen abbeiße, ehe sie fort kommen. Ich will ihnen das Paradies hier zu einer Hölle machen, und bei Gott, ich will der Teufel sein, welcher sie mit glühenden Zangen zwickt, und ihnen einheizt, bis sie davonlaufen. Ja, bis nach Sibirien davonlaufen, soll dieser elende, hochbeinige Pfau Maupertuis, er zuerst und vor allen Dingen und ganz besonders, und d'Argens will ich ihm nachschicken, und Algarotti und den superklugen Lord Marshall und alle Andern auch. Wo Voltaire's Sonne strahlt, da sollen keine andern Sterne leuchten, ich will es nicht, und ich werde ihnen beweisen, daß Voltaire's Strahlen sie Alle verbrennen!

Er lachte laut und setzte sich mit vergnügtem Antlitz

---

*) Voltaire: Oeuvres. Vol. 58. pag. 378.

wieder an seinen Schreibtisch, aber dies mal nicht, um an seinem Geschichtswerk weiter zu arbeiten, sondern um ein Gedicht zu schreiben. Denn Voltaire war heute Abend zu einer Soirée der Königin Mutter geladen, und er wollte in derselben als Improvisator glänzen, und mit seiner Improvisation wollte er vor allen Dingen das Herz der Prinzessin Amalie gewinnen. Seit sie die Aurelie in seinem Rome sauvée gespielt, hatte er eine Art Leidenschaft für die Prinzessin gefaßt, welche es so gut verstand die Gluth und die Schmerzen der Liebe darzustellen, und deren große flammende Augen ihm selber wie ein geheimnißvoller Abgrund der Liebe und Leidenschaft erschienen.

Er hatte der Prinzessin versprochen, über ein von ihr gegebenes Thema zu improvisiren, und um heute Abend Improvisator zu sein, war er jetzt Dichter, überzeugt daß es seiner Klugheit schon gelingen werde, den Wunsch der Prinzessin so zu leiten, daß ihre Aufgabe seinem Gedicht entspräche.

Aber in dieser Beschäftigung unterbrach ihn sein Kammerdiener, welcher meldete, das im großen Salon eine Menge Herren versammelt seien, welche Voltaire ihren Morgenbesuch zu machen wünschten.

Sie mögen warten, schrie Voltaire, wüthend, daß das Eintreten des Dieners ihn um einen pikanten Reim gebracht, über den er eben nachgesonnen.

Aber, gnädiger Herr, es sind einige alte Generäle und mehrere Excellenzen, stammelte der Diener.

Was kümmern mich ihre Generals-Epaulettes und ihre Excellenzschaft. Sie mögen warten oder zum Teufel gehen, wie es ihnen beliebt!

Aber die vornehmen Herren warteten wirklich. Sie warteten geduldig, bis der große Voltaire, der Liebling des Königs, die Gnade hatte, zu kommen, bis er in allem Stolz und Hochmuth eines französischen Universaldichters unter die armen deutschen Barbaren trat, und auf sie einige Sonnenblicke seines Geistes fallen ließ.

Und immer mehr füllte sich sein Salon, immer mehr vornehme Herren, Generale, Grafen und Fürsten kamen, denn Voltaire war erst seit gestern wieder von Potsdam nach Berlin gekommen, und Jedermann beeilte sich daher, ihm seine Aufwartung zu machen und sich seiner Huld und Gnade zu empfehlen. *) Voltaire war

---

*) Formey in seinen Souvenirs d'un citoyen schreibt: Während der Wintermonate, die Voltaire im Schloß zu Berlin wohnte, machte man ihm als einem wichtigen Günstling den Hof. Prinzen, Marschälle, Staatsminister, Gesandte und Herren vom höchsten

heute in der That sehr gnädig, denn da er heute Abend ein Gedicht improvisiren wollte, so kam es darauf an, sich für diesen Abend alle Welt geneigt zu machen, damit alle Welt ihm entzückt Beifall zujauchze, und Maupertuis dadurch rasend und d'Argens, Algarotti, La Mettrie und alle andern Freunde des Königs stumm zu machen vor Neid und Bosheit. Während er also Jeden beglückte mit einem freundlichen Lächeln, einem feinen und huldvollen Wort, während er unerschöpflich war in bonmots und pikanten Witzen näherte sich ihm sein Kammerdiener und flüsterte ihm zu, daß er ihn nothwendig auf einen Augenblick sprechen müsse, und daß es eine Sache von großer Wichtigkeit beträfe.

Voltaire wandte sich mit seinem verbindlichsten Lächeln an seine Gesellschaft, und indem er sie bat, seine Rückkehr abzuwarten, begab er sich in das anstoßende Gemach.

Nun, was giebt es Wichtiges, Tripot?

Range gingen zu seinen Morgen-Audienzen und wurden mit verächtlichem Stolz von ihm empfangen. Ein großer Prinz hatte die Gefälligkeit mit ihm Schach zu spielen, und ihn jedes Mal die zwei Louisd'or Einsatz, um welche sie spielten, gewinnen zu lassen. Bisweilen aber verschwanden die Louisd'or schon vor dem Ende der Partie, man suchte sie und fand sie nicht. (Souvenirs d'un citoyen. Vol. I. S. 238.)

Gnädiger Herr, es ist Hoftrauer, sagte Tripot mit betrübter Miene.

Voltaire sah ihn mit wüthenden Blicken an. Narr, was kümmert mich das?

Das kümmert Sie leider sehr viel, gnädiger Herr, denn Euere Excellenz wollen heute Abend in die Soirée der Königin gehen?

Willst Du mich zornig machen, Tripot? Was hat die Soirée mit der Hoftrauer zu thun?

Gnädiger Herr, das ist ganz einfach. Bei der Hoftrauer erscheinen die Herren nicht im gestickten Hofkleid, sondern im einfachen schwarzen Frack, und Euere Excellenz haben keinen schwarzen Frack.

Oh, ich habe keinen schwarzen Frack, wiederholte Voltaire mit gerunzelter Stirn.

Es wird daher wohl nöthig sein, daß Euere Excellenz sofort sich einen Frack anfertigen lassen, und ich habe bereits nach Monsieur Villeneuve geschickt, damit er komme und das Maaß nehme.

Bist Du rasend, Tripot, rief Voltaire auffahrend. Hältst Du mich für einen so unsinnigen Verschwender, einen so hirnlosen Narren, daß ich um einer Abendgesellschaft willen mir ein neues Kleidungsstück anschaffen sollte, ein Kleidungsstück das sehr viel Geld kostet, und

das ich nachher in den Schrank hängen, und von den Motten zerfressen lassen kann. Denn in acht Tagen wird diese Hoftrauer zu Ende sein, ich werde dann nur um einige hundert Francs ärmer sein, und einen Frack haben den ich nicht brauchen kann. Ich werde also heute Abend die Soirée der Königin nicht besuchen, das ist das Ganze. Ich werde mich krank melden. Bestelle also den Schneider ab.

Er durchschritt das Zimmer, um sich wieder in den Salon zu verfügen, aber plötzlich zuckte er zusammen und blieb stehen. Ich kann heute Abend nicht absagen lassen, murmelte er. Man weiß, daß ich heute Abend improvisiren will. Alle Welt ist gespannt darauf und man würde, wenn ich nicht komme, oder mich krank melden lasse, glauben, daß ich mich vor der Improvisation scheue. Meine Feinde würden also triumphiren! Tripot, ich muß heute Abend durchaus in die Soirée der Königin gehen!

Dann soll also der Schneider kommen und Maaß nehmen?

Dummkopf, rief Voltaire, mit dem Fuß stampfend. Habe ich Dir nicht gesagt, daß ich kein Geld ausgeben will. Nimm also Dein bischen Verstand zusammen und ersinne etwas Anderes.

Ach Excellenz, ich wüßte wohl ein Mittel aus dieser Verlegenheit zu kommen, nur wage ich nicht, es anzubieten.

Wage es immerhin, jedes Mittel ist gut, wenn es zum Zweck führt.

Da drüben unter der Stechbahn wohnt ein Kaufmann Fromery, dessen Bedienter mein sehr guter Freund ist. Ich habe von ihm erfahren, daß sein Herr sich einen sehr schönen schwarzen Frack gekauft hat, und Herr Fromery hat ungefähr die Figur von Euerer Excellenz.

Ah, ich begreife, rief Voltaire, dessen Gesicht sich aufzuheitern begann. Du meinst, daß Du von Deinem Freunde den Frack seines Herrn für mich borgen könntest.

Das meine ich, wenn der gnädige Herr es nicht übel nimmt.

Im Gegentheil, Dein gnädiger Herr findet, daß Du da eine ganz capitale Idee hast. Geh, mein Freund, geh und verschaffe mir den Frack des Herrn Fromery.

Und Voltaire kehrte zu seinen vornehmen Besuchern zurück, um sie zu entzücken durch seine geistvolle Unterhaltung und seine Medisancen.

Aber als sie sich endlich entfernt hatten, klingelte er hastig nach seinem Kammerdiener.

Nun Tripot, hast Du den Frack?

Excellenz ich habe ihn.

Voltaire rieb sich die Hände vor Vergnügen. Es scheint, daß das heute ein glücklicher Tag für mich ist, sagte er leise, ich mache vortheilhafte Geschäfte.

Aber es wird nöthig sein, daß Euere Gnaden den Frack anprobiren. Er wird vielleicht zu weit sein, Herr Fromery ist, seit ich ihn nicht gesehen, beleibter geworden.

Der Esel, wie kann er sich unterstehen, beleibter zu werden, während Leute von Geist und Berühmtheit, wie ich, alle Tage dünner werden, schrie Voltaire, während er seinen gestickten Rock abwarf und den Frack des Herrn Fromery anzog. Ja, wahrhaftig, er ist viel zu weit für mich. Oh, oh, sollte man das wohl möglich halten, der Rock eines jammervollen deutschen Krämers ist zu groß für den größten französischen Dichter! Aber das kommt davon, diese deutschen Barbaren denken an nichts als an den Fraß, sie pumpen ihren Leib auf mit gemeiner compacter Nahrung, und davon wird ihr Leib alle Tage fetter, während ihr Geist alle Tage dürrer wird. Elende Sclaven ihrer Völlerei sind sie, und nichts kann man von ihnen gebrauchen, nicht einmal einen Rock!

Euer Excellenz glauben also, daß es unmöglich ist, den Frack so anzuziehen?

Ob ich das glaube? Sehe ich nicht darin aus, wie der verhungerte Erbe in dem nachgelassenen Rock seines Vetters, des reichen Brauers? Wird man nicht denken, daß ich eine Vogelscheuche bin, mit denen man die Spatzen aus den Erbsen verjagen will?

Eben trat ein Lakay herein und meldete, daß Monsieur Villeneuve wünsche vorgelassen zu werden.

Mein Gott, ich vergaß den Schneider abzubestellen! rief Tripot entsetzt.

Und das ist Dein Glück, sagte Voltaire sich plötzlich besänftigend. Diesen Schneider sendet Gott und er wird aller Noth ein Ende machen. Der Frack ist durchaus schön und passend, nur ein wenig zu weit. Der Schneider wird ihn also enger machen.

Ah, Euere Gnaden haben da einen herrlichen Einfall. Er wird die Näthe einlegen und morgen wieder auslassen.

Und mir damit einen schlecht sitzenden Frack liefern, rief Voltaire wüthend. Er wird das Zeug abschneiden.

Aber dann wird ihn Herr Fromery nicht mehr tragen können, bemerkte Tripot schüchtern.

So wird er erfahren, daß Voltaire ihm die Ehre erzeigt hat, sich einen Frack von ihm zu borgen, und ich denke wohl, daß das eine genügende Entschädigung ist

für einen verschnittenen Frack! Laß den Schneider kommen! —

Dank der Geschicklichkeit des Herrn Villeneuve konnte Voltaire am Abend mit einem sehr gut sitzenden und ganz seiner magern Figur anpassenden Frack in der Soirée der Königin Mutter erscheinen, und Niemand ahnte, daß das Trauerkleid des berühmten französischen Dichters dem Krämer Fromery, und die große Brillant-Agraffe in seinem Spitzen-Chabot und die vier Brillant-Ringe an seiner Hand dem Juden Hirsch gehörten.

Aber glänzender noch als die Brillanten sprühten heute Abend seine Augen, feuriger noch waren diese Blicke, welche er auf die Prinzessin Amalie heftete, deren bleiche und ernste Schönheit ihn zu immer neuen Witzraketen, zu immer neuen Lobhymnen begeisterte.

Niemand wagte es, diese leidenschaftliche Huldigung, welche Voltaire der Prinzessin darbrachte, unpassend zu finden. Voltaire war nicht bloß der berühmteste Mann seines Jahrhunderts, und dadurch vielleicht berechtigt, selbst einer Prinzessin seine Huldigung darzubringen, Voltaire war der Liebling des Königs, und ihm konnte daher erlaubt sein, was Niemand sonst wagen durfte.

Aber doch gab es Einen, welcher diese Sprache der

Bewunderung, die Voltaire sich heute erlaubte, zu kühn fand, und dieser Eine war der König!

Er war eben geräuschlos und unangemeldet, wie er das zu thun pflegte, in den Salon seiner Mutter gekommen, und sah mit einem leisen, spöttischen Lächeln zu, wie sich Alles um Voltaire drängte, wie Jedermann sich beeiferte, ihm sein Entzücken auszudrücken über das eben improvisirte Gedicht und ihn um die Gunst anzuflehen, dasselbe noch einmal zu wiederholen.

Aber wie kann ich wiederholen, was ich selbst nicht mehr weiß, sagte Voltaire. Ein Engel ist an mir vorübergerauscht und hat mit seinen Blicken mir Worte zugeflüstert, die meine entzückten Lippen wie in einer Hallucination gesprochen haben. Der Verstand weiß nichts davon!

Die Nachwelt wird das zu beklagen haben, denn sie wird dadurch um eins Ihrer herrlichen Gedichte betrogen sein, sagte Prinzessin Amalie, welche sehr wohl das Eintreten des Königs bemerkt hatte, und fühlend, daß seine Blicke auf ihr ruhten, sich gleich den Übrigen seinem geliebtesten Günstlinge freundlich bezeigen wollte.

Wenn Euere Königliche Hoheit das finden, so werde ich das Gedicht, welches ich eben sprechen wollte, für Dieselbe aufschreiben, sagte Voltaire, indem er von dem

Spieltisch, an welchem die Königinnen vorher gespielt hatten, den Bleistift und eine der weißen Karten nahm, welche da zum Notiren der Points hingelegt waren.

Er schrieb mit hastiger Hand und überreichte dann mit einer tiefen Verbeugung die Karte.

Der König, welcher immer noch ein schweigender Beobachter dieser Scene geblieben war, sah, wie Prinzessin Amalie, während sie las, erröthete und wie sich ihre Stirn bewölkte.

Lassen Sie mich doch dieses schöne Gedicht unsers großen Dichters auch lesen, meine Schwester, sagte der König, indem er näher trat und die Gesellschaft mit einem freundlichen Kopfnicken begrüßte.

Prinzessin Amalie reichte ihm die Karte dar, und während der König las, standen Alle in ehrfurchtsvollem Schweigen da.

Das Gedicht ist sublim, sagte der König lächelnd, als er zu Ende gelesen, und er bemerkte sehr wohl, wie sich der Prinzessin Stirn noch mehr umdüsterte, und Voltaire hochaufathmete, wie von einer drückenden Angst befreit. In der That, fuhr der König fort, dies kleine Poem ist so reizend, daß Sie mir schon erlauben müssen, es mir abzuschreiben, meine Schwester. Fahren Sie immerhin fort in Ihren Gesprächen, es stört mich nicht.

Das war eine Bitte, welche von den Lippen eines Königs ein Befehl ist. Man beeiferte sich daher, eine möglichst lebhafte und animirte Conversation zu führen und unbefangen und heiter zu scheinen, während man sehr wohl sah, daß da etwas Ungewöhnliches und Seltsames sich begebe.

Der König hatte sich an den Spieltisch gesetzt und überlas jetzt noch einmal das Gedicht Voltaire's, welches so lautete:

Souvent un peu de vérité
Se mêle au plus grossier mensonge;
Cette nuit, dans l'erreur d'un songe
Au rang des rois j'etois monté.
Je vous aimais alors, et j'osais vous le dire.
Les Dieux à mon reveil ne m'ont pas tout ôté,
Je n'ai perdu que mon empire.

(Oft mischt ein bischen Wahrheit sich
Selbst zu der Lüge noch, der groben;
So sah' heut Nacht im Traum ich mich
Zu eines Königs Macht erhoben;
Da liebt' ich glühend Sie und wagte es zu sagen.
Die Götter nahmen mir, als ich erwacht, nicht Alles,
Nur meine Herrschaft hatt' ich zu beklagen.)

Unverschämt! murmelte der König, und sein zürnender Blick flog hinüber zu Voltaire, der da neben der Königin stand und sich lebhaft mit ihr unterhielt. Wir werden seinen Übermuth ein wenig dämpfen müssen, fuhr Friedrich lächelnd fort, indem er eine Karte nahm und rasch zu schreiben begann.

Wahrlich, in diesem Moment hätte sogar der strenge Herr Voltaire zufrieden sein müssen mit seinem königlichen Schüler, denn dies Mal machten die Reime ihm gar keine Schwierigkeiten. Nicht einen Augenblick stockte der Crayon und kein Fuß war zu lang, kein Reim hinderlich.

Als der König sein Gedicht vollendet hatte, steckte er die von Voltaire beschriebene Karte in seinen Busen und näherte sich mit der andern wieder der Prinzessin.

Wirklich, das Gedicht ist pikant, meine Schwester, sagte der König, Amalien die Karte darreichend. Lesen Sie es noch einmal leise und dann bitten Sie Voltaire, es der Gesellschaft vorzutragen.

Die Prinzessin blickte den König befremdet an. Dann las sie, und jetzt erhellte sich ihr schönes melancholisches Angesicht zu einem sanften Lächeln, und dem König freundlich zunickend, sagte sie leise:

Ich danke Ihnen, mein Bruder!

Geben Sie nun die Karte an Voltaire, und bitten Sie ihn, zu lesen, sagte der König.

Voltaire nahm mit einer tiefen Verbeugung die Karte, welche die Prinzessin ihm darreichte. Aber als er seine Augen auf dieselbe heftete, lächelte er nicht, wie die Prinzessin, sondern er erblaßte und preßte wüthend die Lippen aufeinander.

Lesen Sie doch, sagte der König.

Sire, ich bitte um Gnade, rief Voltaire, welcher schnell seine Fassung wieder gewonnen hatte. Das kleine Gedicht, welches ich da gemacht, ist schlecht und gar nicht der erhabenen Prinzessin würdig, an die ich es zu richten wagte. Aber Euere Majestät müssen gnädigst bedenken, daß der Moment es geboren hatte und also auch nur der Moment ihm seinen Werth verlieh. Wie ich es eben wieder las, fand ich, daß es fade, matt und trivial ist, und Euere Majestät werden daher nicht so grausam sein, mich dazu zu verurtheilen, dieses Gedicht vorzulesen, welches ich jetzt selbst schlecht und verdammungswürdig finde.

Oh, le coquin! murmelte der König, während Voltaire mit einer tiefen und ehrfurchtsvollen Verneigung die Karte in seine Rocktasche gleiten ließ. —

Als die Soirée beendet war und Voltaire in seine Gemächer zurückkehrte, schwand der freundliche Ausdruck,

den er bis jetzt so mühsam bewahrt, aus seinen Zügen, und seine Lippen, welche bis dahin so freundlich gelächelt, murmelten jetzt Worte der Verwünschung und des Zorns. Während er sonst noch mit Tripot zu plaudern pflegte, befahl er ihm jetzt, den silbernen Armleuchter auf seinen Schreibtisch zu setzen und dann sich zu entfernen.

Dann, als er allein war, zog er hastig die Karte hervor, und gleichsam, um sich zu überzeugen, daß das, was er da sah, wirklich Wahrheit und kein Traum sei, las er mit lauter, bald vor Wuth zitternder Stimme:

On remarque pour l'ordinaire
Qu'un songe est analogue à notre caractère.
Un héros peut rêver, qu'il a passé le Rhin,
Un chien, qu'il aboie à la lune,
Un joueur, qu'il a fait fortune,
Un voleur, qu'il a fait butin.
Mais que Voltaire, à l'aide d'un mensonge,
Ose se croire roi, lui, qui n'est qu'un faquin,
Ma foi! c'est abuser du songe.

(Ganz ohne Grund ist die Bemerkung nicht,
Daß dem Charakter auch der Traum entspricht.
Ein Held kann träumen, daß den Rhein er überschreitet,
Ein Hund, daß er zum Monde aufwärts bellt,

Ein Spieler, daß er sich gewinnt viel Geld,
Ein Räuber, daß er Schätze sich erbeutet.
Daß Voltaire aber, mittelst einer Lüge
Sich träumt als König, dieser eitle Geck,
Bei Gott! der Traum verdient wohl eine Rüge.)

Ah, ich bin also schon ein faquin! sagte Voltaire ingrimmig. So weit haben es meine Feinde also schon gebracht, daß der, den man vor einigen Wochen noch den Weisen seines Jahrhunderts, den Virgil Frankreichs nannte, jetzt weiter nichts ist, als ein faquin! Aber dies Mal habe ich diese Zurechtweisung verdient, und das gerade vermehrt noch meinen Zorn. Denn es zeigt mir, daß ich noch immer ein Stümper und ein gutmüthiger Narr bin. Warum war ich so wahnsinnig, diesen feierlichen Protestationen des Königs zu glauben, daß er sich niemals überheben, niemals mich den Herrn fühlen lassen werde. Kaum wage ich es, mich ihm gleich zu stellen, so schwingt er schon die Zuchtruthe, um den Sclaven in den Staub zu beugen. Ah, Voltaire ist nicht der Mann, der sich beugen läßt, und es wird ein Tag kommen, wo ich ihm den Ärger dieses Abends mit reichlichen Zinsen zurückgebe. — Aber jetzt ist es für heute genug des Ärgers und der Aufregung. Ich will schlafen, und

vielleicht entführt mich mein Traum von diesen kalten, erbärmlichen Ufern der Spree nach meinem schönen und glänzenden Paris!

Er rief Tripot und befahl ihm hinüberzugehen zu den Zimmern des Königs, und Fredersdorf zu melden, daß Voltaire sich sehr leidend fühle und nicht im Stande sei, den König mit seinem Gefolge morgen früh nach Potsdam zu begleiten, sondern um Entschuldigung bitten lasse.

Dann begab er sich zur Ruhe, und die Götter erhörten vielleicht sein Gebet und ließen ihn im Traume dieses schöne Paris sehen, wo die Marquise Pompadour herrschte und die frommen Priester gegen den Atheisten Voltaire predigten, dem der großmüthige König von Preußen ein Asyl gegeben. — Vielleicht auch sah er im Traum die Seigneurie seiner Zukunft, sein schönes Schloß Fernay am Genfer See, wo der Atheist Voltaire einen Tempel bauen ließ und ihn mit der stolzen Inschrift schmückte: Voltaire Deo erexit.

Gewiß wenigstens mußten es schöne und erquickende Träume sein, welche ihn umgaukelten, denn Voltaire lächelte im Schlafe und sein Gesicht, welches wachend so oft von kleinlichen und boshaften Leidenschaften entstellt ward, war jetzt von einer klaren und heitern Schönheit,

es war das Antlitz eines Dichters, welcher mit geschlossenen Augen in den heitern Himmel schaut.

Der Morgen kam und Voltaire schlief immer noch; selbst das Geräusch der im Schloßhof auffahrenden Equipagen und dann später ihr rasches Davonrollen erweckte ihn nur einen Augenblick. Er hüllte sich nur fester in sein weiches Lager, die weichen Eiderdaunen seines Kopfkissens schlugen über seinem Haupte zusammen und machten es ganz unsichtbar, und hielten jedes Geräusch von ihm fern, damit sein Schlaf durch kein Geräusch mehr gestört werde.

Tripot kam leise auf den Zehen hereingeschlichen und nahm den schwarzen Frack, um ihn wieder herüberzutragen zu seinem Freunde, dem Bedienten des Herrn Fromery, damit er diese Duodez-Ausgabe des gestrigen prachtvollen und großen Fracks wieder unbemerkt in seines Herrn Kleiderschrank hängen möge, — Voltaire hörte nichts, er schlief ruhig weiter.

Er schlief ruhig weiter, selbst als die Thür jetzt mit Geräusch geöffnet ward und ein junges Frauenzimmer mit frischen rothen Wangen und hellen Augen in sein Zimmer trat. Sie trug die einfache Kleidung der Schloßdienerinnen; ein zierliches weißes Häubchen verbarg ihr Haar, das vorn gescheitelt ihre Stirn umgab, eine weiße

Schürze mit einem großen Busenlatz war schonend über das einfache gestreifte Wollenkleid gelegt. Auf ihrem vollen bloßen Arm trug sie einen Haufen Linnenzeug, Betttücher und Bezüge, die sie jetzt achtlos auf den Boden warf und sich mit raschen Schritten dem Bett Voltaire's näherte, das, gleich den Staatsbetten der großen Könige, nicht an die Wand, sondern frei in das Zimmer hineingestellt war.

Voltaire schlief noch immer; das weiche Kopfkissen war so dicht über seinem Haupte zusammengeschlagen, daß er nichts hören und das Mädchen ihn gar nicht sehen konnte.

Sie war ganz arglos und unbefangen, die junge Verwalterin der königlichen Betten, sie glaubte ganz einfach, daß Herr von Voltaire, gleich den übrigen Herren, mit dem König nach Potsdam gefahren sei, und sie kam, um in diesem Zimmer zu thun, was sie in allen Zimmern gethan, nämlich die Bettlaken abzunehmen.

Mit raschem Griff faßten ihre kräftigen beiden Hände das unter dem Oberbett hervorschauende Betttuch, mit einem gewaltigen Ruck schnellte sie es empor; da ertönte ein lauter Schrei, und eine weiße Gestalt flog, aus dem Bett emporgeschnellt, mitten in das Zimmer hinein, wo

sie mit wilden Flüchen und drohend geballten Fäusten sich auf dem Teppich wälzte.

Die Wäscherin stieß einen gellenden Angstschrei aus und entfloh entsetzt aus dem Zimmer, und wäre die Gestalt und die Schlafmütze nicht von lichtem Weiß gewesen, so würde sie geschworen haben, daß es der Teufel in Person gewesen, welcher sich aus dem Bett des großen französischen Dichters hervorgewälzt habe. *)

---

*) Thiébault Vol. V. S. 281.

X.

Ein Liebesopfer.

Die Frist war abgelaufen. Diese vier Wochen, welche der König seiner Schwester bewilligt hatte, um mit ihrem Herzen zu Rathe zu gehen, sie waren jetzt zu Ende, und nichts war in dem Herzen der Prinzessin anders geworden; nur ihr Antlitz hatte sich verändert; sie konnte wohl ihre Blässe unter der Schminke und das schmerzliche Zucken ihrer Lippen unter einem Lächeln verbergen, aber sie konnte nicht verhindern, daß man sah, wie ihre Wangen täglich mehr einfielen, wie ihre Augen sich täglich mehr rötheten. Selbst der König hatte das gesehen, und ihr seinen Leibarzt Meckel geschickt, damit er ihre kranken Augen heile.

Prinzessin Amalie empfing diesen Abgesandten des Königs mit einem bittern eisigen Lächeln. Der König ist sehr gütig, sagte sie, aber ich bin nicht krank, ich leide gar nicht.

Aber, königliche Hoheit, Ihre Augen leiden, sagte der Arzt. Sie sind entzündet und matt. Erlauben Sie, daß ich dieselben untersuche.

Untersuchen Sie, da der König es befohlen hat, aber ich sage Ihnen im Voraus, Sie werden das Leiden nicht heilen können.

Der Geheimrath Meckel untersuchte die Augen mit sorgfältiger Genauigkeit und schüttelte bedenklich den Kopf.

Prinzessin, sagte er endlich leise und ehrfurchtsvoll, wenn Sie Ihren Augen keine Ruhe gönnen, wenn Sie die Nächte, statt zu schlafen, ruhelos in Ihren Zimmern umhergehen, und Ihre Augen immer wieder durch vieles Weinen erschöpfen, so kann das ein sehr schlimmes und trauriges Ende nehmen.

Sie meinen, daß ich erblinden könnte? fragte Amalie ruhig.

Der Arzt zuckte bedenklich die Achseln. Ich meine, daß Ihre Augen sehr krank sind, aber das ist kein acutes Leiden, sondern ihr ganzes Nervensystem ist krank und erschöpft und wir müssen auf dieses im Ganzen wirken, wenn wir wollen, daß die Augen genesen sollen.

Verschreiben Sie also Etwas, da Seine Majestät es befohlen hat, sagte Amalie kalt.

Ich werde Euerer Königlichen Hoheit ein Mittel verschreiben, aber dasselbe ist so starker und gefährlicher Art, daß man es nur mit der äußersten Vorsicht anwenden darf. Es ist eine aus scharfen Arzneimitteln zusammengesetzte Flüssigkeit, welche erwärmt werden muß, und deren Dämpfe Sie in Ihre Augen ziehen lassen. Aber Euere Hoheit müssen dabei sehr sorgsam und bedächtig zu Werke gehen. Die Substanzen dieser Mixtur sind so scharf und ätzend, daß ein zu nahes Einziehen der Dämpfe nicht bloß Ihre Augen, sondern Ihr ganzes Antlitz, ja Ihre Stimme gefährden kann. Sie müssen daher, während die Dämpfe aufsteigen, Ihren Mund fest geschlossen haben, und dürfen Ihre Augen dem Gefäß, in welchem die dampfende Masse sich befindet, niemals näher als acht bis zehn Zoll bringen. Werden Euere Königliche Hoheit die Gnade haben, das nicht zu vergessen, und danach zu handeln?

Ich werde es nicht vergessen, sagte Amalie, nur den ersten Theil der Frage beantwortend.

Der Arzt achtete nicht darauf. Er verschrieb sein Recept, und entfernte sich, nachdem er noch einmal die sorgfältigste Vorsicht bei der Anwendung des Mittels empfohlen hatte.

Das war am Tage vor dem Ablaufen der vom

König gesetzten Frist. Prinzessin Amalie, welche ganz ruhig, ganz resignirt schien, und selbst zu ihrem vertrauten Hoffräulein nicht mehr klagte, ließ es ruhig geschehen, daß man ihr am andern Morgen die dampfende Mixtur brachte, und während sie sich in der von dem Arzt befohlenen Entfernung darüber neigte, sagte sie lächelnd zu Ernestinen: ich muß wohl heute versuchen, meine Augen etwas glänzend zu machen, damit ich meinem Bruder gefalle, oder wenigstens nicht sofort seinen Unwillen errege.

Das Mittel schien in der That ein sehr wirksames zu sein, denn der Prinzessin Augen waren heute so strahlend und hell, wie seit lange nicht, und auf ihren Wangen brannte jenes dunkle glühende Incarnat, wie es ein starker und kühner Entschluß, ein energisches Wollen zuweilen auch auf blassen Gesichtern hervorruft.

Jetzt, Ernestine, komm, sagte sie. Begleite mich in mein Toilettenzimmer, und wache darüber, daß ich eine möglichst sorgsame Toilette habe. Mir ist, als sei das heute mein Hochzeitstag, als ginge ich hin, mich einem geliebten Freunde auf ewig zu verloben.

Möchten Sie das thun, Prinzessin, flehte Fräulein von Haake. Möchten Sie Ihr schönes und edles Herz

bezwingen, und den Wünschen des Königs folgend, dem König von Dänemark sich vermählen.

Amalie warf auf sie einen erstaunten und zürnenden Blick. Du weißt, sagte sie, daß Trenck meine Warnung erhalten und mir auf dieselbe geantwortet hat. Er wird keinerlei Einflüsterungen Gehör geben, er wird unter keinem Vorwand sich bewegen lassen, die Grenze der Staaten meines Bruders zu überschreiten, er wird selbst dann nicht kommen, wenn ihn dieser in Gnaden zurückrufen läßt. Ich kann also wegen seiner ganz außer Sorgen sein.

Und da Euere Hoheit das sein können, so sollten Sie auch jetzt ein wenig an Ihr eigenes Glück denken, Prinzessin. So sollten Sie versuchen, sich mit Ihrem Schicksal zu versöhnen, und in das Unabänderliche sich zu ergeben. Der König, und mit ihm die ganze, königliche Familie, ja, das ganze Land würde voll Freuden sein, wenn diese beabsichtigte Vermählung mit dem König von Dänemark zu Stande käme. Oh, sein Sie also weise, Prinzessin, thun Sie jetzt freiwillig und freudig, was Sie sonst gewiß gezwungen und ohne Dank thun müssen. Geben Sie Ihre Einwilligung, werden Sie Königin von Dänemark!

Ach, Du hast also niemals geliebt, und Du weißt

nicht, daß es ein Verbrechen ist, einen heiligen Eid, den man Gott geleistet hat, zu brechen! rief Amalie. Aber schweigen wir davon. Ich weiß, was ich zu thun habe, und ich werde es thun!

Und mit vollkommener Ruhe und Gelassenheit beendete die Prinzessin ihre Toilette, dann ging sie zu der großen Psyche, die in ihrem Boudoir stand, und betrachtete in derselben mit prüfendem Auge ihr eigenes Bild.

Ich denke, es ist nichts in meiner Erscheinung, welches den König verstimmen könnte, sagte sie. Ich habe hinlänglich Schminke auf meine Wangen gelegt, und Dank dem köstlichen Mittel des Arztes sind meine Augen heute so glänzend, als hätten sie niemals Thränen vergossen, und wenn ich mit einem solchen freundlichen vollen Lächeln zu meinem Bruder eintrete, wird er nicht sehen, daß meine Wangen eingefallen sind. Er wird also mit mir zufrieden sein, und dann vielleicht meinen Bitten Gehör geben.

Ernestine betrachtete sie mit traurigen, kummervollen Blicken. Sie sehen bleich aus, trotz Ihrer Schminke, sagte sie, und wenn Sie lächeln, so zerreißt Einem dies Lächeln das Herz, denn es ist darin ein Tönen und Klingen, wie von einer gesprungenen Saite.

Still! sagte Amalie mit zuckender Lippe, still, Ernestine.

Die Stunde ist gekommen! Ich gehe zum König. Siehst Du, der Zeiger der Uhr deutet auf zwölf, und gerade für diese Stunde habe ich bei dem König um eine Audienz nachsuchen lassen. Lebe wohl, Ernestine, und hörst Du, bete für mich.

Sie hüllte sich fest in ihren mit Zobel verbrämten Sammetüberwurf und durchschritt ruhig und stolz aufgerichtet ihre Gemächer und den langen Corridor, welcher von den Zimmern der Königin Mutter in den von dem König bewohnten Seitenflügel des Schlosses führte.

Der König empfing sie in seinem Bibliothekzimmer. Er kam ihr bis zur Thür entgegen, und reichte ihr mit einem freundlichen Lächeln seine beiden Hände dar.

Willkommen, Amalie, sagte er, tausendmal Willkommen, denn Ihr Hiersein beweist mir, daß Ihr Herz die Stärke gefunden hat, welche ich von ihm erwartete, und daß meine Schwester sich selber und ihren mädchenhaften Stolz wiedergefunden hat. Die Tochter der Hohenzollern kommt, um ihrem König zu sagen: „Der König von Dänemark wirbt um meine Hand. Ich gebe sie ihm, denn die Tochter meiner Väter darf niemals in die Tiefe, sondern in die Höhe blicken, und wenn da für mich kein Myrtenkranz, sondern nur eine Krone glänzt, so will ich die Krone nehmen, denn Gott hat mein Haupt stark ge-

macht und gesegnet, damit es eine Krone tragen könne. Da ich keine beglückte Schäferin sein darf, so will ich eine beglückende Königin sein." Das ist es, was Sie dem König sagen wollen. Aber Sie sind auch gekommen, um zu Ihrem Bruder zu sagen: „mein Bruder, ich bin bereit Deinen Wunsch zu erfüllen, denn ich weiß, daß Du keine egoistischen Absichten, keine ehrgeizigen Pläne damit verbindest. Ich weiß, daß Du nur mein Glück und meine Wohlfahrt im Auge hattest, daß Du mich erretten wolltest von Unglück, Erniedrigung und Schmach, daß Du vor den Irrthümern und Schwächen meines eigenen Herzens mich bewahren wolltest. Ich erfülle also Deinen Wunsch, mein Bruder, ich will Königin von Dänemark werden." Nun, fuhr der König nach einer Pause mit tiefbewegter Stimme fort: Nun, Amalie, habe ich nicht richtig errathen? Ist es nicht deshalb, daß Du gekommen bist?

Nein, mein Bruder, nein, rief Amalie mit wild hervorstürzenden Thränen, nein, ich bin gekommen, Ihr Mitleid, Ihr Erbarmen anzuflehen. Und ganz außer sich, ganz voll Leidenschaft und Schmerz auf ihre Kniee niederstürzend hob sie flehend ihre Arme zu dem König empor. Gnade, mein Bruder, Gnade! Oh, schonen Sie meines gemarterten Herzens, lassen Sie mir wenigstens die Frei-

heit zu klagen, und unglücklich zu sein. Wollen Sie mich nicht an Dänemark verheirathen!

Der König trat einen Schritt zurück, und seine Stirn verfinsterte sich. Aber er bezwang seinen Unmuth schnell, und näherte sich seiner Schwester mit einem gütigen Lächeln, um sie sanft aufzurichten und zu dem Divan zu führen.

Kommen Sie, Amalie, sagte er. Es ziemt Ihnen nicht, vor einem Menschen auf den Knieen zu liegen, nur vor Gott dürfen Sie knieen. Setzen wir uns hieher, und nun lassen Sie uns miteinander sprechen, wie es zwei Geschwistern geziemt, welche sich lieben und sich verständigen wollen.

Ich bin zu Allem bereit, ich werde mich in Alles fügen, murmelte Amalie, nur sein Sie gnädig, nur zwingen Sie mich nicht, mich an Dänemark zu verheirathen.

Ah, sehen Sie nur, wie richtig Sie, obwohl Sie mir widerstreben, Ihre Stellung begriffen haben, sagte der König milde. Sie sprechen von Ihrer Verheirathung an Dänemark. Ihre ganze erhabene und große Bestimmung ruht in diesem Wort. Eine Prinzessin, wenn sie sich vermählt, heirathet nicht einen Mann, sondern ein ganzes Volk, und nicht einen Mann, sondern ein ganzes Volk soll sie glücklich machen. Da sind die Weinenden, deren Thränen sie trocknen, die Armen, deren

Hunger sie stillen, die Unglücklichen, denen sie Hülfe bringen, die Kranken, mit denen sie beten soll. Da ist ein ganzes Volk, welches ihr entgegenjauchzt, welches seine Hände zu ihr ausstreckt, und zu ihr um das fleht, mit welchem Gott auch das Herz einer Königin gesegnet hat, weil sie ein Weib ist, — um Liebe. Oh, meine Schwester, das ist wohl eine große und schöne Bestimmung, welche das Schicksal Ihnen vorbehalten hat: nicht einen Einzelnen nur, sondern Tausende zu beglücken, als der hülfreiche, vermittelnde und lächelnde Engel an der Seite eines Königs zu stehen, das vermittelnde Band der Liebe zu sein zwischen einem König und seinem Volk. Wahrlich, eine solche Bestimmung ist es wohl werth, daß man ihr seine eigenen kleinlichen Wünsche, sein ganz persönliches, egoistisches Glück opfere.

Ich habe kein Glück mehr zu opfern, seufzte Amalie, denn ich habe kein Glück, und ich verlange es auch nicht. Aber ich will wenigstens das Recht haben, meinem Gram zu leben, und mir selber treu zu sein.

Treu Sich selber ist nur Derjenige, welcher seine Pflicht thut, rief der König. Treu Sich selber ist, wer sich selbst bezwingt, und wenn er nicht glücklich sein kann, wenigstens sich bemüht, glücklich zu machen. Und dieses „Glücklichmachen" das ist die edle Bestimmung der Frau,

darin soll ihr Egoismus aufgehen und ihr Herz, darin soll sie ihren Trost, ihre Stärke und ihren Frieden finden. Und wer, meine Schwester, kann denn von sich sagen, daß er glücklich sei? Unser Leben besteht aus unerfüllten Wünschen, aus vergeblichen Hoffnungen, aus vernichteten Idealen, aus verlorenen Illusionen. Sieh mich an, Amalie. Bin ich denn Jemals glücklich gewesen? Glaubst Du, daß es Jemals einen Tag gegeben hat, den ich noch einmal durchleben möchte? Habe ich nicht von frühester Jugend auf das Unglück, die Entsagung, den Schmerz kennen gelernt. Sind nicht alle Blüthen meines Lebens gebrochen worden? Bin ich nicht ein Sclave meiner Größe gewesen, ein gefesselter Mensch, wo ich ein stolzer König zu sein schien? Oh, ich will Dir nicht erzählen, was Alles ich gelitten habe, wie man allgemach mein Herz zertreten und zerpflückt hat, ich will Dir nur sagen, daß ich dennoch niemals gewünscht habe, etwas Anderes zu sein, als was ich bin, daß ich stets meinem Schicksal gedankt habe, auf einem Thron, und nicht in einer Hütte geboren zu sein. Denn, meine Schwester, ein erhabenes Unglück ist immer besser und herrlicher, als ein kleines und gemeines Glück, und das Haupt voll Wunden zu haben, weil die Krone zu schwer auf unsern Scheitel preßt, ist immer noch ein

glänzenderes Loos, als unter den schmutzigen Füßen der Gemeinheit und Alltäglichkeit sein Leben auszuhauchen, um in ein dunkles und unbekanntes Grab zu sinken. Gott, welcher uns vielleicht die Liebe versagte, er gab uns dafür den Ruhm, und wenn wir das Glück nicht besitzen, so besitzen wir dafür die Macht.

Ach, mein Bruder, rief Amalie schmerzlich, das sind die Ansichten eines Königs und eines Mannes. Ich bin nur ein armes schwaches Weib, und für mich giebt es keinen Ruhm und keine Macht.

Auch Isabella von Spanien, auch Elisabeth von England waren nur Weiber, und doch leuchtet ihr Ruhm durch Jahrhunderte!

Aber sie waren selbstständige Königinnen, während ich niemals etwas Anderes sein kann, als die Gemahlin eines Königs. Oh, mein Bruder, lassen Sie mich niemals etwas Anderes sein, als die Schwester eines Königs. Wollen Sie an meinem Schicksal nichts ändern und wechseln, möge Alles bleiben wie es ist. Das ist Alles, was ich heute noch erflehen will. Ich habe ja mein Herz getödtet und jedem Wunsche entsagt, lassen Sie es damit genug sein, mein Bruder, fordern Sie nicht das Übermenschliche von mir.

Der König sprang empor, und seine Augen glühten

jetzt im Feuer des Zorns. Es ist also Alles vergeblich, sagte er mit gewaltiger Stimme. Sie wollen weder der Bitte, noch der Vernunft Gehör geben?

Oh Sire, Erbarmen! Ich kann mich nicht an den König von Dänemak vermählen!

Sie können nicht? rief der König. Was bedeutet das?

Das bedeutet, daß ich geschworen habe, niemals eines Andern Weib zu werden, als das Weib dessen, den ich liebe. Das bedeutet, daß ich geschworen habe, unvermählt zu sterben, wenn ich nicht mit meinem Geliebten vor den Altar treten kann.

Sie werden diesen thörichten Schwur nicht erfüllen können, rief der König drohend. Sie werden sich vermählen, ich der König befehle es Ihnen.

Thun Sie es nicht, mein Bruder, rief Amalie stolz, befehlen Sie nicht, denn Sie stehen hier an den äußersten Grenzen Ihrer Macht, und Sie könnten leicht erfahren, daß auch ein König ohnmächtig ist dem festen Menschenwillen gegenüber.

Ah, Sie wollen mir drohen?

Nein, ich will nur zu Ihnen bitten, nur zu Ihrem Herzen flehen um Erbarmen! Oh, mein König und mein Bruder, haben Sie Mitleid. Ich umklammere

Ihre Kniee, und ich bete zu Ihnen, wie man zu Gott betet: Erbarme Dich meiner Qual, lindere meine Schmerzen! Ich bin ein armes, schwaches Weib, erbarme Dich! Mein Herz blutet aus tausend Wunden, tröste es. Ich bin einsam und allein, verlassen von allen Menschen, sei Du mit mir und schütze mich. O, mein Bruder, mein Bruder, es ist mein Leben, meine Jugend, meine Zukunft, welche zu Dir fleht: Erbarmen, Gnade! Treibe mich nicht auf das Aeußerste: Sei gnädig, wie es Gott ist. Zwinge mich nicht zu einer Empörung gegen Gott, gegen die Natur und gegen meine eigene Menschenwürde. Lassen Sie mich nicht eine unnatürliche Tochter, eine undankbare Schwester, eine ungehorsame Unterthanin werden. Mein Gott, mein Gott, lassen Sie Ihr Herz rühren. Ich kann den König von Dänemark nicht heirathen, sagen Sie nicht, daß ich es soll!

Und wenn ich es dennoch thäte, wenn ich kraft meiner Autorität als Ihr Bruder und Ihr König Ihnen befehle meinen Willen zu thun?

So werde ich vielleicht sterben, aber Ihren Befehlen keine Folge leisten, sagte sie, sich langsam von ihren Knieen aufrichtend und den zornigen Blicken des Königs mit stolzem ruhigem Anschauen begegnend. Sie haben meinem Flehen kein Gehör geben wollen, nun wohl, ich

flehe nicht mehr. Aber ich schwöre Ihnen, und Gott hört meinen Schwur: „Ich werde mich niemals vermählen.“ Jetzt, mein König, jetzt versuchen Sie, wie weit Ihre Macht reicht, und was Sie vermögen gegen ein Weib, welches sein Herz auflehnt gegen die Tyrannei ihres Schicksals. Ah, Sie können ein Heer in die Schlacht führen, Sie können Provinzen erobern und Throne wanken machen, aber Sie können ein Weib nicht zwingen, zu thun, was sie nicht mag, Sie können meinen Willen nicht brechen, und ich wiederhole meinen Schwur: Ich werde mich niemals vermählen!

Ein Ausruf des Zornes drang von den Lippen des Königs, und mit einer heftigen Bewegung vorwärts schreitend faßte er mit seinen beiden Händen die Arme der Prinzessin. Dann aber, gleichsam beschämt über seine eigene Heftigkeit, ließ er sie wieder los und trat zurück. — Sein Antlitz, welches vorher so glühend und erregt gewesen, nahm jetzt einen kalten und eisigen Ausdruck an, und auf seinen Lippen zeigte sich jetzt dieser strenge ironische Zug, den er nur in den Momenten der höchsten Erbitterung, der zornigsten Spannung anzunehmen pflegte.

Madame, sagte er, Sie werden Sich dem Könige von Dänemark vermählen. Das ist mein unabänderlicher Wille, mein unwiderruflicher Befehl. Die Trauerzeit

um seine verstorbene Gemahlin ist abgelaufen, und der König von Dänemark hat durch einen besondern Gesandten die Bitte um Ihre Hand erneuern und wiederholen lassen. Ich werde den Herrn Gesandten morgen in feierlicher Audienz empfangen, und ihm sagen, daß ich bereit bin dem König von Dänemark die Hand meiner Schwester zu bewilligen. Sie werden also morgen die Braut, in vier Wochen die Gemahlin des Königs von Dänemark sein.

Und wenn ich Ihnen wiederhole, daß ich nicht will?

Madame, wenn der König gesprochen hat, giebt es Niemand in seinem Reich, der da sagen kann: ich will nicht! — Leben Sie wohl! Auf morgen also!

Er nickte leicht mit dem Kopf, und ging in das anstoßende Gemach, dessen Thür er hinter sich verschloß.

Amalie seufzte tief auf, und wandte sich der Thür zu, um wieder in ihre Gemächer zurückzukehren. Langsam und ruhig wie sie gekommen schritt sie wieder durch die Corridore und Zimmer dahin, mit einem sanften Lächeln ging sie an ihrem Hoffräulein vorüber, die mit hochklopfendem Herzen sie im ersten Vorzimmer erwartet hatte. Als Ernestine ihr in ihr Boudoir folgen wollte, winkte sie ihr zurück zu bleiben, indem sie sie zugleich mit einem Blick unendlicher Liebe ansah.

Aber als sie jetzt die Thür ihres Boudoirs hinter sich geschlossen hatte, als sie allein war, da drang ein wilder, schriller Angstschrei von ihren Lippen, und mit einer verzweiflungsvollen Bewegung ihre Arme zum Himmel emporschleudernd, sank sie wie zerbrochen auf den Fußboden hin.

Wie lange sie so gelegen? Welche Martern und Qualen ihr Herz in diesen Stunden des Alleinseins mit Gott erduldet, wer kann das wissen und ermessen?

Der Abend dunkelte schon, als Prinzessin Amalie die Thür ihres Kabinets öffnete und ihre Freundin, Fräulein von Haak, welche lange schon weinend und verzweifelnd um Einlaß gefleht hatte, mit sanfter Stimme bat, zu ihr einzutreten.

Oh, Prinzessin, theure, geliebte Prinzessin, sagte Fräulein von Haak weinend, die Hand Amaliens an ihre Lippen drückend. Gelobt sei Gott, daß Sie mir erlauben, Sie wieder zu sehen. Mein Herz ist fast vergangen vor Angst um Sie!

Armes Kind, sagte Amalie sanft, armes Kind, Du glaubtest, ich würde mich tödten, nicht wahr? Nein, Ernestine, ich werde leben, denn eine finstere und traurige Ahnung sagt mir, daß ein Tag kommen wird, wo Trenck meiner bedarf, wo ihm mein Leben, meine Hülfe und

mein Beistand nöthig ist. Ich werde also die Kraft haben zu leben und diesen Tag zu erwarten. Das ist Alles, was ich Dir zu sagen vermag. Laß uns nicht mehr davon sprechen.

Und mit ruhiger Gelassenheit begann sie jetzt von gleichgültigen Dingen zu sprechen, freundlich eingehend auf Alles, was Ernestine ihr erzählte. Nur war eine gewisse Feierlichkeit in ihren Bewegungen, in ihrem Lächeln, in jedem Wort, welches sie sprach, nur blickten ihre Augen zuweilen mit einem unaussprechlichen Ausdruck zum Himmel und ein banger, angstvoller Seufzer zitterte von ihren Lippen.

Endlich waren diese langen, trüben Abendstunden überwunden, endlich war die Nacht da. Prinzessin Amalie durfte ihre Damen entlassen und allein bleiben. Ihre Kammerfrau brachte die Spiritusflamme, auf welcher das Gefäß mit der dampfenden Mixtur für der Prinzessin Augen stand. — Amalie hieß sie dasselbe hinzustellen und ruhig schlafen zu gehen. Sie wolle sich selbst entkleiden, und bevor sie die Arzenei gebrauche, noch etwas lesen.

Dann umarmte sie Fräulein von Haak und hieß auch sie sich zur Ruhe begeben.

Sie haben mir Ihr Wort gegeben, flüsterte Ernestine leise, Sie werden leben?

Ich werde leben, denn Trenck wird meiner eines Tages bedürfen! Gute Nacht!

Sie küßte Ernestine auf die Stirn und blickte ihr lächelnd nach, bis die Thür sich hinter ihr schloß. Dann schob sie rasch den Riegel vor, und das Gemach durchschreitend, ging sie zu dem großen Spiegel hin, der ihr hell und deutlich ihr eigenes Bild wiedergab.

Mit einem seltsamen Ausdruck betrachtete sie ihre eigene schöne, jugendvolle, reizende Erscheinung, und leise flüsterten ihre Lippen:

Lebe wohl! Du, welche Trenck geliebt hat, lebe wohl!

Sie grüßte mit einem matten Lächeln ihr Spiegelbild und dann ging sie mit festem Schritt zu dem Tisch hin, auf welchem diese Mixtur brodelte und zischte und ihre gefährlichen Dämpfe emporwirbelte.

Am andern Morgen vernahm man aus dem Schlafzimmer der Prinzessin lautes Schreien und Jammern. — Das waren die Kammerfrauen, welche gekommen waren, die Prinzessin anzukleiden, und welche sie mit entstelltem Gesicht, mit blutunterlaufenen Augen, die geschwollen und starr aus ihren Höhlen hervorzuquellen schienen, auf ihrem Lager fanden.

Man lief nach dem Arzt, nach der Königin, nach dem König selbst. Alles war Verwirrung, Aufregung und Angst.

Ernestine von Haak knieete weinend vor dem Bett der Prinzessin und flehte, ihr zu sagen, welch' ein furchtbarer Zufall das sei und wodurch ihr Antlitz so entstellt sei.

Aber Prinzessin Amalie vermochte nicht zu antworten. Ihre Lippen waren krampfhaft aufeinander gepreßt, sie konnte nur einzelne unarticulirte Laute stammeln.

Endlich kam der Geheimrath Meckel, und wie er dieses geröthete und verschwollene Gesicht, diese aus ihren Höhlen hervortretenden Augen gewahrte, und dann das auf dem Tisch stehende Gefäß mit der jetzt erkalteten Mixtur, drückten seine Mienen Entsetzen und Kummer aus.

Ah, die Unglückliche, murmelte er, sie hat meiner Warnungen nicht geachtet. Sie ist den Dämpfen zu nahe gekommen, und sie sind nicht bloß in ihre Augen, sondern auch in ihre Luftröhre eingedrungen. Sie wird viel zu leiden haben und niemals ganz genesen.

Amalie hatte diese an Fräulein von Haak gerichteten Worte verstanden, und ein schauerliches, wildes Lächeln verzerrte ihre blutigen, hautlosen Lippen.

Aber sie wird doch genesen? fragte das Hoffräulein angstvoll.

Sie wird genesen, aber ihre Augen werden immer entstellt bleiben und auch ihre Stimme wird für immer gelitten haben. Ich eile jetzt selbst in die Apotheke, um lindernde Umschläge, besänftigende Mixturen bereiten zu lassen, und werde dann zurückkommen, die Umschläge selbst anzulegen.

Der Arzt entfernte sich, aber jetzt öffnete sich eine andere Thür und der König trat ein.

Mit heftig erregtem Gesicht, mit hastigen Schritten näherte er sich dem Bett der Prinzessin, dann, als er dieses verschwollene, entstellte Antlitz, diese fürchterlichen Augen sah, stieß er einen Ausruf des Entsetzens aus und neigte sich über seine Schwester hin.

Ihre großen, blutunterlaufenen Augen blickten starr zu ihm empor. Sie versuchte die Lippen zu öffnen, sie wollte sprechen, aber nur ein dumpfer, hohler Laut preßte sich aus ihren Lippen hervor.

Nun richtete sie sich mit gewaltiger Kraftanstrengung ein wenig empor und fuhr mit der Hand über die weiße Wandfläche neben ihrem Bett hin.

Sie will schreiben, sagte der König, sie will vielleicht die Ursache ihres Leidens bezeichnen. Geben Sie etwas

her, das Nächste, Beste. Eine Kohle dort aus dem Kamin!

Fräulein von Haak brachte ihr eine der schwarzen Kohlen, und nun schrieb Amalie mit zuckender Hand, langsam und dumpf ächzend, mit großen unregelmäßigen Buchstaben diese Worte an die Wand:

„Jetzt werde ich den König von Dänemark nicht heirathen! Jetzt werde ich mich nie vermählen!“

Dann sank sie mit einem dumpfen Lachen, das ihre gespannten und verschwollenen Züge auf eine grausige Weise entstellte, in ihre Kissen zurück.

Der König aber war auf einen Stuhl neben ihrem Bette niedergesunken, und seine beiden Hände vor sein Antlitz schlagend, überließ er sich ganz seinem tiefen Schmerz. Er hatte jetzt Alles begriffen, Alles verstanden. Er wußte, daß sie freiwillig ihr Antlitz so entstellt, daß sie ihrer Liebe ihre Schönheit geopfert hatte. Darum also hatte sie so flehentlich gebeten, darum hatte sie um Mitleid gejammert, Mitleid mit ihrer Jugend, ihrer Zukunft, ihrem Lebensglück. Der Liebe und Treue hatte sie sich geopfert, muthiger und größer in ihrer Liebe, wie Julia selbst, hatte sie sich nicht den Tod gegeben, sondern

sich nur entstellt, nur ihren Körper vernichtet, um ihr Herz in Treue und Liebe ihrem Geliebten zu bewahren.

Das Alles wußte und verstand der König jetzt, und eine tiefe, unermeßliche Trauer um dieses in ihrer Liebe so starke und gewaltige junge Weib kam über ihn. Er neigte sein Haupt tiefer in seine Hände und weinte bitterlich. *)

---

*) Um nicht von meinen Lesern, was diese Entstellung der Prinzessin anbelangt, einer willkürlichen Romanerfindung beschuldigt zu werden, führe ich hier aus dem Werke Thiébault's, der zwanzig Jahre am Hofe des Königs lebte, und daher oft Gelegenheit hatte, die Prinzessin zu sehen, die auf dieselbe bezügliche Stelle an:

La partie de l'histoire de la princesse Amélie qui a été la moins connue, et sur laquelle le public a flotté entre des opinions plus diverses et moins admissibles, c'est la cause de ses infirmités. Heureusement constituée sans être bien grande, elle n'aurait pas dû avoir à les craindre, même dans un âge très avancé, et elle en a été atteinte bien avant l'âge, qui peut les faire craindre: encore ne les a-t-elle pas eues partiellement; elle en a été spontanément accablée. Il n'est pas douteux, qu'elle ne les ait cherchées: j'en donnerai pour preuve un fait qui est certain. A une époque, où elle avait les yeux enflammés, Mr. Meckel, qui était son médecin, lui ordonna une composition liquide, qu'il fallait faire chauffer, pour en faire parvenir la vapeur jusqu'aux yeux, mais en tenant ce liquide au moins à sept ou huit pouces de distance: il lui recommanda bien de ne pas l'approcher davantage; et cependant, dès qu'elle eut cette composition, elle s'empressa de s'en frotter les yeux, ce qui produisit un si funeste effet, qu'elle courut

le plus grand danger de devenir aveugle, et que depuis elle a toujours eu les yeux à moitié sortis de leurs orbites, et aussi hideux, qu'ils avoient été beaux jusque là. Frédéric à qui on n'osa pas dire combien la princesse avait de part à cet accident, n'a j'amais eu depuis qu'une aversion très marquée et un vrai mépris pour Mr. Meckel, que la princesse fut obligée de quitter, et qui n'en était pas moins un des meilleurs médecins de Berlin, et un des plus célèbres anatomistes de l'Europe.

Une autre infirmité plus étonnante encore, c'est que cette princesse perdit presque totalement la voix, aussi de sa faute, à ce que l'on a prétendu: il lui était difficile de parler, et très pénible aux autres de l'entendre: sa voix n'était plus qu'un son rauque, sourd et sépulcral, semblable à celui que forme une personne, qui fait effort pour dire, comme à voix basse, qu'elle étrangle.

Je ne parlerai pas de sa tête chancelante et se soutenante à peine, de ses jambes pour lesquelles son corps appauvri était un poids si lourd, de ses bras et de ses mains plus d'à moitié paralysés; mais quels puissants motifs ont pu amener cette belle et aimable princesse à se faire elle même un sort aussi triste? quelle philosophie a pu lui donner assez de force pour le supporter et ne pas s'en plaindre? Quelle énergie tous ces faits ne prouvent-ils pas? (Thiébault Vol. II. p. 287—89.)

XI.

Barbarina.

Der Besuch, welchen die stolze Frau Groß-Kanzlerin der stolzen Tänzerin gemacht, hatte für Barbarina's unschlüssiges und zauderndes Herz eine endliche Entscheidung herbeigeführt. Dieses Herz, welches weder von dem Flehen des Herrn von Cocceji, noch von seinen eigenen Wünschen bezwungen werden konnte, es war von dem Stolz der Frau Groß-Kanzlerin zu einem Entschluß getrieben worden, und dieselbe hatte daher gerade das Gegentheil von dem erreicht, was sie beabsichtigte.

Sie war gekommen, um Barbarina zu beweisen, daß sie niemals daran denken könne, die Gemahlin ihres Sohnes zu werden, und sie hatte durch ihr hochfahrendes und beleidigendes Wesen Barbarina so sehr gereizt, daß sie jetzt aus Rache thun wollte, was sie früher der Liebe verweigert hatte. Sie wollte die Gemahlin des jungen Herrn von Cocceji werden, und da sie in ihrem

glühenden Zorn das der stolzen Frau Groß-Kanzlerin in's Gesicht geschworen hatte, so verlangte nun auch ihr Stolz und ihre Ehre, daß sie ihren Schwur erfülle.

Von beiden Seiten also begann jetzt ein lebhafter Kampf, von beiden Seiten wurde er mit gleicher Erbitterung, gleicher Energie geführt.

Der Herr Groß-Kanzler mochte immerhin seinem Sohn mit seinem Fluch drohen und ihn feierlich vor Gericht enterben, sein Sohn liebte deshalb die Barbarina nicht weniger glühend, und als seine Mutter zu ihm in schmähenden und anklagenden Worten über die schöne Tänzerin sprach, erwiderte er mit höflichem Ton, aber mit fester Entschiedenheit: daß er sich solche Sprache über eine Dame, welche bald seine Gemahlin sein werde, entschieden verbitten müsse.

Die Frau Groß-Kanzlerin war außer sich vor Entsetzen, und jetzt gelang es ihren Überredungskünsten und ihren Bitten, ihren Gemahl zu bewegen, daß er zu dem letzten und für die äußerste Gefahr aufbewahrten Mittel seine Zuflucht nahm, zu diesem Verhaftsbefehl nämlich, den der König seinem Groß-Kanzler gegeben hatte, und kraft dessen er seinen Sohn den Zauberbanden der Ariadne entführen und ihn auf das Schloß Alt-Landsberg bringen konnte.

Man machte also von diesem Verhaftsbefehl Gebrauch; eines Tages erschien der Herr Geheimrath von Cocceji nicht wie sonst auf dem Kammergericht, und Niemand wußte, wohin er gegangen war. Seine Diener sagten indeß aus, daß mitten in der Nacht eine Kutsche vor seiner Wohnung angefahren sei, daß der General von Haak mit zwei Soldaten in das Haus gekommen und sich zu dem Herrn von Cocceji in das Zimmer begeben habe, bei dem er längere Zeit geblieben sei. Dann war der General in Begleitung des Geheimraths wieder erschienen und mit demselben in die bereitstehende Kutsche gestiegen.

Beim Einsteigen aber hatte Herr von Cocceji Gelegenheit gefunden, seinem vertrauten Diener ein Stückchen Papier in die Hand zu drücken und ihm zuzuflüstern: schnell an die Signora.

Dieses Papier, welches der treue Diener sofort der Signora Barbarina brachte, enthielt nur diese Worte: Man verhaftet mich. Treffen Sie alle nöthigen Vorkehrungen und erwarten Sie mich täglich. Sobald ich wieder frei bin, wird unsere Trauung sein.

Und Barbarina traf ihre Vorkehrungen; sie unternahm öfters kleine Reisen, welche sie mehrere Tage von Berlin fern hielten, und in Berlin kaufte sie sich ein

schönes und prachtvolles Haus, vielleicht nur, um der Frau Groß-Kanzlerin zu beweisen, daß sie gar nicht gesonnen sei, Berlin zu verlassen und nach Italien zurückzukehren.

So vergingen einige Monate. Der König, welcher die Bitte des Groß-Kanzlers bewilligt und seinen Sohn hatte verhaften lassen, der König konnte indeß nicht darein willigen, daß man einen seiner Unterthanen, seiner Beamten in längerer Gefangenschaft hielt, während man ihn vor keinen Richter stellen konnte, weil er durchaus weder gegen den König, noch gegen die Gesetze sich versündigt hatte, weil man ihn keines andern Verbrechens zeihen konnte, als daß er das Weib, welches er liebte, auch heirathen wollte.

Man mußte sich also wohl entschließen, den Geheimrath von Cocceji wieder von dem Schlosse Landsberg zu entlassen.

Er kehrte wieder nach Berlin zurück, und sein erster Gang war nicht zu seinen Ältern, sondern zur Barbarina, welche jetzt in ihrem neuen Hause in der Behrenstraße wohnte.

Einige Stunden später hielt ein Wagen vor der Thür ihres Hauses, und Barbarina mit ihrer Schwester kamen

in Begleitung des Herrn von Cocceji, um den Wagen zu besteigen, welcher rasch von dannen fuhr.

Wohin waren sie gefahren? Niemand wußte das. Selbst die Spione der Frau Groß-Kanzlerin, welche beständig das Haus der Tänzerin umlagerten, konnten das von der zurückgebliebenen Dienerschaft nicht erfahren. Aber nach einigen Tagen brachten sie ihr die Nachricht, daß die Barbarina zurückgekehrt sei, daß der Geheimrath von Cocceji mit ihr in ihrem schönen neuen Hause wohne und daß die Dienerschaft von dem Herrn von Cocceji den Befehl erhalten, die Signora jetzt „Frau Geheimräthin" zu nennen, da sie jetzt seine angetraute Gemahlin sei.

Die Frau Groß-Kanzlerin lachte verächtlich dazu und hielt das nur für einen Theatercoup. Aber plötzlich hielt eine Equipage vor ihrem Hause, und als die Frau Groß-Kanzlerin ein wenig neugierig selber an das Fenster trat, sah sie, daß der Kutscher und der Bediente eine sehr schöne von Gold strotzende Livrée trugen und daß aus dem Schlag dieser glänzenden Kutsche, die mit dem Wappen der Cocceji geziert war, die Signora Barbarina hervorschaute.

Entsetzt trat sie vom Fenster zurück. Da kam der

Bediente mit einer Karte herein, die er der Frau Groß-Kanzlerin ehrfurchtsvoll überreichte.

Ich bin nicht zu Hause, ich nehme keinen Besuch an, schrie die Frau Groß-Kanzlerin, nachdem sie die Karte angeschaut hatte.

Der Diener eilte von dannen und gleich darauf hörte man auf der Straße das Davonrollen des Wagens.

Es ist also doch wahr und sie hat gesiegt, ächzte die Frau Groß-Kanzlerin, immer noch die Karte anstarrend, welche nichts als die lakonischen Worte enthielt: Monsieur de Cocceji, Madame de Cocceji, née Barbarina. p. f. v.

Aber sie soll nicht siegen, ich werde es nimmermehr dulden, daß Barbarina meine Schwiegertochter genannt werden kann, rief die stolze Frau dann wieder mit neuem Muth. Diese Verbindung muß rückgängig gemacht werden, diese Ehe ist ungültig, denn sie ist gegen die Gesetze des Landes, Barbarina ist eine Bürgerliche, und kein Adlicher darf ohne die Einwilligung des Königs sich einer Bürgerlichen vermählen. Ich werde mich also dem König zu Füßen werfen und er wird diese Ehe lösen!

Und der König war in der That erzürnt und ganz geneigt, dem Flehen des Groß-Kanzlers und seiner Ge-

mahlin nachzugeben. Er hatte erst vor Kurzem an die katholische Geistlichkeit in Berlin den strengen Befehl erlassen, keine Ehe ohne vorheriges Aufgebot und ohne gehörige Legitimationen einzusegnen, und es reizte daher seinen Zorn, daß diese es dennoch vielleicht gewagt, seinen Befehlen zu widerstreben und heimlich und in der Stille den Herrn von Cocceji mit der Barbarina zu trauen.

Das war es, was den Zorn des Königs erregte und weshalb er dem Kabinetsminister von Uhden den schriftlichen Befehl ertheilte, genau nachzuforschen, mit welchem Recht die Tänzerin Barbarina es wagen könne, sich Frau von Cocceji zu nennen, und wenn sie dazu berechtigt sei, zu ermitteln, welcher Priester die Trauung vorgenommen habe, da Seine Majestät beschlossen, denselben wegen seines Ungehorsams strenge zu bestrafen.

Der Minister von Uhden, ein persönlicher Freund des Groß-Kanzlers, war sehr bereit, diese Angelegenheit mit aller Strenge zu verfolgen, und sandte an die Barbarina den Befehl, am nächsten Tage zu ihm zu kommen, weil er im Auftrage des Königs sie gerichtlich zu vernehmen habe. *)

*) L. Schneider. Geschichte d. Berliner Oper. Beilagen S. 12.

Als Barbarina dieses lakonische Amtsschreiben erhielt, blickte sie lange stumm und schweigend vor sich nieder und ein tiefer Schmerz sprach aus ihren Zügen.

Und was wirst Du thun, Schwester? fragte Marietta.

Ich werde zum König gehen, sagte Barbarina, aus tiefem Sinnen erwachend.

Zum König, rief Marietta entsetzt.

Ja, Schwester, zum König. Ich will wissen, warum er mich haßt.

Aber der König ist heute nach Potsdam gefahren.

So werde ich nach Potsdam fahren. Befiehl, daß der Kutscher anspannt, und auf der Post Relaipferde bestellt. In einer Viertelstunde will ich fahren.

Und was soll ich Deinem Gemahl sagen, wenn er vom Kammergericht heimkehrt?

Barbarina sah ihr mit stolzen festen Blicken in die Augen. Sage ihm, daß die Frau von Cocceji sich nach Potsdam begeben hat, um dem König persönlich ihre Verheirathung anzuzeigen, und um seine Anerkennung derselben zu bitten.

Barbarina, flüsterte ihre Schwester leise, noch Eins. Dein Gemahl ist traurig und verzagt. Er hat mich zu seiner Vertrauten gemacht. Er sagt, Du habest ihn ge-

heirathet nicht aus Liebe, sondern aus Depit, und im Grunde Deines Herzens liebtest Du ihn nicht.

Ich werde es lernen, denn ich will es, sagte Barbarina traurig. Oh, ich habe einen starken Willen, und mein Herz soll mir schon gehorchen müssen.

Sie lächelte, als sie das sagte, aber es war ein trauriges und schmerzvolles Lächeln, welches ihrer Schwester Thränen in die Augen trieb.

Der König war allein in seinem Studirzimmer im königlichen Schlosse zu Potsdam. Er saß an seinem Schreibtisch, und war eifrig mit Schreiben beschäftigt, als die Thür hinter ihm leise geöffnet ward, und der Marquis d'Argens mit lebhaften und neugierigen Blicken hereinschaute. Als er sah, daß der König gar nicht auf ihn achtete und ihn gar nicht gehört hatte, wandte er sich leise um, und winkte der Dame, welche bis jetzt hinter ihm gestanden hatte, näher zu treten. Leise und geräuschlos trat sie ein. Der Marquis nickte ihr lächelnd zu und verschwand wieder jenseits der Thür, welche er leise wieder in's Schloß fallen ließ. Die Dame, welche bis dahin ihr Antlitz verschleiert hatte, warf jetzt mit einer hastigen Bewegung den Schleier zurück, und man sah jetzt Barbarina's bleiches schönes Gesicht, und ihre großen funkelnden Augen, die mit einem unaussprechlichen

Ausdruck von Schmerz und Glück auf den König hingewandt waren.

Aber der König hörte noch immer nichts. Plötzlich war es ihm, als ob er einen leisen Seufzer vernähme, als ob eine süße, lang entbehrte Stimme leise seinen Namen flüsterte.

Er stand hastig auf und wandte sich um. Da an der Thür lag sie auf ihren Knieen. Es war dieselbe Thür, vor welcher sie vor fünf Jahren aufgelöst in Thränen und Verzweiflung geknieet hatte, und seitdem hatten sie sich niemals wieder gesprochen. — Wie damals lag sie weinend auf ihren Knieen, und hob flehend ihre Hände empor zu dem König und bat um Gnade und Mitleid.

Der König war anfangs erbleicht vor Ueberraschung und seine Stirn hatte sich in finstere Falten gelegt, aber als er sie ansah, als er wieder in diese großen tiefen unermeßlichen Augen schaute, da überkam ihn eine tiefe Wehmuth, ein schmerzlich süßes Gefühl von Freudigkeit und Glück. Die Wolken verschwanden von seiner Stirn, ein wunderbarer, rührend schöner Ausdruck überflog, wie ein Sonnenstrahl, sein Angesicht, und seine Augen strahlten in einem feuchten Glanz.

Mit einem sanften Lächeln näherte er sich der Barbarina. Stehen Sie auf, Barbarina, sagte er, und der

Ton seiner Stimme machte ihr Herz höher klopfen, und trieb Thränen in ihre Augen. Stehen Sie auf, Barbarina. Sie kommen zu mir auf eine ungewöhnliche Art, aber Sie kommen doch in einem schönen Gefolge, — in dem Gefolge der Erinnerungen, und ich, von welchem die Menschen sagen, daß ich keine Religion habe, ich habe wenigstens die Religion der Erinnerungen, und darum will ich Ihnen nicht zürnen. Stehen Sie also auf, Barbarina, und sagen Sie mir, was Sie zu mir führt.

Er reichte ihr die Hand dar und richtete sie empor. Wie sie ihm jetzt gegenüber stand, immer noch so hold und schön, immer noch mit diesem tiefen Auge voll Leidenschaft und Gluth, mit dieser zauberhaften duftigen Schönheit, da fühlte der König es wie einen tiefen Schmerz in seiner eigenen Brust, einen Schmerz für den er keine Worte und keinen Ausdruck hatte.

Lange standen sie sich schweigend gegenüber, der König immer noch Barbarina's Hand in der seinen haltend, ihre Blicke ineinander ruhend, und sich wunderbare, geheimnißvolle Mährchen zuflüsternd.

Ich sehe Sie umflattert von holden lächelnden Genien, sagte der König endlich, diese Genien, das sind die Stunden, welche einst gewesen, Barbarina. Ach, Barba-

rina, umringt von diesen Genien haben Sie für mich das Aussehen eines Engels. Warum waren Sie es nicht? Warum waren Sie nichts als ein Weib? Ein leidenschaftliches, herrisches Weib, das herrschen wollte, statt nur zu lieben, das nicht genug hatte, von dem Manne angebetet zu werden, sondern auch den König sich unterwerfen wollte, bis der König den Mann in sich unterdrücken und sein eigenes Herz bezwingen mußte, um König zu bleiben. Oh, Barbarina, warum waren Sie ein herrisches Weib, statt der Engel zu sein, der Sie doch wirklich sind?

Sie hob leise die Hand empor, als wollte sie ihn bitten zu schweigen. Ich habe das Alles begriffen, sagte sie, denn ich habe viel darüber gedacht, immer, Nacht und Tag, bis ich Sie verstanden habe, Sire, bis ich erkannte, daß Sie recht gehandelt. Jetzt aber, Sire, bin ich nicht mehr ein herrisches Weib, sondern nur noch ein demüthiges. Und in dieser Demuth, meines Stolzes ganz entäußert, komme ich zu Ihnen, Sire. Ich komme zu Ihnen, wie man zu Gott geht, Sire, wenn man kummervoll ist und schwer beladen. Ich komme zu Ihnen, wie man in eine Kirche geht, wenn man sein Herz erleichtern will, indem man seine Sünden beichtet, und Gott anfleht, uns beizustehen, unser eigenes Herz zu bezwingen.

Sire, dies ist also eine heilige und große Stunde für mich, und was ich Ihnen jetzt sagen will, das dürfen nur Sie und Gott wissen.

Sprechen Sie, Barbarina, sagte der König, und Gott möge Sie hören.

Sire, ich komme Ihre Hülfe anzuflehen.

Ah, deshalb, sagte der König, und ein spöttischer Ausdruck flog über seine Züge hin. Ich hatte das vergessen. Sie wollten jetzt Frau von Cocceji heißen.

Ich heiße so, Sire, sagte sie sanft, aber man will diese Ehe für ungültig erklären, und kraft der Gesetze sie auflösen.

Und deshalb kommen Sie zu mir, rief der König. Sie fürchten für Ihren schönen Titel.

Ah, Sire, sagte Barbarina stolz, Sie denken nicht so klein von mir, daß Sie meinen, ein elender Titel könne mich reizen.

Sie haben also Herrn von Cocceji aus reiner uneigennütziger Liebe geheirathet? fragte der König ironisch.

Sie sah ihm fest und groß in's Angesicht. Nein, Sire, ich habe ihn nicht aus Liebe geheirathet.

Und weshalb alsdann?

Um mich zu retten, Sire, ja, um mich zu retten, weil ich das Vergessen nicht lernen konnte. Ah, Euere

Majestät sagten vorher, daß Sie die Religion der Erinnerung hätten, ich aber, Sire, ich bin die schmerzzerrissene, gepeinigte, fanatische Priesterin dieser Religion gewesen, ich habe täglich vor ihrem Altar gelegen, und mein Herz gegeißelt in Andacht und Pein, und meine Augen matt geweint. Endlich eines Tages raffte ich mich auf, und beschloß diesen Altar meiner Religion zu verlassen, zu fliehen vor meinen Schmerzen, und mein Herz das Vergessen zu lehren. So ging ich nach England, so nahm ich Lord Stuart's Anerbieten an, und entschloß mich, seine Gemahlin zu werden. Aber es war Alles umsonst, Alles vergeblich. Was auch meine Lippen sprechen mochten, mein Herz lag immer noch blutend und zuckend vor dem Altar meiner Erinnerungen. Sie waren mit mir gezogen über das Meer. Sie grüßten mich mit geheimnißvollen Liebesklängen, sie riefen mich mit diesen zwei großen, wundervollen Augen, die klar und blau sind, wie der Himmel und geheimnißvoll und tief, wie das Meer. Diese Augen, Sire, riefen mich zurück, und ich konnte ihnen nicht widerstehen. Ich fühlte, daß ich lieber an ihnen sterben, als sie entbehren wollte, und so entfloh ich am Tage vor meiner Vermählung aus England und kehrte hierher zurück. Und der alte Zauber kam wieder über mich, aber auch der alte Schmerz.

Jetzt fühlte ich, daß ich mich vor mir selber retten müßte, wenn ich nicht wahnsinnig werden wollte, daß ich mein Herz in feste Bande schlagen, daß ich meine Liebe zur Gefangenen meiner Pflicht machen müßte, um endlich dieser Qualen Herr zu werden. Noch schwankte ich in diesem Entschluß, da kam die Groß-Kanzlerin, und ihr stolzer Übermuth weckte meinen Stolz, daß er sogar meinen Kummer übertäubte und ich nichts hören durfte, als nur ihn. So ward ich die Gemahlin Cocceji's, so habe ich mich in diese Ehe hineingerettet, wie in einen Hafen, in dem ich ausruhen will von allen Stürmen. Aber ach, Sire, was ich auch versuchen mag, wie sehr ich auch bemüht gewesen, ein neues Leben anzufangen, die Religion der Erinnerungen läßt ihre Priesterin nicht los, sie hält ihre mystischen Hände über mich ausgestreckt und mein Herz jauchzt ihr wider meinen Willen entgegen. Sire, erretten Sie mich. Ich habe mich in diese Ehe geflüchtet, wie man in eine Klosterzelle entflieht vor der süßen Liebe der Welt. Sire, gebieten Sie, daß man mich aus dieser Zelle nicht wieder vertreibe, daß man mich still und unangefochten Gott und meiner Pflicht leben lasse. Oh, Sire, meine Seele hat ihre Schwingen eingebüßt, sie liegt matt und krank zu Ihren Füßen, helfen Sie ihr, daß sie genese.

Wie sie jetzt schwieg, und ihre gefaltenen Hände flehend gegen den König ausstreckte, sah er stumm, aber mit strahlendem, lächelndem Antlitz zu ihr hin. Dann nahm er ihre beiden Hände, und neigte seine Lippen auf dieselben nieder, und küßte sie mit einem langen, heißen Kuß, der Barbarina erschauern und ihr Herz still stehen machte vor schmerzlichem Entzücken.

Barbarina, sagte er mit seiner schönen, klangvollen Stimme, Barbarina, ich danke Ihnen! Gott und der König haben Sie gehört. Sie sagen, daß Sie die Priesterin der Religion der Erinnerungen sind. Nun wohl denn, ich bin auch ihr Priester, und ich sage Ihnen, daß auch ich manche Nacht vor ihrem Altar mein Herz gegeißelt habe. Das Leben verlangt schwere Opfer, und von den Königen mehr, als von andern Menschen. Ich habe eines Tages meinem Königthum ein so großes Opfer gebracht, daß mir schien, es könne nach diesem mir nichts mehr schwer werden zu überwinden. Die Thoren und die Gedankenlosen sagen, daß das Leben ein Vergnügen ist. Ich aber, Barbarina, ich sage: das Leben ist eine Pflicht! Gehen wir hin und erfüllen wir sie.

Ja, gehen wir hin, und erfüllen wir sie! rief Barbarina mit strahlenden Augen. Sire, ich will gehen, sie

zu erfüllen. Aber schwach, wie ich bin, bitte ich Sie noch um Eins! Es giebt keinen Lethetrank mehr, aus dem man sich Vergessenheit trinken könnte, und doch muß ich vergessen, und einen Schleier werfen über meine ganze Vergangenheit. Helfen Sie mir, Sire! Ich muß fort aus Berlin. Verbannen Sie meinen Gemahl in irgend eine kleine Stadt; sie wird für mich ein offenes Grab sein, aber ich werde mich bemühen, dieses Grab mit Blumen zu bepflanzen, deren Duft meinen Gemahl erfreuen soll.

Ihr Wille soll geschehen, sagte der König traurig.

Ich danke Ihnen, Sire, und jetzt, leben Sie wohl!

Leben Sie wohl, Barbarina.

Er nahm ihre beiden Hände in die seinen, und sah ihr lange in das schöne, von himmlischer Begeisterung strahlende Angesicht.

Beide sprachen sie kein Wort; sie nahmen Abschied von einander mit ihren Blicken, mit dem sanften, wehmuthsvollen Lächeln, das ihre stummen Lippen umstrahlte.

Leben Sie wohl, Sire, flüsterte Barbarina nach langer Pause noch einmal, indem sie sanft ihre Hände aus denen des Königs zurückzog und auf die Thür zuschritt.

Der König folgte ihr. Geben Sie mir Ihre Hand, sagte er, ich gehe mit Ihnen.

Ja, Sie gehen mit mir, wohin ich auch gehe, flüsterte Barbarina kaum hörbar.

Der König führte sie in das anstoßende Zimmer, in welchem sich zwei Thüren befanden, die eine, welche auf den Corridor führte, auf welchem sich die kleine Treppe befand, über welche man zu einer Seitenpforte des Schlosses gelangte, die andere, welche in den großen Vorsaal führte, in welchem die Cavaliere und das Gefolge des Königs sich zu versammeln pflegte.

Barbarina war über die kleine Treppe gekommen, und sie lenkte jetzt ihre Schritte der zu derselben führenden Thür zu.

Nein, nicht da hinaus, sagte der König, mein Hof erwartet mich im Vorsaal, denn es ist die Stunde, in welcher wir zur Parade gehen. Ich will Sie meinem Hofe zeigen.

Barbarina dankte ihm mit einem süßen Lächeln, und folgte ihm schweigend zu der andern Thür, welche der König aufstieß, und mit der Barbarina an seiner Hand in den großen Vorsaal trat.

Da waren die Generale in ihren glänzenden Uniformen, die hohen Hofbeamten und Cavaliere in ihren goldgestickten Gewändern und den brillantenfunkelnden Orden,

und Alles neigte sich ehrfurchtsvoll und tief, und Niemand wagte auf seinem Antlitz die Ueberraschung und das Erstaunen zu zeigen, welches Jeder doch empfand.

Der König führte Barbarina mitten in den Saal, und indem er dann ihre Hand losließ, sagte er laut: Madame, ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen. Ihr Wunsch soll erfüllt werden. Ihr Herr Gemahl soll als Präsident nach Glogau gehen. Ich werde diese Ernennung noch heute ausfertigen.

Sein stolzer und kühner Blick flog im Kreise seiner Cavaliere suchend umher, bis er Herrn von Pöllnitz entdeckt hatte.

Herr Ober-Ceremonienmeister, sagte der König, führen Sie die Frau Präsidentin von Cocceji zu ihrem Wagen.

Herr von Pöllnitz stürzte hervor, und stellte sich mit einer tiefen Verbeugung an Barbarina's Seite.

Der König winkte Barbarina noch einmal seinen Abschiedsgruß zu, den sie mit einer ceremoniellen, der Etiquette gemäßen Verneigung erwiederte. Dann nahm sie den Arm des Herrn Ober-Ceremonienmeisters von Pöllnitz, und unter dem Schweigen der ganzen glänzenden Versammlung verließ Barbarina den Saal.

Der König blickte ihr nach, bis sie verschwunden war, dann athmete er hoch auf, und sich mit einem sanften Lächeln an sein Gefolge wendend, sagte er: Messieurs, lassen Sie uns auf die Parade gehen! *)

---

*) Nachdem der König auf die Bitten der Barbarina dem Geheimrath und General-Fiskal von Uhden befohlen hatte, von jeder weiteren Verfolgung der Barbarina abzustehen, weil, wie es in der Ordre des Königs heißt: „Diese Heirath der sogenannten Barbarina mit dem Herrn von Cocceji doch einmal geschehen ist, und ohne viele Inconvenienzen nicht wohl redresirt werden kann," schrieb der König auch an den Vater des Herrn von Cocceji, und zeigte ihm an, „daß er, um diesem langjährigen Familienzwist endlich ein Ende zu machen, seinen Sohn aus Berlin versetzen, aber dabei Bedacht nehmen werde, daß diese Versetzung auf eine billige Art geschehe, und Euer Sohn an seinem Tractement und Character nichts dabei verliere. Ihr werdet leicht einsehen, daß Alles, was ich hierunter thue, aus einer Foiblesse von mir gegen Euch geschieht, indem sonst Euer mehrangeführter Sohn so lange er in meinen Diensten nichts versieht, auch nicht von mir zu bestrafen sein würde, da dessen unbesonnene Heirath eigentlich Meinen Dienst nicht afficirt." In einem andern Schreiben an den Groß-Kanzler, in welchem der König demselben anzeigt, daß er den Geheimrath nach Glogau versetzen werde, sagt der König: „es wird mir angenehm sein, wenn Ihr Euch in Eueren etwa weiter zu thuenden Vorschlägen wegen Eures Sohnes Euch nicht sogar hart über sein Sujet ausdrücken werdet, da derselbe doch eigentlich nichts in seinem Dienst versehen hat." L. Schneider's Geschichte der Berliner Oper. Beilagen. S. 16. Die Barbarina ging mit ihrem Gemahl nach Glogau, und kam nie wieder nach Berlin zurück, und ihre Ehe mit dem Herrn von

Cocceji soll eine sehr glückliche gewesen sein. Noch vor ihrem Tode bestimmte sie ihr Vermögen, das aus drei schönen Rittergütern in Schlesien und einem Baarvermögen von 100,000 Thalern bestand, zur Gründung eines adlichen Fräuleinstiftes von achtzehn Personen. Dafür erhob König Friedrich Wilhelm II. sie 1789 in den Grafenstand. Sie starb als Gräfin von Campanini den 7. Juni 1799 in einem Alter von 75 Jahren zu Barschau in Schlesien.

XII.

Intriguen.

Voltaire war seinem Plan vollkommen treu geblieben, er hatte seinen Aufenthalt in Preußen, und die Gunst in welcher er beim König stand, dazu benutzt, um sein Vermögen zu bereichern, und Allen denen möglichst zu schaden, welchen der König noch außer ihm seine Neigung zugewendet hatte.

Seine Reichthümer hatte er nicht allein dadurch vermehrt, daß er möglichst knauserte und sparte, und so seine ganze hohe Pension capitalisirte, sondern auch noch besonders durch jene Speculationen mit sächsischen Steuerbillets, für welche er anfangs die Vermittelung des Juden Hirsch beanspruchte. Wir haben gesehen, wie er denselben nach Dresden sandte, um ihm für achtzehntausend Thaler Kassenscheine einzukaufen, und ihm drei von ihm acceptirte Wechsel gab. Der eine derselben war auf den bekannten Banquier Ephraim, der später

der Münzjude genannt zu werden pflegte. Dadurch erfuhr Ephraim von der Speculation Voltaire's und als schlauer Handelsmann seinen Vortheil berechnend, begab er sich zu Voltaire, dem er den Vorschlag machte, er wollte ihm für zwanzigtausend Thaler sächsische Steuerscheine geben, und erst dann das Geld dafür empfangen, wenn Voltaire die Valuta dafür aus Dresden bezogen hätte. Die einzigen Procente, welche er verlangte, waren die Wohlgeneigtheit Voltaire's und seine Fürsprache beim König. Das war ein zu vortheilhafter Handel, als daß der große französische Dichter ihn auszuschlagen vermocht hätte. Er nahm die sächsischen Steuerscheine von Ephraim, sagte ihm seine Protection zu, und sandte dann sogleich nach Paris einen Protest gegen den Wechsel, welchen er an den Juden Hirsch gegeben. Dieser hatte inzwischen schon in Dresden für Voltaire die Steuerscheine gekauft, und ward nun nicht allein durch den protestirten Pariser Wechsel sondern auch durch Voltaire's Weigerung, die Steuerscheine anzunehmen und zu zahlen, in die äußerste Verlegenheit gesetzt. Voltaire suchte ihn zu beschwichtigen und versprach seinen Schaden zu ersetzen, und ihn außerdem auch dadurch noch zu entschädigen, daß er ihm etliche von den Brillanten abkaufte, die er von Hirsch in Verwahrsam hatte. Das that er auch

wirklich. Er kaufte für dreitausend Thaler Brillanten, und gab die andern an Hirsch zurück. Nach einigen Tagen schickte er indeß zu ihm, und ließ ihn um ein Brillantkreuz und einige Ringe bitten, die er gleichfalls zu kaufen beabsichtige.

Hirsch sandte ihm auch diese Gegenstände, und als er nach einigen Tagen weder seine Brillanten noch Geld erhielt, begab er sich zu Voltaire, das eine oder das andere zu holen. Voltaire aber empfing ihn mit dem äußersten Zorn, behauptete, die Brillanten, welche er gekauft, seien unächt, und um sich zu entschädigen, habe er die übrigen Brillanten zurückbehalten, und werde sie auch nicht wieder herausgeben. In seiner dichterischen Begeisterung hob er fortwährend seine geballten Fäuste beschwörend zum Himmel empor, oder unter die Nase des armen geängsteten Juden, dem er zum Überfluß noch einen Brillantring vom Finger zog, und ihm dann die Thür wies.

Nun ward der Jude Hirsch klagbar, und verlangte auf gerichtlichem Wege die Erstattung seiner Brillanten, und die Bezahlung der sächsischen Steuerscheine. Ein langwieriger und ärgerlicher Prozeß war die Folge davon. Voltaire's Intriguen und Ränke verwickelten denselben mehr und mehr, und selbst die Richter wußte er in

Verzweiflung zu bringen. Voltaire behauptete, von Hirsch falsche Brillanten bekommen zu haben, während der Jude Hirsch sagte, diese falschen von Voltaire producirten Brillanten seien nicht diejenigen, welche er ihm verkauft, und welche der Juwelier Reclam ja vorher abgeschätzt habe. Niemand war bei diesem Handel zugegen gewesen, und weder der Eine noch der Andere hatte Zeugen für seine Aussagen. Die Richter mußten sich also darauf beschränken, daß sie Voltaire den Eid zuschoben, da Voltaire sich zu einer gütlichen Ausgleichung nicht verstehen wollte. Aber auch gegen die Ablegung des Eides weigerte er sich. „Wie, schrie er, ich soll auf die Bibel schwören, auf dieses Buch, welches in so schlechtem Latein geschrieben ist? Ja, wenn es noch Homer oder Virgil wäre, dann würde ich nichts dawider haben." Als der Richter ihm darauf bemerkte, daß, wenn er den Eid verweigerte, man den Juden Hirsch zum Eide zulassen würde, rief er: Was? Sie wollen daß der Eid dieses Elenden, der den Heiland gekreuzigt hat, entscheiden soll? *)

Indeß leistete er endlich den Eid, und da der Jude Ephraim zugleich beschwor, daß Voltaire ihm die Brillan-

---

*) Thiébault Vol. V. p. 285.

ten gezeigt, welche er von Hirsch in Verwahrsam gehabt, und er dieselben sogleich für unecht erkannt habe, verlor der Jude Hirsch seinen Prozeß, und Voltaire konnte triumphirend an den Grafen d'Argental schreiben:

„Wenn man meine Feinde und Neider hörte, so hätte ich einen großen Prozeß verloren, einen redlichen jüdischen Banquier betrogen, und der König, welcher natürlich die Partie des alten Testaments nehmen mußte, hätte mich mit seiner Ungnade belastet; und ich war verloren, und Fréron erzählte lachend daß ich vor Ärger krank geworden und gestorben sei. Statt dessen bin ich noch am Leben, und der König hat während meiner Krankheit so viel Güte für mich gehabt, daß ich der undankbarste der Menschen sein müßte wenn ich nicht noch einige Monate bei ihm bliebe. Ich war das einzige Thier meiner Race, welches er in seinem Schloß zu Berlin logirte, und als er nach Potsdam abreiste, und ich ihm nicht folgen konnte, ließ er eine Equipage, Köche und alle et caetera da; und seine Maulthiere und Pferde brachten später meine Meubles und Sachen in ein köstliches Landhaus bei Sanssouci, dessen Genuß er mir überlassen; und außerdem reservirte er mir eine andere Wohnung in seinem Stadtschloß zu Potsdam, wo ich einen Theil der Woche schlafe und bin; und kurz, wenn ich nicht

dreihundert Lieus von Ihnen entfernt wäre, wenn ich Sie nicht so zärtlich liebte, und wenn ich ein wenig gesunder wäre, so würde ich der glücklichste der Menschen sein. Ich bitte deshalb meine Neider, diese kleinen Schöngeister, und diese Schulfüchse um Verzeihung, welche jetzt schreien werden: Ist es möglich daß er zwanzigtausend Francs jährlicher Pension hat, während wir nichts haben? Daß er ein goldenes Kreuz an seiner Tasche hat, während wir nicht einmal ein Schnupftuch darin haben? Daß er ein großes blaues Kreuz mit Diamanten um seinen Hals trägt, während wir ihn erwürgen wollen? Sie wissen nicht, diese Elenden, daß weder das Kreuz noch der Schlüssel, noch die Pension mich rühren, daß ich dies Alles ohne das mindeste Bedauern aufgeben würde, wenn ich nicht einzig und allein an die Person eines großen Mannes, der mein Glück ausmacht, gefesselt wäre." *)

Aber dieser Himmel des Glückes, den Voltaire so herrlich pries, war doch nicht ganz wolkenlos geblieben, und es hatte einiger Stürme bedurft, um ihn wieder zu klären.

*) Voltaire: Oeuvres. Vol. 58. pag. 422.

Der König war sehr erzürnt gewesen über Voltaire und hatte ihm das in einem sehr heftigen und aufgeregten Briefe aus Potsdam gesagt:

„Ich habe den Frieden in meinem Hause bis zu Ihrer Ankunft zu erhalten gewußt,“ schreibt er an Voltaire, „und ich muß Ihnen gestehen, daß, wenn Sie die Passion haben zu intriguiren und zu cabaliren, Sie bei mir schlecht angekommen sind. Ich liebe die sanften und friedlichen Leute, welche in ihr Betragen nicht die heftigen Leidenschaften der Tragödie mischen. Im Fall Sie Sich entschließen können, als Philosoph zu leben, werde ich mich freuen, Sie zu sehen; aber wenn Sie Sich immer wieder der Wuth Ihrer Leidenschaften überlassen und mit allen Menschen anbinden wollen, thun Sie besser, in Berlin zu bleiben, denn Ihre Hierherkunft nach Potsdam würde dann kein Vergnügen für mich sein.“*)

Erst nachdem Voltaire feierlich gelobt hatte, sich zu bessern und Frieden zu halten, durfte er nach Potsdam zurückkehren.

Aber das „Frieden halten“ war eine Sache, welche weder in den Charakter noch in den Plan Voltaire's paßte. Das Intriguiren und Cabaliren war für ihn

---

*) Oeuvres posthumes. Supplémens II. p. 383.

eine Nothwendigkeit, der er nicht entsagen mochte oder wollte.

Nachdem er d'Arnaud durch seine Intriguen zu beseitigen gewußt hatte, daß dieser Berlin verlassen mußte, wandte sein Zorn sich gegen die übrige Umgebung und Freunde des Königs. Den Einen derselben entriß der Tod seinen Angriffen. Das war La Mettrie, welcher, in Folge des übermäßigen Genusses einer Trüffelpastete im Hause des französischen Gesandten Lord Tirconnel, an einem Aderlaß starb, den er sich wider das Anrathen des Arztes selbst verordnete, indem er sagte, ich will meine Indigestionen an das Aderlassen gewöhnen. Indeß starb er an diesem ersten Versuch; treu seinem ganzen Leben und seinen Grundsätzen war sein Tod. Den Priester, welcher ungerufen herbei gekommen war, und ihn zur Versöhnung mit Gott ermahnen wollte, wehrte er heftig fort. Bald darauf aber rief er unter den Martern seiner Schmerzen: Oh, mein Gott! Oh, Jesus Maria! — Oh, er bereut, schrie der erfreute Priester. Er ruft zu Gott und zu seinem eingebornen Sohn! — Nein, nein, mein Vater, stammelte La Mettrie mit sterbender Lippe, das ist nur eine Redensart! *)

---

*) Nicolai: Heft I. Seite 20.

Voltaire's Neid und Eifersucht wandte sich nun zuerst gegen den Marquis d'Argens, der freilich zu den theuersten Freunden des Königs gehörte. Anfangs versuchte er den König selber gegen ihn einzunehmen, und verrieth demselben, daß der Marquis sich heimlich mit der Schauspielerin Barbe Cochois verheirathet habe. — Der König war in der That anfangs sehr erzürnt, aber die Bitten Algarotti's und der Schmerz des armen Marquis versöhnten ihn endlich; er verzieh nicht allein, sondern er erlaubte sogar, daß die Marquise mit ihrem Gemahl in Sanssouci wohnen durfte.

Da Voltaire also dem Marquis d'Argens die Gunst des Königs nicht hatte entziehen können, wollte er ihm wenigstens einigen Kummer verursachen und ihn in seinen Herzensneigungen kränken. Er wußte, daß der Marquis ein glühender Verehrer des französischen Dichters Jean Baptiste Rousseau sei.

Eines Tages also begab sich Voltaire zum Marquis d'Argens, und sagte mit trauriger und zärtlicher Miene, daß er es für seine Schuldigkeit halte ihn über diesen elenden Jean Baptiste Rousseau aufzuklären, und ihm zu beweisen, daß derselbe seine Verehrung und Liebe mit dem schwärzesten Undank belohne. Er habe so eben von seinem Correspondenten aus Paris ein Epigramm

erhalten, das Rousseau gegen den Marquis gemacht. Dasselbe sei freilich noch wenig und nur in Abschriften bekannt, und Rousseau lasse Jeden, dem er es zeige, schwören, daß er nichts verrathen wolle, aber er zeige es doch, und beabsichtige auch es drucken zu lassen. Er, Voltaire, habe indeß seinem Correspondenten den Auftrag gegeben, Alles anzuwenden, daß dieses abscheuliche Epigramm nicht gedruckt werde, oder, wenn das geschähe, alle Mittel in Bewegung zu setzen, daß das Publikum ebenso empört über dieses schändliche Betragen Rousseau's sein müßte, wie alle Freunde des Marquis.

Allerdings, dieses Epigramm, welches Voltaire dann dem Marquis vorlas, und welches den Marquis als den juif errant bezeichnete, war ebenso boshaft als heimtückisch und verläumderisch, und der gute Marquis empfand darüber anfangs einen wahren und tiefen Schmerz und schwur eine glühende Rache an Jean Baptiste Rousseau zu nehmen. — Voltaire triumphirte; aber nach einigen Tagen hatte der Marquis überlegt; er argwöhnte da eine Hinterlist Voltaire's, wo er anfangs einen Verrath seines Freundes Rousseau gesehen hatte. Seinem eigenen offenen und edlen Charakter gemäß schrieb er unmittelbar an Jean Baptiste Rousseau selbst und trug ihm seine Klage vor, und fragte ihn, ob er das Epigramm

gemacht habe. Rousseau schwur, daß er nicht der Verfasser desselben sei, daß er aber wisse, daß Voltaire es gemacht. Er habe einige Abschriften desselben nach Paris gesandt und seine Freunde suchten es überall dort zu verbreiten.*)

Der Marquis d'Argens hütete sich indeß wohl diese Nachricht Voltaire mitzutheilen; er zog es vor, sich seinen ferneren Angriffen und Intriguen zu entziehen, und machte mit seiner jungen Gemahlin eine Reise nach Frankreich, von welcher er erst dann wieder zurückkehrte, als Voltaire schon für immer abgereist war.

Der mächtigste und am meisten gehaßte Feind, gegen den Voltaire's Zorn sich jetzt richtete, war der Präsident der Berliner Akademie Maupertuis, dem Voltaire es niemals verzeihen konnte, daß er auch noch zu glänzen wagte, wo Voltaire sich zeigte, daß er Präsident der Akademie, während Voltaire nur einfaches Mitglied derselben, und vor allen Dingen, daß der König ihn liebte, und seine ausgezeichneten Talente und seine Gelehrsamkeit pries.

Voltaire lauerte nur auf eine Gelegenheit, diesen ge-

---

*) Thiébault: Vol. V. p. 328. — Formey: Souvenirs d'un citoyen. Vol. I. Article: „Voltaire.“

fährlichsten seiner Feinde anzugreifen, und diese Gelegenheit zeigte sich bald.

Maupertuis hatte seine Lettres Philosophiques drucken lassen, in denen es freilich wimmelte von Stellen, welche Voltaire's Behauptung, daß Maupertuis früher wahnsinnig gewesen wäre, und mehrere Jahre zu Monpellier im Irrenhause gesessen hätte, zu bestätigen schienen.

Maupertuis schlug in diesen Briefen vor, „man solle eine lateinische Stadt bauen, um diese schöne Sprache wieder neu zu beleben, man solle ein Loch bis an den Mittelpunkt der Erde graben, um ihre innere Beschaffenheit zu ermitteln, und man solle ferner nach der Meerenge Magelhaen gehen und dort das Gehirn von Patagoniern öffnen, um die Natur der Seele kennen zu lernen.“

Gegen diese fabelhaften Vorschläge des Maupertuis antwortete Voltaire, als Doktor „Akakia“, welcher den unglücklichen Maupertuis heilen wollte, in einer Schrift, welche, ganz mit Voltaire's scharfem, schlagfertigem Witz und seiner beißenden, glänzenden Ironie geschrieben, sehr wohl im Stande war, Maupertuis vor aller Welt lächerlich zu machen. Der König, dem Voltaire sein Manuscript mitgetheilt, fühlte das sehr wohl, und obwohl er die Vorlesung des Akakia mit dem lebhaftesten Vergnügen angehört, und oft genug Voltaire mit seinem Lachen und

seinen Beifallsrufen unterbrochen hatte, forderte er doch, daß Voltaire dieses Manuscript vernichte, weil er nicht wollte, daß der Mann, der an der Spitze seiner Akademie stände, und den der König selber einst „die Leuchte der Wissenschaft“ genannt, jetzt dem Gelächter und Gespött der ganzen Welt Preis gegeben werde.

Ich fordere dieses Opfer von Ihnen als einen Beweis Ihrer Freundschaft und Ihrer Selbstüberwindung, sagte der König ernst. Ich bin dieser ewigen Zänkereien und Anfeindungen müde. Ich will endlich Frieden im Innern meines Hauses haben, da ich nicht weiß, wie lange ich denselben noch in der Welt haben werde. Es scheint mir, daß sich da am Horizonte der Politik schwere Wolken aufzuthürmen beginnen. Lassen Sie uns dafür sorgen, daß wenigstens unser literarischer Horizont rein und fleckenlos bleibe.

Ach, Sire, wenn Sie mich mit Ihren großen und wundervollen Augen ansehen, rief Voltaire, dann wäre ich gleich bereit, mein Herz aus meiner Brust zu reißen, um es für Sie in das Feuer zu werfen, und diese kleine Stachelschrift ist noch lange nicht mein Herz, weshalb sollte ich sie also nicht einem Wunsche meines Salomon opfern?

Sie wollen mir den Akakia opfern? fragte der König freudig.

Sire, sehen Sie hier. Das ist mein Manuscript. Nicht wahr, Sie erkennen meine Handschrift? Sie sehen, daß die Dinte kaum getrocknet und das Werk eben erst vollendet ist? Nun wohl, sehen Sie da, was ich aus dem Akakia mache.

Er nahm das Manuscript, und schleuderte es in die Flammen des Kamins, vor dem sie Beide eben gesessen.

Ach, was thun Sie, Freund, rief der König entsetzt, und der Flammen nicht achtend, streckte er die Hand aus, um das Manuscript wieder aus dem Feuer zurückzuziehen.

Aber Voltaire griff lachend nach der Feuerzange und stieß das Papier tiefer in die Gluthen.

Sire, Sire, ich bin der Teufel und ich lasse mir mein Opfer nicht wieder entreißen, rief er jubelnd. Mein Akakia war der Hölle werth, denn Sie haben ihn verdammt, er muß also brennen. Ich, der Teufel, ich will ihn schmoren lassen.

Aber ich will als der Engel des Erbarmens den armen Akakia erlösen aus den Gluthen, rief der König, indem er Voltaire die Feuerzange entriß. Wahrlich, dieser Akakia ist ein zu lustiger und witziger Bursche, als daß er wie der Kaiser Quatimozin auf das Rost gelegt werden müßte. Es war ja genug, ihn nicht öffentlich

drucken zu lassen, man braucht ihn ja deshalb nicht vernichten.

Sire, ich bin nur ein armer, schwacher Mensch, und wenn ich den Akakia lebendig bei mir behalte, so ist das eine vergiftete Waffe, welche ich gewiß doch noch eines Tages gegen das Herz Maupertuis richte, um mich seines Wahnsinns und seiner Berserkerwuth zu erwehren. Es ist also besser, daß dieser Akakia nur noch in unserer Erinnerung lebe, und nur ein Gedankendolch sei, mit dem ich den hochmüthigen Herrn Präsidenten zuweilen ein bischen kitzeln will.

Und Sie haben wirklich keine Abschrift? fragte der König, dessen Mißtrauen durch Voltaire's allzugroße Nachgiebigkeit geweckt worden. Sie haben keine Abschrift und kein Brouillon? Dies war das einzige Manuscript des Akakia?

Sire, wenn Sie meinem Wort nicht glauben, so senden Sie Ihre Diener hin und lassen Sie meine Zimmer untersuchen. Hier sind die Schlüssel meiner Schränke und meines Schreibtisches. Sie sollen alle beschriebenen Papiere, welche sie finden werden, hierherbringen, Euere Majestät mögen sich dann selber überzeugen, ob irgend etwas von dem Akakia dabei ist. Sire, ich beschwöre

Sie, dies zu thun, da Euere Majestät meinem einfachen Manneswort nicht glauben wollen.

Der König ließ seine stechenden und durchbohrenden Blicke lange auf ihm ruhen.

Ich glaube Ihnen, Voltaire, sagte er dann. Es wäre Ihrer unwürdig, mich zu täuschen, und Meiner unwürdig, Ihnen zu mißtrauen. Ich glaube Ihnen also. Aber ich will auch für die Zukunft sicher sein. Der Akakia steht nicht mehr auf dem Papier geschrieben, aber er steht in Ihrem Kopf, und Ihren Kopf fürchte ich mehr, als alle Papiere der Welt. Versprechen Sie mir, Voltaire, daß Sie, so lange Sie bei mir wohnen, niemals Sich auf Streitschriften und Controversen einlassen wollen, daß Sie weder gegen die Regierungen, noch gegen die Schriftsteller Ihre beißende Laune gebrauchen wollen?

Sire, ich verspreche Ihnen das mit Freuden!

Wollen Sie es schriftlich thun?

Voltaire ging gelassen zu dem Schreibtisch hin und nahm die Feder.

Haben Euere Majestät die Gnade, mir zu dictiren.

Der König dictirte und Voltaire schrieb mit rascher und fester Hand, wie folgt:

„Ich verspreche Seiner Majestät, daß, so lange er

mir die Gnade erzeigt, mich in seinem Schlosse zu logiren, ich gegen Niemand schreiben will, weder gegen das französische Gouvernement, noch gegen die Minister irgend eines Souverains, noch auch gegen berühmte Schriftsteller. Ich werde gegen diese Alle immer die ihnen schuldigen Egards beobachten, auch mit den Briefen des Königs keinen Mißbrauch machen, sondern mich so betragen, wie es einem Schriftsteller und Gelehrten geziemt, der die Ehre hat, Kammerherr des Königs von Preußen zu sein und mit anständigen Leuten umzugehen." *)

Wollen Sie das unterschreiben? fragte der König fast traurig.

Ich will das nicht bloß unterschreiben, sagte Voltaire lächelnd, sondern ich will aus eigenem Willen noch etwas hinzufügen. Hören Euere Majestät nur!

Und indem er mit hastiger Hand weiter schrieb, sagte er laut:

„Ich werde genau die Befehle Euerer Majestät befolgen, und das zu thun macht mir keine Mühe. Ich beschwöre Euere Majestät zu glauben, daß ich niemals gegen irgend eine Regierung geschrieben habe, am allerwenigsten gegen diejenige, unter der ich geboren bin, und

---

*) Preuß: Friedrich der Gr. Th. I. S. 247.

welche ich nur verlassen habe, um zu den Füßen Euerer Majestät mein Leben zu beschließen. Ich bin Historiograph Frankreichs gewesen, und in dieser Eigenschaft habe ich die Geschichte Ludwig's des Vierzehnten und die der Feldzüge Ludwig's des Funfzehnten geschrieben. Meine Stimme wie meine Feder sind immer dem Vaterland geweiht gewesen, wie sie es jetzt Ihren Befehlen sind. Ich beschwöre Sie, die Güte zu haben, meine literarischen Streitigkeiten mit Maupertuis zu untersuchen, und zu glauben, daß ich diese ganze Angelegenheit aufgeben will, um Ihnen, Sire, zu gefallen, und weil ich mich in allen Dingen Ihrem Willen unterwerfe. Ich werde auch darin Euerer Majestät gehorchen, daß ich mich in keinen literarischen Streit einlasse, und ich beschwöre Euere Majestät zu glauben, daß, wenn ich sterbe, ich für Sie dieselbe Anhänglichkeit und Verehrung fühlen werde, wie an dem Tage, als ich zuerst an Ihren Hof kam. *)

Voltaire."

Der König nahm das Papier, welches Voltaire ihm darreichte, und überflog es mit den Augen; dann ließ er seine Blicke lange und prüfend auf Voltaire's lächelndem und lauerndem Antlitz verweilen.

---

*) Preuß: Friedrich der Gr. Th. I. S. 248.

Es ist gut, ich danke Ihnen, sagte er dann, Voltaire freundlich den Abschiedsgruß zunickend; als dieser aber hinausgegangen war, blickte der König lange und gedankenvoll vor sich nieder.

Ich traue ihm nicht, sagte er sinnend. Er war zu bereitwillig, das Manuscript zu verbrennen und jedem Streit zu entsagen. Und doch — er hat mir ja sein Ehrenwort gegeben!

Voltaire indeß war auf sein Zimmer gegangen, und wie er jetzt allein und unbeobachtet war, drückte sein Gesicht eine hämische, boshafte Freude aus.

Ah, ich hatte also richtig berechnet, sagte er mit seinem unheimlichen Grinsen. Der König wollte mir da ein Paroli biegen und mich zu Gunsten Maupertuis verlieren lassen. Ah, ich denke, dies war ein Meisterstreich von mir! Das Original-Manuscript zu verbrennen, während schon vor acht Tagen eine Abschrift desselben nach Leyden gewandert ist. Während der König denkt, daß ich ein so gutmüthiger Narr bin, jeden Kampf mit diesem bettelstolzen Maupertuis aufzugeben, wird zu Leyden mein Akakia schon gedruckt, und bald wird er durch die ganze Welt rauschen, als ein Hohngelächter, womit der Genius die aufgeblasene Narrheit, welche sich Genialität dünkt, an den Pranger stellt.

XII.

Der letzte Streit.

Es war am Vorabend des Weihnachtsfestes. Geschäftig wanderten die Menschen durch die weißbeschneiten Straßen, um in den auf dem Schloßplatz aufgestellten Buden für die Kinder daheim den Tannenbaum und die kleinen Geschenke einzukaufen. Aber doch war der Markt heute weniger besucht von Käufern wie das sonst zu sein pflegte. Die Verkäufer standen traurig in den Buden, und schauten mit gerunzelter Stirn diesen Schaaren lachender und plaudernder Menschen zu, welche achtlos an ihnen vorübergingen und nach dem nahegelegenen Gensd'armenmarkt eilten.

Und allerdings, auf dem Gensd'armenmarkt hatte man heute ein seltenes, ungewohntes Schauspiel, wie man es unter Friedrich's des Großen Regierung nur dies Eine Mal sehen sollte.

Da war ein Scheiterhaufen errichtet und neben dem-

selben stand der Henker in seiner rothen Amtstracht. Wie? Sollte der „heilige Abend" heute mit einer Hinrichtung gefeiert werden? War es deshalb, daß diese Tausende neugieriger Menschen in dichtgedrängten Reihen den Scheiterhaufen umstanden? Deshalb, daß die Fenster all' dieser Häuser geöffnet und mit Gruppen eleganter Damen und Cavaliere geschmückt waren?

Ja, allerdings wollte man da eine Hinrichtung feiern, aber eine blutlose, welche wenigstens dem Delinquenten keine Schmerzen verursachte. Auch waren die Blicke dieser Tausende jetzt nicht auf den Scheiterhaufen gerichtet, sondern Alle schauten sie empor zu diesem Fenster, welches sich da drüben an dem großen Hause auf der Seite der Taubenstraße *) geöffnet hatte. An diesem Fenster stand ein bleicher Mann mit eingefallenen Wangen und kränklicher, gebeugter Gestalt. Aber sein Geist war ungebeugt, das sah man an dem stolz gehobenen Haupt, an dem ironischen, verächtlichen Lächeln, das nicht bloß auf seinen Lippen, sondern auf seinem ganzen Antlitz stand, an diesen flammenden, großen Augen, welche sprühende Blicke in der Menge umhersandten, um hier und dort irgend einen Bekannten zu grüßen.

---

*) Taubenstraße Nr. 20.

Dieser Mann war Voltaire! Voltaire, welcher gekommen war, der Hinrichtung beizuwohnen, der Hinrichtung seines Akakia, der allerdings in Leyden gedruckt und in ganzen Ballen nach Berlin gesandt worden war.

Voltaire hatte also sein schriftliches und mündliches Versprechen, er hatte sein Ehrenwort gebrochen, und der König, auf's Äußerste gebracht durch dieses ehrlose Betragen, hatte in seinem Zorn beschlossen, dasselbe öffentlich zu strafen.

Und jetzt wirbelten die Trommeln, und dann unter dem athemlosen Schweigen der Menge las ein Beamter des Königs das Urtheil vor, das Urtheil, welches die boshafte, verleumderische Schrift, durch welche der edle, tugendhafte und berühmte Gelehrte Maupertuis dem allgemeinen Gespött hätte Preis gegeben werden sollen, welches den Akakia zum Feuertode verurtheilte.

Voltaire stand immer noch ruhig und lächelnd an dem geöffneten Fenster, er sah, wie der Henker diese Ballen gedruckten Papiers in das Feuer warf, er sah, wie die Flammen hoch emporwirbelten zum Himmel, und sein Antlitz blieb hell und seine Augen verloren nichts von ihrem glühenden Feuer.

Immer dichter schlugen die Rauchsäulen empor, immer mächtiger schlugen die Flammen zum Himmel auf.

Die Menschen schauten schweigend dieser seltsamen Hinrichtung zu, und das Lachen und Plaudern war verstummt. Da hörte man plötzlich ein lautes, spottendes Gelächter, und eine mächtige Stimme rief:

Seht da den Geist Maupertuis, welcher ganz und gar in Rauch aufgeht! Ah, welch' ein dicker und schwarzer Rauch! Wie viel verschwendetes Holz! Der Akakia ist unsterblich! Ihr verbrennt ihn hier, aber er bleibt doch lebendig, und die ganze Welt wird ihn kennen lernen! Denn was für die Unsterblichkeit geboren ist, kann kein Holzscheit verbrennen! *)

Das war Voltaire, welcher so sprach. Dann warf er das Fenster klirrend zu und trat in das Gemach zurück.

Leben Sie wohl, Herr von Francheville, sagte er ruhig, ich danke Ihnen, daß Sie mir erlaubt, meiner Hinrichtung beizuwohnen. Sie sehen, ich habe es gut überstanden, denn nicht Jeder stirbt, den man verbrennt. Leben Sie wohl! Ich muß auf's Schloß, denn ich habe da ein wichtiges Geschäft.

Mit jugendlicher Lebendigkeit eilte er von dannen und hinunter zu seinem Wagen.

---

*) Thiébault Vol. V. S. 265.

Das Volk, welches ihn erkannte, jauchzte ihm mit freudigen Zurufen entgegen, und im Triumph fuhr Voltaire durch die Menge, welche ihn mit freudiger Theilnahme grüßte, während der Henker die letzten Ballen des Akakia in die Flammen schleuderte.

Aber in seinen Gemächern im königlichen Schlosse angelangt, verschwand das Lächeln aus seinen Zügen und sie zeigten jetzt all' die Wuth und den Zorn, welche sein Inneres bewegten.

Mit hastiger Hand nahm er aus seinem Portefeuille das vom König unterzeichnete Pensionspatent hervor; dann riß er das blaue Band mit dem großen Ordenssterne von seinem Halse und schnitt mit raschem Griff den kleinen goldenen Schlüssel von seinem Hofgewand ab, das der Kammerdiener da zu seiner Toilette bereit gelegt hatte.

Aus diesen drei Dingen machte er sodann ein Packet, das er versiegelte und auf das er als Aufschrift folgende Verse schrieb:

Je les reçus avec tendresse,
Je Vous les rends avec douleur,
C'est ainsi qu'un amant dans son extrême fureur,
Rend le portrait de sa maitresse.

Dann rief er seinen Kammerdiener und befahl ihm, dies Packet sofort hinüber zu tragen zum König. Nicht das mindeste Zaudern war in ihm, nicht das leiseste Bedauern über diese große Pension, welche er eben aufgab. Er fühlte, daß er das müßte, daß seine Ehre, sein Stolz das verlangte. In diesem Augenblick war sein Antlitz leuchtend und schön, in diesem Augenblick war er der stolze, sebstbewußte, freie Dichter, der Genius hatte den Menschen in ihm besiegt und leuchtete strahlend von seiner Stirn.

Aber der schöne Moment ging vorüber, und der kleine, berechnende, geizige Mensch trat wieder in seine Rechte ein.

Voltaire erinnerte sich wieder, daß er nicht bloß Orden und Ehrentitel, sondern auch Geld aufgegeben hatte, und ein wüthender Schmerz, eine maßlose Angst überkam ihn.

Er eilte zu seinem Schreibtisch hin, und mit zitternder Hast schrieb er an den König einen flehenden Brief, in welchem er um Gnade und Erbarmen bat, um Mitleid mit seiner unglücklichen Lage und seinem tiefen Schmerz. *)

---

*) Preuß: Friedrich der Gr. Vol. I. S. 248.

Und der König hatte Mitleid, Mitleid mit dieser zerstörten Freundschaft, die jetzt in wüsten Trümmern zu seinen Füßen lag, und für welche er noch die Pietät empfand, welche man für das Grab eines Verstorbenen hat.

Er sandte Voltaire mit einem freundlichen Schreiben die „bagatelles“ zurück, und lud ihn ein, ihn nach Potsdam zu begleiten.

Voltaire nahm es an, und die Zeitungen verkündigten, daß der berühmte französische Dichter von dem König seine Orden und Titel und seine Pension wieder erhalten und sich mit dem König nach Potsdam begeben habe.

Aber dieser anscheinende Frieden war nur von kurzer Dauer. Die Freundschaft war gestorben, und gegenseitige Erbitterung war an die Stelle der Liebe und Hochachtung getreten.

Voltaire fühlte endlich die Unmöglichkeit, länger zu bleiben, und gedrängt von den kalten und eisigen Blicken, von dem ironischen, fast verächtlichen Lächeln des Königs bat er endlich um seine Entlassung, welche ihm der König dies Mal nicht verweigerte. —

Eines Tages, als der König, umgeben von seinen Generalen, auf dem Paradeplatz stand, meldete man ihm,

daß Herr von Voltaire um die Erlaubniß bitte, sich beurlauben zu dürfen.

Der König wandte sich mit ruhigem Antlitz zu ihm um. Ah, Herr von Voltaire, sagte, er, Sie wollen also durchaus abreisen?

Sire, unaufschiebbare Geschäfte und besonders meine Gesundheit zwingen mich dazu, sagte Voltaire laut genug, um von Jedermann vernommen zu werden.

Der König neigte sein Haupt zu einem leichten Gruß. Monsieur, ich wünsche Ihnen eine glückliche Reise,*) sagte er, und wandte sich dann wieder an den alten Feldmarschall Ziethen, um das angefangene Gespräch mit ihm ruhig fortzusetzen.

Voltaire machte eine tiefe, ceremonielle Verbeugung, und ging, um die bereitstehende Postchaise zu besteigen.

So schieden sie. Die Freundschaft war in Asche zerfallen, und keine spätern Betheuerungen und Worte konnten sie wieder zum Leben erwecken.

Der König und der Dichter nahmen von einander Abschied, um sich niemals wieder zu sehen!

---

*) Thiébault: Vol. V. pag. 271.

Ende des vierten und letzten Bandes.

Druck von A. Bahn & Comp. in Berlin, Schleuse 4.